

**KARL PRENNER,
CHRISTIAN WESSELY,
FRANZ WINTER (HG.)**

unter Mitarbeit von Br. Nikodemus Paul Glöbl,
Katharina-Maria Grilz und Fabian Müller

VERLORENES ERBE

Claus Schedls Blick auf
die Religionsgeschichte
des Orients

Graz University
Library Publishing



Verlorenes Erbe

Karl Prenner, Christian Wessely und Franz Winter (Hg.)

Verlorenes Erbe

Claus Schedls Blick auf die Religionsgeschichte des Orients

Verlorenes Erbe. Claus Schedls Blick auf die Religionsgeschichte des Orients,
hgg. v. Karl Prenner, Christian Wessely und Franz Winter 2022

DOI: 10.25364/978-3-903374-06-5

ISBN: 978-3-903374-06-5

Graz University Library Publishing
Universitätsplatz 3a
8010 Graz

<https://library-publishing.uni-graz.at>

Grafische Grundkonzeption: Roman Klug, Presse und Kommunikation, Universität Graz

Coverbild: Sammlung Claus Schedl

Lektorat: Anja Schmedler, Thomas Striedinger

Satz: Christian Wessely

Typografie: Source Serif Pro und Roboto

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz, ausgenommen von dieser Lizenz sind Abbildungen, Screenshots und Logos.

Kontakt: Franz Winter, Universität Graz, franz.winter@uni-graz.at, ORCID-ID [0000-0002-9115-9759](https://orcid.org/0000-0002-9115-9759)

Zusammenfassung

Der Theologe und Religionswissenschaftler P. Claus Schedl CSsR (1914–1986) wirkte nicht nur als Wissenschaftler und Universitätslehrer in Mautern, Wien und Graz; er war auch ein profunder Kenner des Vorderen Orients und bereiste ihn (wie auch andere Weltgegenden) im Laufe seines Lebens oft. Diese unmittelbare Kenntnis der Verhältnisse vor Ort fand Eingang in seine wissenschaftlichen Arbeiten und seine Lehrtätigkeit. Zu seinem Vermächtnis zählen aber auch tausende fotografische Aufnahmen, die er zwischen 1951 und 1984 gemacht und in Form von Dias hinterlassen hat. Diese Aufnahmen stellen Szenarien dar, die heute zum Großteil verloren sind: Politische Unruhen, Kriege, gesellschaftliche Verwerfungen oder schlicht eine missverstandene Modernisierung haben ihren Tribut gefordert. Diese Publikation bereitet einen Teil dieses Erbes und Schedls bisher unveröffentlichtes und nur in einem Exemplar vorliegendes Typoskript „Erwanderte Bibel“ auf. Ergänzt wird sie durch Beiträge von Mitarbeitern und Weggefährten sowie von Fachkolleginnen und -kollegen, die die von den Zeitumständen geprägte Sicht Schedls anhand aktueller Forschungsergebnisse ergänzen.

Schlagwörter: Claus Schedl, Religionswissenschaft, Naher Osten, Mittlerer Osten, Islam

Abstract

The theologian and professor of religious studies P. Claus Schedl CSsR (1914–1986) was not only a renowned scholar and university teacher in Mautern, Vienna and Graz, but also had profound knowledge about the Middle East (or: but also an expert on the Middle East), a region he travelled frequently. The experiences he made became part of both his academic work and his teachings. In addition, he made several thousand photos between 1951 and 1984 during his visits. These slides depict scenarios which are irretrievably lost today, in part due to political unrest, civil war or social trouble, but also due to a misunderstood modernization. This publication processes a part of this heritage and of Schedls unpublished typescript “Erwanderte Bibel” (“Travelling the Bible”). Additional contributions by colleagues and companions add a contemporary academic view on Schedls work which is to be read on the basis of the prevailing circumstances.

Keywords: Claus Schedl, Middle East, Islam, Near Eastern Archaeology, Biblical Studies

Inhalt

Einleitende Bemerkungen der Herausgeber	9
---	---

Karl Prenner

Claus Schedl: Biographische Skizzen.....	13
--	----

Ulrike Bechmann

Claus Schedl und das Heilige Land.....	19
--	----

Hannes D. Galter

Palmyra einst und heute	41
-------------------------------	----

Manfred Hutter

Claus Schedl (1914–1986) und die babylonisch-assyrischen Religionen	69
--	----

Karl Prenner

Claus Schedl: Sein wissenschaftliches Werk	85
--	----

Christian Wessely

Unzeitgemäßes Medium, unzeitgemäße Theologie	101
--	-----

Franz Winter

Claus Schedl und Ägypten	119
--------------------------------	-----

Claus Schedl

Erwanderte Bibel.....	131
-----------------------	-----

Die Reisen des Claus Schedl	329
-----------------------------------	-----

Abbildungsverzeichnis.....	331
----------------------------	-----

Die Autorinnen und Autoren	335
----------------------------------	-----

Einleitende Bemerkungen der Herausgeber

Diese Publikation macht der interessierten Öffentlichkeit erstmals eine einzigartige Materialsammlung zugänglich, die eng mit dem Wirken des Gründers des Instituts für Religionswissenschaft an der Katholisch-Theologischen Fakultät Graz, Claus Schedl (1914–1986), verbunden ist. Es handelt sich dabei um tagebuchartige Beschreibungen einiger seiner ausgedehnten Reisen, die er von 1951 bis 1986 zeitweise fast jährlich antrat und die ihn vor allem in Länder des Nahen Ostens führten. Der Text dieses Reisetagebuches lag bisher nur als Einzelexemplar in der Grazer Universitätsbibliothek unter dem Titel „Erwanderte Bibel“ im Typoskript vor,¹ enthält aber wesentliche Einblicke in die Situation dieser Region in den Jahrzehnten nach den Verwerfungen der beiden Weltkriege und dem weitgehenden Ende der europäischen Kolonialpräsenz, aber noch vor den sozialen, ökonomischen, politischen und religiösen Veränderungen, die sich ebendort insbesondere seit den ausgehenden 1970er Jahren vollzogen und deren Folgen uns nun schon seit Jahrzehnten beinahe tagtäglich medial beschäftigen.

Neben diesem Typoskript konnte ein weiterer einzigartiger Bestand für diese Publikation miteinbezogen werden: Im Rahmen dieser Reisen hat Claus Schedl umfangreiches Bildmaterial zusammengestellt, das zum größten Teil aus selbst fotografierten Dias, aber auch aus vor Ort gekauften Diazusammenstellungen besteht. Das Ergebnis ist eine umfangreiche Sammlung von Bildern, die von der Ordensleitung der Redemptoristen dem Institut für Religionswissenschaft überlassen wurden. Deren Digitalisierung und Einspeisung in eine Datenbank war ein wesentlicher Grundstein für diese Arbeit.² Dieses Bildmaterial bietet einzigartige Einblicke in eine spezifische Periode der Geschichte des Nahen Ostens, die völlig anders scheint, als die gegenwärtige Situation in dieser massiv erschütterten Region es erwarten lässt. Das betrifft zum einen natürlich den Zustand der archäologischen Stätten, die zweifellos im Zentrum des Interesses dieser Reisen standen, aber auch diverse Einblicke in Alltagssituationen, wie sie im Material immer wieder zu entdecken sind, bis hin zu faszinierenden Beschreibungen bedeutsamer historischer Momente.

- 1 Der Text ist konkret in der Fachbibliothek Theologie der Universität Graz unter der Signatur BU:049:S 315 katalogisiert und findet sich in diesem Band auf den Seiten S. 133–S. 328. In den Fußnoten der flankierenden Beiträge wird darauf mit der Sigel „EB“ (= Erwanderte Bibel) verwiesen.
- 2 Eine ausführliche Beschreibung der materiellen Grundlage und der Vorgeschichte findet sich im Beitrag von Christian Wessely in diesem Band auf den Seiten S. 101–S. 117.

Eine kleine schmerzliche Einschränkung ergibt sich hier mit der Datierungsfrage. Leider hat Schedl seine Diasammlung entweder gar nicht oder nur ungenau datiert, und nur auf wenige Aufnahmen wird in seinem Originaltext ausdrücklich Bezug genommen. Deshalb ist in vielen Fällen die Zuordnung des Bildmaterials zu einer bestimmten Reise nicht möglich. Wenn es Angaben dazu gegeben hat, sind sie angeführt, ansonsten haben wir auf eine Datierung verzichtet. Es war den Herausgebern aber ein Anliegen, dieses Bildmaterial direkt mit den Texten Schedls zu kombinieren, um ein lebendiges Bild der Region im beschriebenen Zeitraum entstehen zu lassen. Dies war angesichts des einige tausend Bilder in unterschiedlichem Erhaltungszustand umfassenden Gesamtbestandes immer auch ein Auswahlprozess, der notwendigerweise unterschiedliche Selektionskriterien mit sich brachte. Es wurde versucht, in dieser Hinsicht mit möglichst großem Fingerspitzengefühl vorzugehen; den Vorrang hatte dabei die inhaltliche Eignung des Bildes gegenüber seiner photographischen Qualität. Bei den begleitenden Einzelbeiträgen der Fachkollegenschaft erfolgte die Auswahl durch die Autorinnen und Autoren der jeweiligen Beiträge. Soweit erforderlich stellten diese auch Aufnahmen aus eigenen Beständen als Ergänzung zur Verfügung; diese sind mit dem Namen der Rechteinhaber gekennzeichnet. Die Illustrationen zu Claus Schedls Originaltext wurden von den Herausgebern nach den genannten Kriterien ausgewählt.

Was die konkrete Gestaltung des Textes von Claus Schedl betrifft, so wurde der ursprüngliche Wortlaut weitgehend beibehalten und keiner Anpassung unterworfen. Zwangsläufig ergibt sich daraus die Verwendung von Terminologie, die man mit heutigen Maßstäben problematisieren würde. Das beginnt etwa bei ganz basaler Begrifflichkeit wie etwa die Bezeichnung „Mohammedaner“ bzw. „mohammedanisch“, wofür man in einem heutigen Text die Begriff „Muslim“ bzw. „muslimisch“ setzen würde. Vieles lässt sich aus dem Sprachgebrauch der Zeit, in der diese Texte verfasst wurden, aber auch aus den Zugängen zum Islam in dieser Zeit erklären und muss dementsprechend eingeordnet werden. Jedoch erschien es den Herausgebern unangebracht, hier aktiv in den Textbestand einzugreifen, weil sich dann immer die Frage nach der Grenze solcher Überarbeitungen stellt. Nicht verwundern darf zudem auch ein oft klischeehafter und zuweilen sehr pauschalisierender Blick auf Menschen und Ethnien. So fällt beispielsweise sein beständiges Lamento über den Schmutz und die Ungeordnetheit auf, die er in der arabischen Welt immer wieder beschreibt und die er nie nach möglichen Ursachen hin zu hinterfragen scheint. Auch hier ist Schedl deutlich Kind seiner Zeit, zumal sein primärer Bezugspunkt die archäologischen Stätten zu sein scheinen, die er als Bibelforscher und Theologe „erwandert“;³ während die realen politischen Verhältnisse vor Ort oft gänzlich

3 Den theologischen Hintergrund seines Interesses arbeitet Christian Wessely in seinem Beitrag für diesen Band näher heraus.

ausgeblendet sind.⁴ Das erstaunt um so mehr, als er oft Zeitzeuge von epochalen Umwälzungen war. So bereiste er beispielsweise den Irak wenige Monate nach dem Staatsstreich vom 14. Juli 1958, im Zuge dessen unter anderem der regierende König Faisal II. ermordet wurde. Zwar beschreibt Schedl im dementsprechenden Abschnitt die Schwierigkeiten, ein Visum zu bekommen, jedoch scheint ihn die damit verbundene Gefahrenlage nicht sonderlich berührt zu haben – er wollte die Ausgrabungen von Babylon sehen.⁵

Gerade hier ist eine weitere Beobachtung anzufügen: Relativ wenig erfährt man über sein Vorgehen bei den Reisen. Die Texte suggerieren sehr stark, dass er zu meist als Einzelperson die Erkundungen ausführte. Doch gerade das Bildmaterial und einige Nebenbemerkungen in den Texten machen recht klar, dass er vor Ort sehr oft auf verschiedene kirchliche Netzwerke zurückgreifen konnte. Insbesondere die Präsenz bedeutender katholischer Orden im weiten Kontext des Nahen Ostens scheint hier eine wichtige Grundlage geliefert zu haben.⁶

Zusätzlich zur Aufbereitung des Textes und des Bildmaterials werden in einem Vorspann Aspekte des Schaffens von Claus Schedl von versierten Kennern seiner Person bzw. seines Werkes in Form von einleitenden und flankierenden Beiträgen erschlossen. Diese stehen in direkter Beziehung zum präsentierten Material, d.h. den Reisebeschreibungen, beziehen sich aber auch auf das übrige umfangreiche Werk Schedls. Darin wird sein Zugang zur altorientalischen Religionsgeschichte (im Beitrag von Manfred Hutter), zu Ägypten (im Beitrag von Franz Winter), sein Umgang mit Israel (im Beitrag von Ulrike Bechmann) und dem Islam (im Beitrag von Karl Prenner) in den Kontext der Forschung und der damaligen Zeitumstände hineingestellt. Ein weiterer Beitrag (von Hans Galter) erschließt zudem am Beispiel von Palmyra die eingangs angesprochene enorme Bedeutung des Einblicks, den Schedl uns mit seinen Beschreibungen dieser Region bietet, zumal sich mit dieser bedeutenden archäologischen Stätte vandalistische Zerstörungsakte durch den sogenannten „Islamischen Staat“ in jüngster Zeit verbanden. Damit ist die unmittelbare Bedeutung dieser Publikation angesichts der jüngsten Entwicklungen im Nahen Osten hinreichend beschrieben. Der abschließende Beitrag von Christian Wessely schildert die „technische“ Seite der Aufarbeitung des Bildbestandes und versucht sich an einer theologischen Einordnung von Schedls Text.

So stellt dieser Band nicht nur einen kleinen Beitrag zur Geschichte der Orientforschung an der Universität Graz dar, deren lange Tradition ja durch Claus Schedl maßgeblich mitgestaltet wurde, sondern er sieht sich auch dem Gedanken einer

4 Auf diesen Umstand geht Ulrike Bechmann in ihrem Beitrag für diesen Band näher ein.

5 Vgl. dazu EB 3) In die Falle gegangen? – Irak, 8 .XII.1958 – 6.I.1959, S. 233.

6 Darauf weist Ulrike Bechmann in der Detailanalyse der Reisewege Schedls in Israel hin.

„open science“ verpflichtet, die um eine möglichst umfassende und allen Interessierten zugängliche Aufbereitung von wissenschaftlichen Erkenntnissen bemüht ist.

Es bleibt die angenehme Pflicht, denen Dank zu sagen, die neben den Autorinnen und Autoren das Zustandekommen dieser Ausgabe mit betrieben haben: Mag. Fabian Müller für die Digitalisierung und Erstaufnahme des Diabestandes, Br. Nikodemus Paul Glözl für den Aufbau der Bilddatenbank und die Normierung der Daten, Katharina-Maria Grilz für die Bildbearbeitung und ihr sowie Anja Schmedler und Tobias Striedinger für das Lektorat. Kollege Johannes Schiller war bei der Identifizierung schwer lesbarer hebräischer Inschriften auf den Aufnahmen Claus Schedls behilflich.

Besonderer Dank gebührt jedoch Mag. Elisabeth Stadler und Dr. Lisa Schilhan von der Abteilung Publikationsservices der Universitätsbibliothek, die diese für uns noch nicht ganz vertraute Form des Publizierens sachkundig begleitet haben.

Graz, im Juni 2022

Franz Winter

Karl Prenner

Christian Wessely

Karl Prenner

Claus Schedl: Biographische Skizzen

Im Geleitwort zu *Erwanderte Bibel* charakterisiert sich Claus Schedl als einen „einsamen Wanderer ferner Wege“.¹ Diese Selbstbeschreibung kann nicht nur wortwörtlich verstanden werden, wie ja seine Reiseberichte in *Erwanderte Bibel* und seine 32 Exkursionen sehr anschaulich vor Augen führen, sondern kann auch als Metapher seines vielfältigen geistigen Schaffens und Wirkens gelten, für neue Wege, die er in der Forschung einschlug, für neue Denkansätze, die er als Wissenschaftler kontinuierlich verfolgte und für zukünftige Entwicklungen, auf die er hinwies.

Biographisches

Der akademische Werdegang von Claus Schedl bildet bereits dessen vielfältiges und breites Wirken ab, nicht nur als Bibeltheologe, sondern auch als Orientalist und Religionswissenschaftler. Claus Schedl wurde am 3. August 1914 in Oberloisdorf im Burgenland geboren. Das Theologiestudium absolvierte er ab 1934 an der Philosophisch-theologischen Ordenslehranstalt der PP. Redemptoristen in Mautern in der Steiermark. 1939 erfolgte die Priesterweihe. Nach der Auflösung des Klosters durch das nationalsozialistische Regime wurde die Lehranstalt in das exterritoriale Kloster Attnang-Puchheim verlegt, wo er 1940 das Studium abschloss. Da man ihn aufgrund einer Knochenoperation an der Schädeldecke für den Militärdienst für „untauglich“ erklärt hatte, konnte er seine akademischen Studien weiterverfolgen. An der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien schloss er das Doktoratsstudium mit der Dissertation: „*Das Christusbild der koptischen Mönche, dargestellt aufgrund der Apophthegmata Patrum*“ (1942 Promotion zum Dr. theol.) ab. Spezialstudien belegte er am Institut für Ägyptologie und Afrikanistik. An der philosophischen Fakultät der Universität Tübingen folgte sein zweites Doktoratsstudium aus dem Hauptfach Semiotik mit Schwerpunkt Arabisch und Syrisch bei Prof. Enno Littmann. Da ein solches Studium aufgrund der politischen Zeitumstände nicht unproblematisch war, war er zwei Jahre hindurch der einzige Hörer. Nebenfächer waren Alte Geschichte mit Schwerpunkt Hellenismus und Biblische Theologie des Neuen Testaments. Mit seiner Dissertation: „*MARE-RAZE, der Herr der Mysterien. Untersuchungen zum Christusbild Ephräm des Syrers, dargestellt aufgrund der Epiphaniehymnen*“ wurde er 1943 zum Dr. phil. Orientalis promoviert. Um sich zu habilitieren, inskribierte er 1943/44 an der Katholisch-theologischen Fakultät Breslau das Fach Biblische Theologie. Da

1 In diesem Band, S. 133.

aber die russische Front immer näher rückte, musste er Breslau verlassen und kam nach Wien. Hier, in der Marienpfarre im Redemptoristenkloster Hernals, widmete er sich der Seelsorge und hielt im Winter 1945/46 „in der ungeheizten Sakristei, die Fenster mit Brettern verschlagen, unter grossem Zulauf“ seine ersten Bibelstunden.² Dies war der Anfang seiner schriftstellerischen Tätigkeit, denn die Hernalser Bibelstunden erschienen als Buch unter dem Titel „Sehnsucht der ewigen Hügel.“³ Diesem folgte eine eigene Psalmenübersetzung.⁴ Mit seinen „Thesen wider des Alten Testaments Verächter“ hat er Wesentliches für das Verständnis dieses in der NS-Zeit geächteten und verfemten Buches beigetragen. Nach dem Krieg habilitierte er sich im Bereich alttestamentliche Bibelwissenschaft. „Trotz der schwierigen Nachkriegsverhältnisse, wo in den kalten Bibliotheken die Finger fast erfroren, nicht aber der Verstand, gelang in fast zweijähriger Arbeit die Habilitationsschrift *Mythos und Offenbarung. Versuche einer Biblischen Theologie, dargestellt an der Verkündigung der Propheten Amos und Hosea*.“⁵ 1947 wurde er vom Bundesministerium für Unterricht zum Privatdozenten für das Fachgebiet *Altes Testament* ernannt und erhielt 1961 den Titel eines ordentlichen Professors verliehen.

Mit der Ernennung zum Privatdozenten begann seine Lehrtätigkeit in Wien und gleichzeitig auch an der wieder eröffneten Philosophisch-Theologischen Ordenshochschule der PP. Redemptoristen in Mautern. 12 Jahre hindurch (1951-57 und 1959-65) bekleidete er an der Ordenshochschule das Amt des Rektors. Da nach dem II. Vatikanischen Konzil die Hörerzahl stark abnahm, entschloss sich die Ordensleitung, die Theologische Lehranstalt in Mautern zu schließen.

Ab 1952/53 lehrte er an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Karl-Franzens-Universität Graz Neutestamentliche Bibelwissenschaft. Ab 1954 erhielt er vom Bundesministerium für Unterricht den vierstündigen Lehrauftrag für Biblische Theologie, Biblische Hilfswissenschaften und Syrisch in Graz. Die Herausbildung eines eigenen Faches *Biblische Theologie* war eine Folge der Enzyklika *Divino afflante spiritu* (1943), in der die Forderung erhoben wurde, eine Lehrkanzel für das Fach *Biblische Theologie* zu errichten. 1967 wurde Schedl mit Dekret des Bundesministeriums für Unterricht zum ordentlichen Professor für Biblische Theologie an der Karl-Franzens-Universität Graz ernannt. 1973/74 fungierte er als Dekan der Katholisch-Theologischen Fakultät. Im Zusammenhang mit der Neuordnung der Universitäten durch das UOG 1975 konnte mit Erlass des BMfWF 1978 die bisherige Lehrkanzel für Biblische Theologie in das Institut für Religionswissenschaft umgewandelt werden. Anstelle der 1973 an

2 Schedl, Curriculum Vitae, 2.

3 Schedl, Die Sehnsucht der ewigen Hügel.

4 Schedl, Psalmen.

5 Schedl, Curriculum Vitae, 3.

der Lehrkanzel für Biblische Theologie errichteten Abteilung für Neutestamentliche Biblische Theologie (Abteilungsleiter war ao. Prof. Franz Zeilinger) wurde 1981, nach der Berufung Zeilingers zum Ordinarius für Neutestamentliche Bibelwissenschaft, die Abteilung Islamwissenschaft mit Schwerpunkt Koranforschung errichtet. Abteilungsleiter wurde Univ.-Ass. Dr. Karl Prenner. Mit der Errichtung dieser Abteilung war auch die Vergabe von Lehraufträgen an der Fakultät gewährleistet. Schedls Anliegen war es, den Islam, dessen zunehmende gesellschaftliche Relevanz sich damals bereits abzeichnete, in der universitären Lehre und Forschung auch entsprechend zu verankern. Die Entwicklung der folgenden Jahre sollte ihm Recht geben. Die durch die Berufung Zeilingers auf den neutestamentlichen Lehrstuhl frei gewordene Planstelle wurde mit Mag. theol. Manfred Hutter besetzt. Sein Arbeitsgebiet bildeten die Religionen des Alten Orients. Durch seine beiden Mitarbeiter, Hutter und Prenner, hat Schedl die Basis für die zukünftige religionswissenschaftliche Ausrichtung des Instituts gelegt, zumal Hutter seine religionswissenschaftlichen Kompetenzen in der Folge kontinuierlich erweiterte. Univ.-Prof. Dr. Karl M. Woschitz, der Schedl als Ordinarius nachfolgte, vertrat nicht nur die Biblische Theologie, sondern erweiterte die religionswissenschaftliche Forschung und Lehre des Instituts auch im Bereich der Klassischen Antike.

1984 erfolgte Schedls Emeritierung. Kurz zuvor wurde er noch mit dem *Großen Goldenen Ehrenzeichen des Landes Steiermark* und dem *Großen Silbernen Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich* ausgezeichnet. Am 19. Juni 1986 verstarb er infolge eines Autounfalles.

„Wander- und Lernjahre“

In den Jahren 1951 bis 1960 hat Claus Schedl den ganzen Vorderen und Mittleren Orient persönlich erwandert und erfahren. Die Faszination für die Welt des Orients begleitete ihn zeitlebens. Im Rückblick spricht er von „Wander- und Lernjahren auf den Spuren der Bibel“ (Palästina, Syrien, Ägypten, Griechenland, Irak, Türkei) in einer Zeit, in der nur wenige Touristen die Region besuchten und in der auch die politische Lage im Nahen und Mittleren Osten sehr instabil war. Mehrmals wurde er verhaftet und sogar unter Beschuss genommen. Dennoch verbinden sich wertvolle Erkenntnisse über Land und Leute mit diesen Wander- und Lernjahren; so hält er etwa fest: „Aber trotz aller Spannungen kann man sich unter den Arabern sehr wohl fühlen. Dort ist der Mensch dem Menschen noch viel näher als in unserer hohen Zivilisation.“⁶

6 Schedl, in diesem Band: 3) In die Falle gegangen? – Irak, 8 .XII.1958 – 6.I.1959, , S. 237..



Aufgrund seiner vielfältigen Reisetätigkeiten wurde die Gesellschaft für Akademische Reisen in Zürich auf ihn aufmerksam und engagierte ihn als Reiseleiter. Insgesamt begleitete er 32 archäologische und religionsgeschichtliche Exkursionen ins Heilige Land, die Türkei, nach Syrien und Ägypten, in den Irak, nach Persien, Afghanistan, Pakistan und Indien, dann weiter über Burma, Thailand, nach Indonesien und Japan. „Wenn ich alles zusammenrechne, sind das fast drei Jahre Wanderung auf den Spuren der Bibel und auf den Spuren der alten Religionen und Kulturen.“⁷

Abb. 1: Claus Schedl in der Nähe von Petra (Jordanien), 1977, 57/06.

Seine biographischen Notizen in den Klemensblättern schließt er mit folgender Überlegung:

„Wenn der liebe Gott mit mir noch etwas Geduld hat, möchte ich noch weiterlernen. Mir scheint, daß ich jetzt erst so richtig am Anfang steh und eine kleine Ahnung hab, wie und wo es weitergehen könnte ins unbekannte Feld der Forschung. Das Schönste im Leben ist nun einmal das Essen vom Baum der Erkenntnis und der Wissenschaft. Um wirklich weise zu werden, ist das Leben aber zu kurz.“⁸

7 Schedl, Noch immer nicht aus'lernt, 38.

8 Ebd.

Literatur

Schedl, Claus: Curriculum Vitae, Graz 1982.

Schedl, Claus: Die Sehnsucht der ewigen Hügel. Christus im Alten Testament, Graz 1947.

Schedl, Claus: Erwanderte Bibel. Erlebnis-Skizzen. 25 Jahre unterwegs, hrsg. v. Alfred Schedl, Wien 1978/1987, in diesem Band 125–296.

Schedl, Claus: Psalmen. Im Rhythmus des Urtextes. Eine Auswahl, Wien 1964.

Schedl, Claus: Noch immer nicht ausgelernt ..., Klemensblätter Mai/Juni, 47 (1981) 37–38.

Ulrike Bechmann

Claus Schedl und das Heilige Land

Die Erinnerungen von Claus Schedl zeigen, dass ihm als Alttestamentler viel am Kontext des Alten Orients und dessen Religionen bis zur Gegenwart lag. Zahlreiche Reisen und Reiseleitungen führten ihn in diese Länder. Er lernte Arabisch und etwas Ivrit genauso, wie er altorientalische Sprachen studierte. Dieses umfassende Interesse erinnert mich an meinen Lehrer Manfred Görg, seine vielen Aufenthalte und Reisebegleitungen im Nahen Osten. Keine Vorlesung fand ohne den altorientalischen Kontext statt, immer wieder auch mit Hinweisen auf die gegenwärtige Situation.¹ Ähnlich scheint es bei Claus Schedl gewesen zu sein. Für Claus Schedl sind wichtig: das Interesse am Heiligen Land, das sich in seinen Reisen äußerte, und die wissenschaftliche Beschäftigung als Alttestamentler, die sich insbesondere in seinem mehrbändigen Werk „Geschichte des Alten Testaments“ niederschlug. In diesem Beitrag konzentriere ich mich insbesondere auf seine Erkundungen im Jahr 1951, die weitgehend zu Fuß stattfanden. Diese Reise dauerte vom 28.4. bis 15.8.1951. In seinem Erlebnisbericht (=EB) kommt sowohl seine christliche Verankerung als auch sein wissenschaftliches Interesse an einer Kontextualisierung der biblischen Theologie zum Tragen, auch wenn er das selbst so nicht ausdrückte. Doch sich 1951 auf den Weg zu machen, in einem noch vom Krieg gezeichneten Land zu Fuß unterwegs zu sein, ohne die Infrastruktur, wie sie heute Reisende vorfinden, ist ein Wagnis – und der Bericht darüber ist interessant zu lesen, weil der politische wie soziale Kontext durchscheint und der Bericht seine Bibelhermeneutik zeigt.² Einigen Aspekten möchte ich hier nachgehen.

1. Der Weg in das „Heilige Land“ 1951 – Romantik und Realität

Claus Schedls Interesse am Heiligen Land, das sich in seinen Reisen zeigte, wird in dem hier in diesem Band edierten Reisebericht beschrieben.³ Schedl war mehrfach im Heiligen Land, das erste Mal (zumindest erstmals belegt) 1951, manchmal erwähnt in den Vorworten zu seinem fünfbandigen Werk „Geschichte des Alten Testaments“. Im dritten Band erwähnt Schedl zudem eine Reise in die Türkei, nach Syrien, Irak, Jordanien, Israel und Griechenland vom Herbst 1958 bis in das Frühjahr 1959:

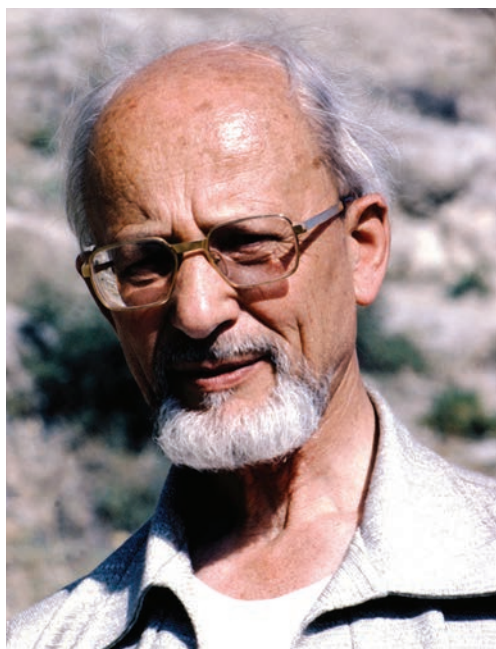
1 Vgl. Bechmann, Nachruf.

2 Vgl. Bechmann, Shifts.

3 Die Zitate aus dem Manuskript „Erwanderte Bibel“ (in diesem Band S. 133–S. 328) werden im Folgenden nach den Überschriften der einzelnen Kapitel zitiert.

Palästina selbst habe dabei buchstäblich von Dan bis Beerseba, ja bis nach Eilat, vielfach zu Fuß durchwandert, alte und neue Grabungen besichtigt und die Landschaft auf mich wirken lassen, der Gott so tief seine Spuren eingeprägt hat.⁴

Das Vorwort zum vierten Band beginnt damit, dass er 1959 von Mesopotamien kommend nach Palästina kam. Reisen ins Heilige Land leitete er des Weiteren nach eigenen Angaben von 1962–1965. Doch nur der Erlebnisbericht von 1951 liegt ausführlich vor und er ist insofern besonders interessant, da er die erste Begegnung Schedls mit dem Land und eine frühe Zeit schildert, in der so gut wie niemand touristisch im Heiligen Land unterwegs war.



[Abb. 1: Claus Schedl, um 1975, 56/28.](#)

Schedl reiste mit dem Schiff über Kreta, Alexandrien und Syrien in das Heilige Land, er bettete diesen Besuch in den Kontext der anderen nahöstlichen Länder ein, wie andere vor ihm.⁵ Syrien, Palmyra, Amman, Jerusalem, viele Stationen im Heiligen Land und Ausflüge in das heutige Jordanien (Madaba, Wadi Arnon, Gerasa), das war die Route, die er 1951 laut dem Reisebericht nahm. Dabei verknüpfte er die besuchten Orte im heutigen Syrien und Jordanien mit biblischen Geschichten. Besichtigungen im heutigen Jordanien unternahm er auch von Ostjerusalem aus, das damals Teil Jordaniens war.

Schedl selbst schreibt im Geleit zu den 1978 fertiggestellten Berichten über seine vielen Reisen: „Die meiste Zeit

gehörte aber dem Land der Bibel selber, also dem heiligen oder unheiligen Land, wie man's nennen mag.“ Die Liste seiner Reisen, von denen er viele für Gruppen geführt hat, nennt aber Ägypten und andere Länder öfter als das Heilige Land. Letzte-

4 Schedl, Geschichte, Bd. 3, XI.

5 So lag z.B. für die Schwestern Agnes und Margaret Smith, die ein Palimpsest des Neuen Testaments im Katharinenkloster entdeckten, auch Ägypten als erstes Ziel näher, trotz presbyterianischer strenger bibelorientierter Prägung, vgl. Bechmann, Perception.



[Abb. 2: Claus Schedl \(r.\) an einer Ausgrabungsstätte am Ufer des Mittelmeeres, 48/07.](#)

res schildert er teils als Wissenschaftler, wenn er Grabungen beschreibt, teils sieht sich er sich aber wie im Gilgameschepos als „einsamer Wanderer ferner Wege“.⁶

Wie reiste er? Einige Male erwähnt er, dass er mit Tropenhelm, Sonnenbrille und etwas Vorrat im Priester- bzw. Ordensgewand unterwegs war. Nur einmal tauscht er den Tropenhelm mit der Kuffiya, dem arabischen Kopftuch, um nicht so aufzufallen und als „jüdischer Spion“ verdächtigt oder verhaftet zu werden, was ihm im Grenzgebiet kurz nach dem Krieg zwischen Israel und den arabischen Staaten (1948–49) passiert war.⁷

Schedl richtete den Blick auch auf die Gegenwart, auf das Leben der Menschen, er kommentierte oft ihre Lebensumstände mit Blick für die Armut, die sich dahinter verbarg. Aber es gibt in seinem Reisebericht auch viele Beispiele orientalischer Gastfreundschaft: „Ich wanderte wieder westwärts gegen Bethel und Ramallah. Für das letzte Stück des Weges bot mir ein freundlicher Bauer seinen Esel zum Reiten an.“⁸

Der Stil der Beschreibungen entspricht der damaligen Zeit, ist fragmentiert in Einzelepisoden und vieles würde man so heute nicht mehr sagen können. Hier geht es aber darum, aus dem Bericht den dahinterliegenden Zugang zum Heiligen Land zu finden.

6 Vgl. auch Prenner, Schedl; Prenner, Geburtstag.

7 Vgl. EB 9) Zweimal verhaftet – Nebi Samwil, 11. und 12.VI.1951, S. 152.

8 EB 12) Gespenst in den Ruinen – Ai, 15.VI.1951, S. 159.

2. Archäologische Wissenschaft und biblischer Text

Schedl war nicht der Einzige, der sich auf biblische Spuren im Heiligen Land begab, einmal in der Hoffnung, der biblischen Zeit dadurch näher zu kommen und durch das Land die damalige Zeit und Landschaft selbst zu erleben, dann aber auch, um die wissenschaftlich bezeugten Orte zu besuchen. Die Geschichte der Pilger:innen ins Heilige Land seit frühester Zeit, deren berühmtestes frühes Beispiel vermutlich Egeria (ca. 381–384) ist,⁹ kann hier nicht nachgezeichnet werden. Hatte die aufklärungsorientierte Wissenschaft des 19. Jhs. die biblischen Texte grundsätzlich in Zweifel gezogen (Stichwort: Darwins Evolutionstheorie), so regte der gleiche Impetus auch die Ausgrabungstätigkeiten im Heiligen Land an, die durch die kolonialen Zugriffe leicht möglich waren.

Die Bibelwissenschaft versuchte allerdings seit Mitte des 19. Jhs. gerade durch die Archäologie *wissenschaftlich* fundierte Beweise der biblischen Erzählungen zu finden, die entweder die Bibel gegen den Verdacht des reinen Mythos verteidigten oder die Grundlage für die historisch-kritische Betrachtungsweise der biblischen Texte liefern sollten.¹⁰ Schedl nahm das Land mit wissenschaftlichem Interesse unter seine Füße, indem er möglichst viele Ausgrabungen und Landschaften selbst sehen und untersuchen wollte. Anfang der 1950er Jahre fand man kaum Literatur zum Heiligen Land, erst mit den 1960ern beginnen im deutschen Sprachraum solche Beschreibungen.

Ab und zu scheint durch, dass er die Infrastruktur der Orden, vor allem der Franziskaner:innen, nutzte, um in deren Hospizen oder Gästehäusern zu wohnen. Er suchte Kontakt zu Archäologen des 1924 gegründeten Studium Biblicum Franciscanum und der 1890 gegründeten *École Biblique* der französischen Dominikaner, unter deren Begleitung er einige Ausgrabungen besuchte. Der Franziskanerpater Sylvester Saller OFM der am Berg Nebo gearbeitet hatte und dann im biblischen Bethanien (el-‘Eizariya)¹¹ zwischen 1949 und 1953 die Reste und Grundrisse von Kirchen der byzantinischen Zeit ausgrub, fuhr mit Schedl und P. Bellarmino Bagatti OFM am 18. Juni 1951 nach Bethanien. P. Bellarmino arbeitete seit 1935 in Jerusalem als Professor für christliche Archäologie und Jerusalem-Topographie, u.a. grub er bei

9 Vgl. Donner, Pilgerfahrt; der lateinische Reisebericht ihrer Briefe an andere Frauen ist online zugänglich http://www.fh-augsburg.de/~harsch/Chronologia/Lspost04/Egeria/ege_it00.html (Zugriff 4.1.2022); vgl. auch Röwekamp, Egeria.

10 Schon 1890 wurde die *Ecole biblique et archéologique française de Jérusalem* gegründet, um die Bibel im Kontext zu studieren und um Archäologie und Exegese zu fördern, vgl. <https://www.ebaf.edu/ecole-biblique/the-ecole-biblique-a-century-old-history/> (Zugriff 4.1.2022). Zur Geschichte der Archäolog:innen in Palästina (als geographischem Begriff) vgl. Schroer/Staubli, Vergangenheit; Hübner, Palaestina exploranda.

11 Die Diskussionen um die Lage des neutestamentlichen Bethaniens und die Namensbedeutung bleiben hier unberücksichtigt, vgl. Görg, Bethanien.

der heutigen Kirche Dominus Flevit am Ölberg von 1953–1955.¹² Schedl ließ sich die Grabung erklären und schildert den Eindruck eines riesigen Schutthaufens, auf dessen Grund die Reste der Kirchen waren: Steinsäulen, Mosaikböden – sowie weitere Schichten. Schedl schloss daraus, dass die christlichen Erinnerungsstätten durch die Jahrhunderte auf die tatsächliche Existenz des Lazarus-Grabs an diesem Ort hinweisen. Am nächsten Tag nahm er an der Exkursion einer internationalen Vierergruppe teil, die per Taxi und mit arabischem Führer Deir Chasanehm (Deir Ghassaneh), das Josuagrab sowie Beni Na'im, östlich von Hebron, besuchten, das mit der Abraham-Lot-Erzählung in Verbindung gebracht wird.¹³

Am 20. Juni schloss er sich einer Exkursion (vier Taxis) der *École Biblique* unter Leitung von P. Pierre Benoit OP, einem Exegeten und Archäologen, an, um das Bergland südlich von Hebron bis an die Grenzen des Staates Israel zu erkunden. Die Stationen waren im Süden Esthemos (Reste einer Synagoge aus dem 4. Jh.) und Maon, erwähnt in der Episode um David und Abigail 1 Sam 25¹⁴, das nach Jos 15,55 in der Nähe der Städte Karmel (Chirbet Kirmil) geortet wurde. Es ging weiter nach Zif und Jutta (traditionell verbunden mit dem Grab Lots und mit den Eltern Johannes des



[Abb. 3: Die Wüste von Zif, 41/22.](#)

12 P. Bellarmino legte dort einen Friedhof mit diversen Artefakten frei, die im Museum Flagellation ausgestellt sind, seit 2018 gibt es neu das erweiterte Terra Sancta Museum <https://www.terrasanctamuseum.org/en/> (abgerufen 14.1.2022).

13 Vgl. EB 13) Ausgrabungen um das Lazarusgrab – Bethanien, 17.VI.1951, S. 162.

14 Vgl. Gaß, Art. Maon / Mäuniter.

Täufers). Die Orte haben teils eine lange Besiedelungstradition,¹⁵ sie lagen auf der Verbindung von Hebron über Mampsis nach Elat. Der Besuch umfasste auch Beni Naim (Gebet Abrahams für Sodom und Gomorrha).¹⁶

3. Die politischen Verhältnisse 1951

In dem Erlebnisbericht kommen zwar immer wieder einmal die politischen Verhältnisse im Heiligen Land vor, aber immer nur, wenn sie seine Wege durchkreuzten. „Die Polizei sperrte den Weg ab. Verärgert wollte ich schon umkehren; – wieder so eine Störung!“¹⁷ Grund für die „Störung“ waren Auseinandersetzungen, in denen Menschen erschossen worden waren.¹⁸ Doch findet etwa die Ermordung des jordanischen Königs Abdallah I. am 20. Juli 1951 keine Erwähnung. Schedl war nach dem Erlebnisbericht zwei Tage vorher am Nebo in Jordanien gewesen, sein nächster Tagebucheintrag ist die Fahrt zum Tabor am 27.7.1951.

Zur Zeit dieser Reise nach Syrien, Jordanien und Palästina war der Staat Israel erst drei Jahre alt. Hatte England bis 1948 den Zuzug von jüdischen Personen ins Britische Mandatsgebiet massiv beschränkt, kamen nach der Ausrufung des Staates Israel im Jahr 1948 etwa 100.000, im Jahr 1949 etwa 700.000 Juden und Jüdinnen ins Land. Dem UN-Beschluss zur Teilung Palästinas 1947 stimmte Israel zu, nicht jedoch die Arabische Liga. Der Ausrufung des Staates Israel 1948 folgte der Angriff der Arabischen Liga, den Israel zurückschlug und im Zuge des Krieges in diversen Operationen weitere Gebiete eroberte. Entsprechend wurden die Waffenstillstandslinien 1949 (die sogenannten Armistic Agreements)¹⁹ mit den einzelnen Staaten, d.h. v.a. Syrien, Jordanien und Ägypten, verhandelt.²⁰ Ostjerusalem gehörte zu Jordanien, das jüdische Viertel der Altstadt war bei den Kämpfen zerstört worden.²¹ Jerusalem war geteilt durch das sogenannte Mandelbaumtor, der Übergang war eigentlich nur für diplomatisches Personal möglich. Schedl kam aber über diese Grenze nach Israel, er fuhr von Haifa nach Tel Aviv und hielt sich dort auf.

Insgesamt wurden in dem Krieg etwa 700.000 Palästinenser:innen zu Flüchtlingen: sie flohen in den Libanon aus dem Norden (Galiläa), in den Süden in die spätere

15 Vgl. Keel/Küchler, Orte und Landschaften 2, S. 747–765.

16 Vgl. EB 15) Lauter Steinhäufen – Südlich von Hebron, 20.VI.1951, S. 167.

17 EB 24) Die Schande der Christenheit – Jerusalem, 10.VII.1951, S. 190 S. 192.

18 Ebd.

19 Vgl. dazu https://peacemaker.un.org/sites/peacemaker.un.org/files/IL%20JO_490403_Hashemite%20Jordan%20Kingdom-Israel%20General%20Armistice%20Agreement.pdf (abgerufen am 11.1.2022); Silver, History.

20 Die Karte Israel/Palästina von 1951: https://www.reddit.com/r/imaginarymaps/comments/for95p/the_situation_in_palestine_as_of_march_1951/ (abgerufen 10.2.2022).

21 EB „24) Die Schande der Christenheit - Jerusalem, 10.VII.1951“, S. 190S. 192.



Abb. 4: Galiläa, Fischer am See Genezaret, 56/12.

Westbank, in den Gazastreifen, nach Jordanien und Syrien. Niemand konnte wieder zurück. Die UN-Resolution 194, die die Rechte der Flüchtlinge schützen sollte und ihr Rückkehrrecht und Rückgabe oder Entschädigung ihres Verlustes forderte, ist bis heute nicht umgesetzt und war und ist bis heute einer der großen schwierigen Punkte möglicher Friedensverhandlungen.²² Die UN richteten 1949 mehrere Hilfsorganisationen speziell für diese Flüchtlinge ein, u.a. die von Claus Schedl erwähnte UNRWA (United Nations Relief and Works Agency)²³: „Über die ärgste Not helfen die UNRWA und das päpstliche Hilfswerk hinweg.“²⁴ Die UNRWA wurde am 8. Dezember 1949 gegründet, das genannte päpstliche Hilfswerk ist die Päpstliche Mission für Palästina (PMP)²⁵, die von Pius XII. als Hilfsorganisation für Palästina-Flüchtlinge 1949 gegründet wurde. Beide sind bis heute im Nahen Osten aktiv.

Mehrfach bemerkt Schedl Flüchtlinge und Flüchtlingslager²⁶ oder erwähnt die Vertreibung der Palästinenser:innen und deren fatale soziale Lage. Nicht nur Armut, sondern Elend, Zeltlager, ja Zeltstädte oder der Unterschlupf in Höhlen fallen ihm

22 Vgl. zum Nahostkonflikt Asseburg/Busse, Nahostkonflikt; Baumgarten, Palästina; Flapan, Geburt.

23 Vgl. <https://www.unrwa.org/> (abgerufen 14.1.2022).

24 EB 20) Militärparade in Bethlehem, 3.VII.1951, S. 180.

25 Vgl. [www. https://cnewa.org/](https://cnewa.org/) (abgerufen 14.1.2022).

26 Etwa bei Amman in EB 7) Die Perle des Orients: Damaskus, 5.VI.1951, S. 145.

ins Auge.²⁷ In Bethlehem sieht er „... das große Flüchtlingslager. Nicht Zeltdörfer, sondern Zeltstädte sind über Nacht auf den steinigen Hügeln vor Bethlehems Toren aus dem Boden geschossen. Schätzungsweise haben hier 20.000 bis 30.000 heimatvertriebene Araber Zuflucht gefunden.“²⁸

Nach Galiläa fährt er allein, er übernachtet in einem Haus italienischer Franziskanerinnen am Berg der Seligpreisungen, die heute noch Unterkunft anbieten.²⁹ Galiläa gehört zum „christlichen Dreieck“, das im ursprünglichen Teilungsplan Palästina und nicht Israel zugerechnet wurde. Im Krieg 1948/49 wurde Galiläa jedoch am 31. Oktober 1948 von der israelischen Armee eingenommen. Das Ergebnis der Armistic Agreements von 1949 sprach schließlich Israel die eroberten Gebiete in Galiläa zu.³⁰ Dort herrschte dann Militärrecht und eine Notstandsverordnung, die erst 1966 aufgehoben wurde. Diese Bestimmungen schränkten die Bewegungsfreiheit ein, verhinderten die Rückkehr der Geflüchteten und es begann der Prozess des Landraubes, legitimiert 1950 durch das sogenannte Absentee Property Law.³¹ In Galiläa erwähnt Schedl außer der im Krieg zerstörten Kirche, die er am See Genezareth sieht, vor allem den Hunger, den Mangel an Lebensmitteln, der auch die Schwestern traf:

Die Schwester Oberin ... war auf den Markt gegangen, um einzukaufen: Aber o Elend! Im neuen Staate Israel ist das Brot sehr rar! Nicht einmal was auf Karten ausgerufen ist, kann man bekommen. ... Es ist bitter schwer auf dem Posten zu bleiben und am Hungertuch zu nagen! – Ob es zu der Zeit, da Jesus über dieses Land ging, nicht manchmal ebenso schwer gewesen sein mag, so daß Maria nicht wußte, was sie auf den Tisch setzen sollte? Denn sie waren ja nur eine arme Handwerkerfamilie ...³²

Hunger machte sich auch in der militärischen Zone von Beerscheba bemerkbar.³³ Die Grenzübertritte oder Grenzgebiete, in denen es etwas gefährlich ist, werden zwar erwähnt, aber genauere Hintergründe erfährt man nicht, auch nicht, als er

27 Vgl. EB 14) Die in den Gräbern wohnen... Deir Chasanehm, 18.VI.1951, S. 165.

28 EB 20) Militärparade in Bethlehem, 3.VII.1951, S. 180.

29 Vgl. <https://beatitudes.church/aboutcontact-us/> (abgerufen 11.1.2022).

30 Vgl. zu den Verhandlungen Waage, Winner.

31 Vgl. <https://unispal.un.org/UNISPAL.NSF/0/E0B719E95E3B494885256F9A005AB90A> (abgerufen am 5.1.2022).

32 EB 30) Auf der Fährte des Höhlenmenschen – 9.VIII.1951, S. 215.

33 Vgl. EB 31) Hungerdemonstration in Beerscheba – 11.VIII.1951, S. 220. Beerscheba geriet im Oktober 1948 im Kampf gegen die Ägypter unter israelische Herrschaft, vgl. Waage, Winner, bes. 298–302.

festgehalten wird und für einen Juden, hier gemeint als Israeli, gehalten wird, weil er eine hebräische Bibel dabei hat.³⁴

Erst wenn man sich mit der politischen Lage befasst, versteht man, wie sich Schedl bewegte, warum er festgehalten wurde, oder in welchem politischen Bereich er jeweils unterwegs war. Im Ausblick, am Ende seines Berichts, beklagt er die Kriegszerstörungen auch christlicher Stätten, findet für arabische Lebensumstände aber wenig positive Worte, beklagt die Armut, bewundert den israelischen Aufbau des Landes, lobt die Offenheit für christliche Pilgerfahrten und schließt, ganz aus der Sicht christlicher Pilger:innen: „Die Christenheit wird aber mit der Tatsache rechnen müssen, daß die Pilgerfahrten nicht mehr in ein mohammedanisches, halb christliches Land führen, sondern eben in ein wieder jüdisch gewordenes.“³⁵ Und er hält den Anspruch fest: „... denn ob Palästina nun mohammedanisch oder jüdisch ist, es ist und bleibt auch das Heilige Land der Christenheit!“³⁶



[Abb. 5: Christliche Prozession vor der Geburtskirche, Jerusalem, 49/01.](#)

4. Die biblische Vergangenheit und die christliche Präsenz

Das Heilige Land ist geprägt durch die Präsenz vieler christlicher Glaubensgemeinschaften, die zum Teil schon seit Alters her im Land sind.³⁷ 1951 sah man im Westen die christliche Präsenz hauptsächlich durch die Brille der ins Land gekommenen Glaubensgemeinschaften. Zu den „Kirchenfamilien“ im Land zählen die Kirchen der Orthodoxie, der Orientalischen Kirchen, der Katholischen³⁸ und der Protestantischen Kirchengemeinschaften; in Jerusalem sind mehr als 35 christliche Kirchen

34 EB 9) Zweimal verhaftet – Nebi Samwil, 11. und 12.VI.1951, S. 152

35 EB 32) Das Ende einer Epoche – Auf der Höhe von Kreta, 15.VIII.1951, S. 223.

36 Ebd.

37 Vgl. O'Mahony, Communities; Pedersen, Christians; Bechmann/Raheb, Verwurzelt.

38 Vgl. Zimmer-Winkel, Heiliges Land.

vertreten. Dabei betrachtet sich die Griechisch-Orthodoxe Kirche als die älteste im Land. Die Leitungen der diversen Kirchengemeinschaften gehörten aber jeweils den Herkunftsländern an, die sogenannten Expatriates, es gab nahezu keine einheimischen Christ:innen in den Kirchenleitungen.³⁹ Dies gilt auch für die katholischen Orden, in deren Kreisen sich Schedl, selbst Angehöriger eines katholischen Ordens, bewegte. Die Kustodie der Franziskaner ist westlich geprägt, ebenso die *École Biblique*, Franziskanerinnen oder andere Schwesternhäuser ebenso. Damals wie heute sind die Orden im Heiligen Land präsent, entweder aufgrund des wissenschaftlichen Interesses (die *École Biblique* der Dominikaner), oder zur Erhaltung von Heiligen Stätten (die Kustodie der Franziskaner feierte schon ihre 800 Jahre währende Präsenz), oder auch, um der Bibel bzw. dem Glauben dadurch näher zu kommen. Nicht wenige Orden betreiben karitative Aufgaben für die Bevölkerung. Die im Verhältnis spät (im 19. Jh.) dazugekommene protestantische Kirche entwickelte (bis heute) Bildungsarbeit als ein wesentliches Element ihrer Identität, die erste Schule für Mädchen, die bis heute betrieben wird, war die Schule Talitha Kumi.⁴⁰ So lobt Schedl auch einmal die Arbeit und Präsenz der Orden, er kann sonst den einheimischen Kirchen nichts bis nicht viel abgewinnen, so wenn er einmal



Abb. 6: Bodenmosaïke an der Küste des Mittelmeeres, 46/41.

39 Als erster palästinensischer römisch-katholischer Patriarch von Jerusalem wurde 1988 Michel Sabbah berufen, vgl. <https://www.lpi.org/curia/patriarch-michel-sabbah.html> (abgerufen 14.1.2022).

40 Vgl. <http://talithakumi.ps/school/> (abgerufen 14.1.2022); vgl. auch Rogers, Inventing.

im Zusammenhang mit der Geburtskirche „die düstere Kälte der vernachlässigten Basilika“ beschreibt.⁴¹ Da kommt zwar vor der Erzählung über die Konflikte der Konfessionen die Bemerkung: „Heute haben wir ein neues Verständnis unter den christlichen Konfessionen.“,⁴² aber die Grabeskirche nennt er ob ihres baulichen Zustands eine Schande⁴³.

Der Gedanke der Ökumene war neu und weder in der Weltkirche noch gar im Heiligen Land verbreitet. Vielmehr überwog die Konkurrenz oder Abgrenzung. Der Weltkirchenrat war im August 1948 in Amsterdam gegründet worden, aber der Middle East Council of Churches wurde erst 1970 ins Leben gerufen, die katholischen Kirchengemeinschaften kamen zum MECC erst 1990 dazu.⁴⁴ Die einheimischen Christ:innen waren für die ausländischen Kirchenleitungen ein Faktor, wenn es um deren Mitgliedschaft ging, um die man sich sorgte. Die altorientalischen Kirchen und die griechisch-orthodoxe Kirche warfen (und werfen teils bis heute) den sozial tätigen Kirchen Abwerbung und Missionierung vor, was lange zur Rivalität der Kirchengemeinschaften beitrug.

Die christliche Präsenz im Land kommt Schedl vor allem durch die Ruinen und archäologisch ergrabenen byzantinischen Kirchen (Abb. 6) als einstmals blühende und jetzt verlorene Vergangenheit ins Bewusstsein. Mehrfach sind es in dem heutigen Jordanien (Madaba, Gerasa, Damaskus) oder im Süden Palästinas die byzantinischen Kirchen der frühen christlichen Jahrhunderte, die ihn ob ihrer Zerstörung nachdenklich und traurig machen. Im Anschluss an einige Ausgrabungen von Kirchen mit Mosaikböden aus dem 4.–7. Jh. reflektiert er über diese vergangene Zeit. Diese große christliche Vergangenheit mit einer Blüte im Heiligen Land endet für ihn durch die Eroberungen der Perser und Araber im 6./7. Jh, denen nach seiner Sicht kein Aufbau der zerstörten Strukturen folgte und die so zur bleibenden Verödung des Landes und dem Niedergang der christlichen Gegenwart und Kultur beitrugen. Mehrfach wird die persische sowie die arabische Eroberung des Landes als reine Zerstörung wahrgenommen, arabisches kulturelles Erbe bleibt völlig unberücksichtigt oder gewürdigt – anders als bei seinen späteren Reisen in andere Länder.

Von unseren verschiedenen Exkursionen kreuz und quer durch das Land nahmen wir diesen Eindruck mit: In der alt-christlichen, byzanti-

41 EB 20) Militärparade in Bethlechem, 3.VII.1951, S. 181.

42 Ebd., S. 181.

43 EB 24) Die Schande der Christenheit – Jerusalem, 10.VII.1951, S. 190.

44 Vgl. <https://www.mecc.org/mission-and-history> (abgerufen 11.1.2022). Ökumenisch wurden inzwischen vor allem die Kairos-Dokumente erarbeitet, das jüngste von 2021, vgl. <https://www.kairos-palastine.ps/> (abgerufen 11.1.2022).

nisch-römischen Zeit hat Palästina seine größte Blüte erreicht. Danach kam der Islam und der kulturelle Verfall ...⁴⁵

Die ebenfalls erwähnten Kreuzritter, die manche archäologische Spur in den frühen christlichen Strukturen hinterließen, nötigen ihm offensichtlich kaum Respekt oder Zustimmung ab, wohl, weil dies nicht nachhaltig zur Wiederbelebung beigetragen hat. Allerdings wünscht er sich – wahrscheinlich (hoffentlich!) eher ideal gedacht – durchaus einen christlichen „Kreuzzug“, einen Aufruf, sich der christlichen Stätten und damit der eigenen Vergangenheit und des eigenen Ursprungs anzunehmen:

Man müßte wieder einen Kreuzzug predigen, um das eingeschlafene Interesse am Heiligen Land wachzurufen. Als im Mittelalter die Nachricht durch das Abendland ging: ‚Jerusalem ist gefallen‘, loderte ein heiliges Feuer auf und Tausende und Abertausende nahmen das Kreuz, um mit Leib und Leben das Heilige Land der Christenheit zurückzuerobern. Heute ist die Grabeskirche, die sich über dem Golgothafelsen wölbt, dem Einsturz nahe, und niemand nimmt es sich zu Herzen.⁴⁶

Was Schedl völlig übersieht, sind die einheimischen Christ:innen selbst. Hier unterscheidet er sich nicht vom Zugang anderer Reisender zum Land und seiner christlichen Bevölkerung. Die Unsichtbarkeit der einheimischen arabischen Christ:innen änderte sich erst Ende der 1970er bis 1980er Jahren, als palästinensische Christ:innen in Leitungsfunktionen kamen und ihre eigene Positionen und Interessen im Land sowie bezüglich des Konflikts um das Land formulierten. Diese internen Differenzen (etwa in der griechisch-orthodoxen Kirche, der Ausverkauf des Landes vorgeworfen wird) existieren bis heute. 1951 war dies weit weg. Die „lebendigen Steine“ (1 Petr 2,5) des Landes blieben bis auf wenige Ausnahmen völlig außen vor.⁴⁷ Selbst in Damaskus kann er die christliche Gegenwart nur negativ wahrnehmen:⁴⁸

Beim Gang durch Damaskus erschütterte mich die Elendsgestalt des auf verschiedene Konfessionen aufgespalteten Christentums. Es gibt zwar noch Kirchen; aber stärker als die Glocken schallt der Ruf von den Minaretten über die Dächer. Eine kleine verängstigte Herde ist der Rest von Pauli Bekehrung in Damaskus. In der Franziskanerkirche im Viertel Bab-Tuma stand ich vor dem Märtyrerschrein. Der uralte Pater weiß noch von Augenzeugen zu berichten, die das Christengemetzel

45 EB 32) Das Ende einer Epoche – Auf der Höhe von Kreta, 15.VIII.1951, S. 222.

46 EB 24) Die Schande der Christenheit – Jerusalem, 10.VII.1951, S. 193.

47 Vgl. Bechmann/Raheb, Verwurzelt.

48 Zum syrischen Christentum und der religiösen Diversität vgl. Raheb, Schulbücher, 46–82.

vom 9.–11. Juli 1860 miterlebt hatten; er nannte die Zahl von 6.000 hingeschlachteten Christen, nicht gezählt die Frauen und Mädchen, die in die Harems verschleppt wurden. Die neue syrische Regierung ist zwar als tolerant und liberal bekannt, doch man kann nur mit Sorge auf den neu erwachenden Nationalismus schauen, der das Christentum durchaus nicht als seinen Freund betrachtet, da er doch mit der politischen Besatzungsmacht (Franzosen) verbunden war.⁴⁹

Dem Massaker von Damaskus wie den vorhergehenden Pogromen im Libanon lagen Auseinandersetzungen der Drusen mit den Maroniten zugrunde. Diese Ereignisse hatten politische Hintergründe, die mit dem Libanon, seiner spezifischen religiösen Struktur und dem kolonialen Einfluss Frankreichs und Englands zu tun haben, Verhältnisse, die hier nicht näher erörtert werden können.⁵⁰

5. Imagination und Identifikation als biblische Hermeneutik

Der Titel des Reisemanuskripts „Im Heiligen Land – Romantik und Wirklichkeit“ deutet schon an, dass die „Romantik“, die Menschen auf biblischer Spurensuche so oft antrieb, enttäuscht wurde. Man kann das auch heute noch bei jenen erleben, die das Land aus religiösen Gründen zum ersten Mal besuchen. Vielfach imaginiert man aus den biblischen Beschreibungen ein Bild des Heiligen Landes, das dann mit der Realität kaum in Übereinkunft gebracht werden kann, ob es nun der befremdlich säkulare Betrieb um die Grabes- oder Auferstehungskirche ist, die internen Spannungen der christlichen Gemeinschaften untereinander oder auch der profane Alltag der Bevölkerung, der die erwartete „Heiligkeit“ nicht finden lässt – von manch kulturellem „Schock“ ganz abgesehen.

Diese Diskrepanz von Gegenwart und romantischer Verklärung der biblischen Geschichte ist in Schedls Reisebericht immer wieder zu spüren. Er steht damit ganz in der Tradition vieler Reisender des späten 19. und des frühen 20. Jahrhunderts, die von der Armut, den politischen Verwicklungen etc. ernüchtert waren bzw. diese kaum beachteten und allenfalls als Hindernis für das „Eigentliche“ sahen. Doch die Faszination, an den Orten zu sein, die mit der biblischen Geschichte untrennbar verbunden waren, überwog. Die Zeit, die seit den in der Bibel geschilderten Ereignissen vergangen ist, spielt keine Rolle und interessiert nicht, vielmehr geht es um

49 EB 7) Die Perle des Orients: Damaskus, 5.VI.1951, S. 148.

50 Frankreichs Einfluss war schon immer groß im Libanon, französische Truppen rückten aufgrund der Massaker als „Schutzmacht der Christen“ ein. Das Ziel war, die Provinz Libanon als eigenständige Provinz von Syrien im Osmanischen Reich abzutrennen (Mont Liban ab 1864). Durch das Massaker, das durch die Drusen an den Maroniten geschah, wuchs der französische Einfluss im Libanon, durchaus in Verständigung mit England, das sich auf Ägypten, Irak und Palästina als Einflussgebiet konzentrierte. Differenzierte Berichte zu den politischen und wirtschaftlichen Hintergründen der Aufstände aus Konsulatsberichten vgl. Huhn, Wetzstein, bes. 143–200.

die direkte Identifikation. So schreibt Schedl in der Vorbemerkung zu den Besuchen im Heiligen Land:

Ich war noch ganz im Banne des Neuen: Endlich im Heiligen Land auf den Spuren der Bibel! Da vergißt man Krieg und Kämpfe und lebt nur den Gedanken an die einstige Menschwerdung des Wortes Gottes in diesem Land. Ich meine jetzt nicht bloß die Menschwerdung in Jesus von Nazareth, dem Sohne Gottes; das Wort Gottes hat in den langen Jahrhunderten der Geschichte verschiedentlich Gestalt angenommen, in Propheten, Königen und Richtern. Beschäftigung mit der Geschichte Palästinas ist daher nicht einfach profanes Geschichtsstudium oder Archäologie, sondern ist ein Nachgehen in den Spuren des Meisters.⁵¹

Die Wanderungen durch das Heilige Land und die Erlebnisse dort gehören zur Basis der biblischen Hermeneutik von Claus Schedl, zumindest beschreibt er dies so in dem Erlebnisbericht und formuliert dies auch später in der „Geschichte des Alten Testaments“. Auch den Erlebnisbericht durchziehen immer wieder Referenzen und Nacherzählungen biblischer Geschichten. Doch geht es ihm immer um historisch verifizierbare Orte. So untersucht er akribisch die diversen Ausgrabungen, seien es die römischen Fundamente der Burg Antonia in der Altstadt Jerusalems, seien es



[Abb. 7: Landschaft am See Genezaret, 47/24.](#)

51 EB 12) Gespenst in den Ruinen – Ai, 15.VI.1951, S. 159.

die zahlreichen Ausgrabungen im Land, die alt- wie neutestamentliche Orte und deren Geschichte freilegen sollen. In welche archäologische Schicht auch immer Schedl sich begibt, ob zu einer Höhle aus dem Neolithikum oder zum römischen Verwaltungshof in der Burg Antonia, sie wird zur Inspiration, sich die biblischen Begebenheiten, vor allem aber den Kontext, lebhaft zu vergegenwärtigen.

Schedl erlebt das Land etwa so wie Ernest Renan, der das Land als „fünftes Evangelium“ bezeichnete, nämlich indem das Heilige Land den Menschen Jesus sichtbar werden lässt und eben nicht die christologischen Dogmen bestätigen muss.⁵² Auch wenn Schedl persönlich den christologischen Zugang nicht aufgibt, so geht es ihm doch vielfach auch um den Menschen Jesus, etwa, wenn er verstehen will, warum Jesus Bethanien liebte, oder wenn er am See Genezareth die Landschaft mit den Augen Jesu betrachtet. Ähnliches unternimmt er auch für die alttestamentlichen Figuren.

In Damaskus bewegt ihn die Bekehrung des Paulus:

Als wir auf der Höhe des Antilibanon, von Beirut kommend, eine letzte Kehre machten, lag tief unten die Stadt Damaskus vor uns, wie ein Traumgesicht. Ich war wie gefesselt. Alle geschichtlichen Erinnerungen nahmen nun leibhaftige Gestalt an. Ich sah über der Oase die Gestalten König Davids, König Salomons aufsteigen, welche beide in das Schicksal der Stadt mächtig eingegriffen hatten; ich sah den Propheten Jesajah, der harte Worte gegen die aramäische Hauptstadt schleuderte..., ich sah vor allem Paulus, der von Süden her mit einer kleinen Reitereschwadrone gegen die Stadt heranstürmte, haß- und wutschnaubend gegen die Christen.⁵³

Bei dieser Imagination spielen meist die Umstände, unter denen er diese besichtigt, eine Rolle, insbesondere der Alltag der Menschen. Anblicke an Ort und Stelle und konkrete Erlebnisse fallen zusammen mit dem Leben und Erleben der biblischen Zeit. Ob er in Nazareth, Kana oder Kapharnaum die Umgebung wie Jesus zu sehen versucht, ob er am Nebo wie Mose einen Blick auf das verheißene Land werfen will oder wie Saul auf der Höhe von Nebi Samwil den Überblick über das Land als günstige militärische Position bewundert: Immer imaginiert er an den Ausgrabungsstätten die entsprechende biblische Lebenswelt.⁵⁴ Dies wird insbesondere deutlich, als er sich in den winkligen Gassen der Altstadt Jerusalems einer Kreuzwegprozession

52 Vgl. zur Geschichte, Bedeutung und Problematik dieses Begriffs des „fünftens Evangeliums“, der nicht von Hieronymus, sondern von Ernest Renan stammt, Röwekamp, *Das Heilige Land*; zur gegenwärtigen Auseinandersetzung damit vgl. Raheb, *Pilgerreisen*.

53 EB 7) *Die Perle des Orients: Damaskus*, 5.VI.1951, S. 145.

54 Etwa EB 9) *Zweimal verhaftet – Nebi Samwil*, 11. und 12.VI.1951, S. 152.

anschließt und ringsum der Alltag der Händler und Bewohner:innen weitergeht. Obwohl er der Altstadt Jerusalems eigentlich nicht viel abgewinnen kann, sondern die modernen jüdischen Viertel bewundert, kommt er doch zur Erkenntnis, dass erstere der Zeit Jesu näherkommt:

Zur Zeit Jesu mag es nicht viel anders gewesen sein. Das Volk kaufte und verkaufte, die Händler priesen ihre Waren an, die Pilger von auswärts drängten sich durch die schmalen Gassen ... hier schleppte man auch den zum Tode verurteilten Jesus mit den zwei Schächern durch die Straßen; vorausreitende Soldaten mußten Platz schaffen. Auch heute geht den Kreuzwegbetenden ein Soldat in alter türkischer Uniform voran. ... Meine Gedanken steigen zwei oder drei Meter unter die Erde hinab. Dort ist das alte Straßenniveau, der alte Boden aus römischer Zeit ... Während meine Gedanken unter der Erde weilten, ging der Zug von Station zu Station weiter. Wir waren höchstens 60, 70 Leute. Der große Strom des Lebens ging an uns vorbei wie damals, als Jesus gekreuzigt wurde.⁵⁵

6. Erinnerungsorte und biblische Spiritualität

Es ist nicht leicht zu greifen, was Schedl hier tut. Jedenfalls versucht er, die Bibel zu erwandern, wie er es selbst betitelt hat, anders als die christlichen Traditionen, die über die Jahrhunderte ihre Erinnerungslandschaften durch Kirchen an bestimmten Orten schufen. Klaus Bieberstein hat gezeigt, wie der Raum als Ort der Erinnerung dient und wie die Semiotisierung des Raumes Jerusalems bzw. der Landschaft Palästinas als „Heiliges Land“ durch Kirchen und andere Stätten das kollektive Gedächtnis prägen, stützen und tradieren.⁵⁶ Dies ist auch die Grundlage des modernen Heilig-Land-Tourismus: Auf den Spuren Jesu zu sein. Gleichzeitig sind die Heiligen Orte aber auch die Grundlage vieler Konflikte, da sie Teil der politischen Auseinandersetzungen werden.⁵⁷ Ob da wirklich historisch genau die Stelle ist, von der die Bibel berichtet, ist zweitrangig, wenn es z.B. drei verschiedene konfessionell geprägte Hirtenfelder⁵⁸ gibt und man dann das seiner je eigenen Konfession besucht.

Anders bei Schedl. Interessanterweise berichtet er kaum von Kirchenbesichtigungen (abgesehen von der Anastasis- bzw. Grabeskirche in Jerusalem). Er ist interessiert an der Landschaft, an der Topographie, an der Archäologie und den Ausgrabungsorten, die tatsächlich in die erinnerte Zeit bzw. den erinnerten Ort zu-

55 EB 25) Ich bete den Kreuzweg in Jerusalem – 15.VI.1951, S. 197.

56 Vgl. Bieberstein, Raum; Bieberstein, Netz.

57 Vgl. Bechmann, Holy Places; Bechmann, Gedächtnis; Bar, Graves.

58 Lk 2,8.

rückreichen. Folglich besucht er zwar auch Erinnerungsorte des Wirkens Jesu, aber als Alttestamentler vor allem auch alttestamentlich bezeugte Orte. Dies sind häufig Tells, „Ruinenhügel“, oft genug auch aktuelle wie vergangene Ausgrabungsstätten.

Dies bedeutet: Er lässt sich von der Ausgrabung sagen: „Da war es“, nicht von den tradierten Kirchenorten, und erreicht damit die historische Dimension. Die Eindrücke der Landschaft befähigen ihn, sich mit den biblischen Figuren und Erzählungen in Beziehung zu setzen und sie sich als gegenwärtig vorzustellen.



[Abb. 8: Kloster der Versuchung \(Lk 4,1–13\), 41/21.](#)

Mit dieser Identifikation vertritt er ihre Gegenwart an diesem Ort, holt David, Saul, Naaman oder Jesus und die Jünger zurück und macht sie gegenwärtig. Sein Rekurs auf die Propheten, Könige und Richter bindet das Alte Testament zwingend mit ein. Schedl wird, wenn man scharf ausdrückt, zum Medium, zum Vermittler ihrer Repräsentanz. Durch solche Identifikation auf seinen persönlichen Wanderungen semiotisiert er durch Wanderungen so seine persönliche Erinnerungslandschaft nach seinem Kompass und seinen Interessen. Das gilt nicht nur für die Bibel, das gilt auch für das byzantinische Christentum, für das es ja zahlreiche von ihm bewunderte und besuchte archäologische Hinterlassenschaften gibt. Auch hier reagiert er mit einer Spiritualität, in der auf historischem Boden die Vergegenwärtigung der alten, so glorreichen christlichen Zeit erlebt wird. Auf dieser Basis dann kann er christologisch das Land als Raum der Menschwerdung Gottes verstehen, wenn er sich in den „Spuren des Meisters“ auf den Weg macht.

7. Das Land als Inkarnationsort der Bibel

Claus Schedls wissenschaftliches Interesse, das er als Alttestamentler am Alten Orient als biblischem Kontext hatte, spricht aus allen Zeilen seiner persönlichen Reiseberichte, aber natürlich auch aus seinem wissenschaftlichen Werk zur Geschichte Israels. Die fünfbändige „Geschichte des Alten Testaments“⁵⁹, von der er den ersten Band 1964 in einer zweiten Auflage stark überarbeitet, verortet die alttestamentliche Geschichte vollständig und ausführlich im Kontext des Alten Orients.⁶⁰ Dieser überarbeitete erste Band beginnt mit der Geschichte Ägyptens und Mesopotamiens, Länder, die Schedl ausgiebig bereiste bzw. in die er Studienreisen durchführte, ohne die, so Schedl, die Bibel nicht verständlich wäre.⁶¹ So leitet er das Vorwort des vierten Bandes mit den Worten ein:

Als ich im Jänner 1959 von den endlosen Weiten des Zweistromlandes kommend, in das palästinische Bergland hinaufstieg, wurde mir sinnenfällig bewußt, daß das heilige Land der Bibel innerhalb des ‚Fruchtbaren Halbmonds‘, der sich von den Nilkatarakten bis zum Persischen Golf spannt, nur ein verschwindend kleines Stück Land darstellt ... immer aber nur Schachfigur, fast nie selbständiger Spieler im Ringen um die Weltmächte.⁶²

Wichtig sind ihm immer das Land und der historische Kontext, die sich in den Ausgrabungen und Landschaften offenbaren, denn diese erlebt er, analog zur Inkarnation Jesu Christi, als geographisch inkarniertes Wort. So wie Jesu Menschsein zentral ist für das Verständnis des Gottesgeschehens, so ist das Land und die Rekonstruktion der damaligen Verhältnisse – und dazu zählt der altorientalische Kontext – zentral, um die biblische Botschaft als göttliches Wort zu verstehen.

Erst wenn man die Menschwerdung des Wortes voll und ganz ernst nimmt, d.h. wenn man das Alte Testament in den Rahmen der altorientalischen Geschichte, die durch die Ausgrabungen der letzten Zeit in vielen Punkten neu erhellt wurde, hineinstellt, gewinnt es an Überzeugungskraft, auch wenn liebgewordene Ansichten preisgegeben werden müssen.⁶³

Und bezüglich des Zeitalters der Propheten bemerkt er:

59 Vgl. Schedl, Geschichte, Bd.I–V.

60 Vgl. den Artikel „Claus Schedl (1914–1986) und die babylonisch-assyrischen Religionen“ von Manfred Hutter in diesem Band, S. 69ff.

61 Vgl. Artikel „Claus Schedl und Ägypten“ von Franz Winter in diesem Band, S. 119ff.

62 Schedl, Geschichte Bd. 4, XII.

63 Schedl, Geschichte, Bd. 3, XI–XII.

Ohne das Wissen um die Zeitgeschichte, die vielfach wie ein verworrener Knäuel wirkt, bleibt Leben und Botschaft der Propheten nur halb verstanden. Die Offenbarung vollzog sich in einem konkreten geschichtlichen Raum und muss von daher aufgeschlossen werden. Erst so wird ihre übergeschichtliche Bedeutung faßbar. Ausgrabungen und Funde haben unsre Kenntnis in vielen Belangen erweitert und gesichert. Sie bieten wertvolle Bausteine für eine Theologie der Geschichte, die sich bei Beschäftigung mit den Propheten von selbst ergibt.⁶⁴

64 Schedl, Geschichte, Bd. 3, XIV.

Literatur

EB = Schedl, Claus: *Erwanderte Bibel. Erlebnis-Skizzen. 25 Jahre unterwegs*, herausgegeben von Alfred Schedl, Wien 1987a.

Asseburg, Muriel / Busse, Jan: *Der Nahostkonflikt. Geschichte, Positionen, Perspektiven*, München 2020.

Bar, Doron, Graves as Holy Places? The Development of Jewish and National Sacred Space in the State of Israel, 1948–1967, in: Hartog, Pieter B./Ladermann, Shulamit/Tohar, Vered/van Wieringen, Archibald L. H. M. (Hg.): *Jerusalem and Other Holy Places as Foci of Multireligious and Ideological Confrontation*, (Jewish and Christian Perspectives Series 37), Leiden u. a. 2021, 8–24.

Baumgarten, Helga, *Palästina: Befreiung in den Staat. Die palästinensische Nationalbewegung seit 1948*, Frankfurt 1991.

Bechmann, Ulrike: „Religion verpflichtet zur Offenheit“. Nachruf für Prof. DDR. Manfred Görg, in: *Biblische Notizen* 155, 2012, 145–148.

Bechmann, Ulrike: Old Testament Hermeneutical & Archaeological Shifts Vis-à-vis Palestine in the 20th Century, in: Raheb, Mitri (Hg.), *The Invention of History: A Century of Interplay between Theology and Politics in Palestine (Volume 1)*, Bethlehem 2011, 59–86.

Bechmann, Ulrike: Scottish and English Religious Perception of Jerusalem as a Source for the British Politics. The Example of the Sisters Agnes and Margaret Smith (19th Century), in: Raheb, Mitri (Hg.), *Jerusalem: Religious, National and International Dimensions*, Beit Jalla 2019, 11–22.

Bechmann, Ulrike: Widerständiges Gedächtnis und kulturelles Erbe. Heilige Orte in Palästina im Konflikt, in: Pöttler, Burkhard/Erlenbusch, Lisa (Hg.), *ERBE_N. Macht. Emotion. Gedächtnis* (Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie, Sonderband), Weitra 2018, 171–194.

Bechmann, Ulrike/Raheb, Mitri (Hg.): *Verwurzelt im Heiligen Land. Einführung in das palästinensische Christentum*, Frankfurt 1995.

Bechmann, Ulrike: Holy Places and the Formation of Identity: The Case of Hebron / al-Khalil, in: Raheb, Mitri (Hg.), *Palestinian Identity in Relation to Time and Space*, Bethlehem 2014, 107–119.

Bieberstein, Klaus: „Zum Raum wird hier die Zeit“, in: *Jahrbuch für Biblische Theologie* 22, 2007, 3–39.

Bieberstein, Klaus: Ein Netz der Erinnerungen. Das Evangelium wird begehbar, in: *Welt und Umwelt der Bibel* 16, 1999, 33–37.

Donner, Herbert: *Pilgerfahrt ins Heilige Land. Die ältesten Berichte christlicher Palästinapilger (4.–7. Jh.)*, Stuttgart 2006.

Flapan, Simha: *Die Geburt Israels. Mythos und Wirklichkeit*, Neu-Isenburg 2005.

Gaß, Erasmus: Art. Maon / Mëuniter, in: *WiBiLex* 2011 (<http://www.bibelwissenschaft.de/stichwort/25503/>).

Görg, Manfred: Art. Betanien, in: *Neues Bibellexikon*, Bd. 1, Zürich u.a. 1991, 280–281.

Hübner, Ulrich: *Palaestina exploranda. Studien zur Erforschung Palästinas im 19. und 20. Jahrhundert anlässlich des 125jährigen Bestehens des Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas* (ADPV 34), Wiesbaden 2006.

- Huhn, Ingeborg: *Johann Gottfried Wetzstein: Orientalist und preußischer Konsul im osmanischen Syrien (1849–1861)* (Islamkundliche Untersuchungen 329), Berlin, Boston 2020.
- Keel, Othmar/Küchler, Max: *Orte und Landschaften der Bibel. Ein Handbuch und Studienreiseführer zum Heiligen Land. Bd. 2. Der Süden*, Göttingen 1982.
- O'Mahony, Anthony (Hg.): *The Christian Communities of Jerusalem and the Holy Land: Studies in History, Religion and Politics*, Cardiff 2003.
- Pedersen, Kirsten Stoffregen: *The Holy Land Christians*, Jerusalem 2003.
- Prenner, Karl, Claus Schedl (1914–1986): „Einsamer Wanderer ferner Wege“ – Brückenbauer zwischen den Religionen, in: *Religionen Unterwegs* 20, 2, 2014, 23–27.
- Prenner, Karl: Zum 70. Geburtstag von Univ.-Prof. DDR. Claus Schedl, in: *Bibel und Kirche* 39, 1984, 177.
- Raheb, Mitri: Alternative Pilgerreisen. Zu einer Theologie des Pilgerns, in: Raheb, Mitri, *Christ-Sein in der arabischen Welt. 25 Jahre Dienst in Bethlehem. Gesammelte Aufsätze und Reden eines kontextuellen Theologen aus Palästina*, Berlin 2013, 131–138.
- Raheb, Viola: *Die syrischen Schulbücher unter der Baath-Partei und in den politischen Umbrüchen*, Leipzig 2019.
- Rogers, Stephanie Stidham: *Inventing the Holy Land: American Protestant Pilgrimage to Palestine 1865–1941*, New York u.a. 2011.
- Röwekamp, Georg (Hg.): *Egeria – Itinerarium. Der antike Reiseführer durch das Heilige Land*, Freiburg i. Br. 2018.
- Röwekamp, Georg: Das Heilige Land – ein „fünftes Evangelium“?, in: *Theologische Quartalschrift* 201, 2021, 35–52.
- Schedl, Claus: *Geschichte des Alten Testaments. Bd. 1–5*, Innsbruck 1956–1964.
- Schroer, Silvia/Staubli, Thomas, *Der Vergangenheit auf der Spur. Ein Jahrhundert Archäologie im Land der Bibel* (Hrsg. von den Freunden des Schweizer Kinderdorfs Kirjath Jearim in Israel), Zürich 1993.
- Silver, M.M.: *The History of Galilee, 1538–1949. Mysticism, Modernization, and War*, London 2022.
- Waage, Hilde Henriksen: The Winner Takes All: The 1949 Island of Rhodes Armistice Negotiations Revisited, in: *Middle East Journal* 65, 2, 2011, 279–304.
- Zimmer-Winkel, Rainer: Heiliges Land, in: Suermann, Harald (Hg.), *Kirche und Katholizismus seit 1945. Bd. 7., Naher Osten und Nordafrika*, Paderborn u.a. 2010, 147–172.

Hannes D. Galter

Palmyra einst und heute

Das Schicksal syrischer Altertümer im Bürgerkrieg

Palmyra im Jahr 1959

Claus Schedl, den ich leider nur aus Vorlesungen am Anfang meiner Studienzeit an der Karl-Franzens-Universität Graz kannte, hat auf seinen Orientfahrten, bei denen er den Wegen und Spuren der Bibel folgte, auch Palmyra besucht, jene Oasenstadt mitten in der Syrischen Steppe, die in der Antike als Handelsstation und als politisches Zentrum eine wesentliche Rolle spielte (Abb. 1).¹ Am 3. Dezember 1959 beschloss er, eine Exkursion nach Palmyra zu machen, da er dort noch eine Lebendigkeit der Antike vermutete: „Will man also die verschwundenen Zeiten kennen lernen, so ist gerade die Palmenstadt inmitten der Wüste der geeignetste Ort hierfür“.²



[Abb. 1: Palmyra, 1959, 25/07.](#)

1 Bounni/Al-As'ad, Palmyra.

2 Schedl, in diesem Band: 2) Unheimliche Fahrt nach Palmyra – 3.XII.1958, S. 228.

Mit geraumer Verspätung trat er von Homs aus mit einem mit Soldaten und Beduinen vollbesetzten Bus die stundenlange Fahrt durch die Steppe an. Schon nach wenigen Kilometern ging die Straße in eine steinige Piste über, und sie erreichten Palmyra erst spät in der Nacht. Was Schedl sofort auffiel, war der atemberaubende Sternenhimmel über der Oase. Er nächtigte im legendären Hotel Zenobia. Da die Nacht ohne Heizung bitterkalt war, musste er den am Boden liegenden Teppich als weitere Decke verwenden. Dennoch überkam ihn damals ein unbeschreibliches Gefühl: „Die Sternennacht über mir, Ruinen von Jahrtausenden um mich, ich selber geborgen oder verloren im Herzen der Wüste“.³

Als Schedl am nächsten Morgen die Ruinen besichtigen wollte, wurde er enttäuscht. Der im Winter übliche Morgennebel von Palmyra verbarg diese völlig vor seinen Augen (Abb. 2).



[Abb. 2: Palmyra, Ruinen im Morgennebel](#)
 (© Hannes D. Galter 1995).

Nach einiger Wartezeit begann er trotz der schlechten Sicht seinen Rundgang. Er besuchte den Tempel des *Ba' alschamin*, die Kolonnadenstraße (Abb.3), das Theater, den Tempel des Bel (Abb.4) und die Turmgräber, die er teilweise unberührt, teilweise aber geplündert vorfand. Vor diesen setzte er sich nieder und sann über den son-

3 Ebd., S. 231.



[Abb. 3: Kolonnadenstraße, 1959, 26/03.](#)



[Abb. 4: Tempel des Bel, 1959, 25/29.](#)

derbaren Verlauf der Menschenwege nach.⁴ Nach dem Aufstieg zur Festung machte er die Bekanntschaft eines Französisch sprechenden Majors der lokalen Garnison, der seine Soldaten damit beschäftigte, die Ruinen vom Wüstensand freizuräumen. Auf Anraten der örtlichen Polizei kehrte er schon am selben Nachmittag mit einem

4 Ebd.

Militärfahrzeug wieder nach Homs zurück: „Als ich zurückblickte, sah ich nur eine große Staubwolke über der Wüste hängen“.⁵

Im Lauf der Jahrhunderte hatte Palmyra eine wechselvolle Geschichte. 1751 besuchte eine englische Expedition unter Robert Wood und James Dawkins die Ruinenstadt. Ihre Beschreibungen und Zeichnungen der Ruinen wurden 1753 veröffentlicht und inspirierten spätere Reisende, wie Lady Hester Stanhope, Otto Friedrich von Richter, Alois Musil oder Gertrude Bell. 1924 wurde für den aufkommenden Palmyra-Tourismus das legendäre Hotel Zenobia gegründet. Die Ausgrabungstätigkeit begann 1902 mit der deutschen Expedition Otto Puchsteins und setzte sich über französisch-syrische Projekte (1930–1975) und die deutsch-syrischen Grabungskampagnen unter Khaled al-As'ad und Andreas Schmidt-Colinet (1980–2010) fort. 1961 wurde das Museum von Palmyra eröffnet.⁶ 1980 wurde das Ruinengelände (Abb. 5) in die Liste des UNESCO-Weltkulturerbes aufgenommen.



[Abb. 5: Ruinengelände in Palmyra, 1959, 25/36.](#)

In der Folge entwickelte sich Palmyra zu einer regelrechten Touristenattraktion. Die Asphaltstraßen wurden ausgebaut, es entstanden mehrere Hotels und Restaurants und die Oase erhielt einen Flughafen. Millionen Reisende besuchten jährlich den Ort. Ich erinnere mich noch gut an das Kopfschütteln eines Agenturmanagers

⁵ Ebd., S. 233.

⁶ Ruprechtsberger, Palmyra.

in Damaskus, als ich die letzte von mir geführte Studienreise 2011 nur den Kreuzfahrerburgen im Westen Syriens widmete und Palmyra nicht anfuhr. Das war jenseits seines Verständnishorizonts. Doch der Tourismusboom hatte auch seine Kehrseite. Der Grundwasserspiegel sank, die Palmgärten wurden nicht mehr bewirtschaftet und die Häuser der Altstadt verfielen. 2013 musste Palmyra auf die Liste der gefährdeten UNESCO-Weltkulturerbestätten gesetzt werden. Der Bürgerkrieg in Syrien, der 2011 in Dera'a im Süden seinen Anfang genommen hatte, erreichte Palmyra 2015 und hinterließ dramatische und folgenschwere Schäden.⁷

Palmyra im Jahr 2016

Als die ersten Archäologen im April 2016 Palmyra besuchten, fühlten sie eine Art Erleichterung.⁸ Die syrische Armee hatte die Oase drei Wochen davor aus den Händen des IS⁹ zurückerobert und die erste konservatorische Bilanz fiel positiver als erwartet aus. Die Ausgrabung, die zum Weltkulturerbe der UNESCO zählt, hatte während der zehn Monate, in denen sie vom IS besetzt war, enormen Schaden genommen. Doch die meisten archäologischen Überreste waren erhalten geblieben.



[Abb. 6: Tempel des Bel, innen, 1959, 26/31.](#)

-
- 7 Aksenenska, Palmyra.
 - 8 Das Folgende stellt die überarbeitete Version meines Vortrags „Destroyed, damaged or sold – The fate of Syrian antiquities since 2011“, gehalten am 7. Juni 2016 auf der Sommerklausur des Instituts für Kulturanthropologie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Vorau, dar.
 - 9 IS meint als Abkürzung den sogenannten „Islamischen Staat“ (*ad-daula al-islāmiya*), der 2011 als Abspaltung der Terrororganisation Al-Qaida entstanden ist und der nach 2014 ein Kalifat im Irak und in Syrien ausgerufen hatte.

Andererseits war der Tempel des Bel (Abb. 4 und 6), eines der bedeutendsten vorchristlichen Heiligtümer des Vorderen Orients, dem Erdboden gleich gemacht wor-



[Abb. 7: Tempel des Ba'alschamin, 1959, 25/30.](#)



[Abb. 8: Das Hadrianstor, 1959, 26/06.](#)

den.¹⁰ Darüber hinaus hatten die Milizen des IS den architektonisch herausragenden Tempel des *Ba'alschamin* (Abb.7), das monumentale Hadrianstor (Abb.8) am Beginn der Kolonadenstraße und einige der charakteristischen Turmgräber Palmyras, wie das der Familie des Elahbel (Abb.9), gesprengt. Sie plünderten Palmyras



[Abb. 9: Der Grabturm des Elahbel, 1959, 26/32.](#)

berühmte unterirdische Grabbauten, die Hypogäen, wie jenes des Yarchai, und zerstörten die Friedhöfe der lokalen Bevölkerung zur Gänze, einschließlich mehrerer historischer muslimischer Heiligengräber.¹¹

Das Museum von Palmyra war völlig verwüstet. Einige der bekanntesten Kunstwerke hatten die Terroristen medienwirksam zertrümmert, indem sie Statuen Köpfe und Hände abhackten und andere mit Vorschlaghämmern in Stücke schlugen. Das bekannteste Objekt darunter war die monumentale Löwenfigur für die Göttin Al-Lat, die seit 1977 am Eingang zum Museum gestanden hatte (Abb.10). Diese Relieffigur zumindest konnte in der Zwischenzeit aus den Fragmenten erneut zusammengesetzt werden.¹²

10 Macfarlan, Wiping off.

11 Cuneo, Allison [u.a.], The Recapture.

12 SANA, Restoration works.

Unklar bleibt, wie viele Objekte des Museums zerstört sind, wie viele geplündert wurden und wie viele in Sicherheit gebracht werden konnten, bevor der IS im Mai 2015 die Kontrolle über Palmyra übernahm. Die polnischen Archäologen, die das Museum nach der Rückeroberung durch die syrische Armee als erste besuchten, gingen davon aus, dass die meisten der 200 Objekte, die im Erdgeschoß des Museums ausgestellt waren, zerstört sind. Unter diesen befanden sich zahlreiche der bekannten und charakteristischen palmyrenischen Grabportraits. Der IS veröffentlichte Bilder von der öffentlichen Zerstörung solcher Grabplatten aus dem Museum. Die Geschichte, die diese Bilder begleitete, erzählt von einem Mann, der versucht hatte, die Kunstwerke aus Palmyra herauszuschmuggeln. Ob er sie in Sicherheit bringen oder verkaufen wollte, bleibt unerwähnt. Er war an einem Checkpoint des IS aufgegriffen und dann in Manbidsch vor Gericht gestellt worden. Gemäß dem Urteil wurde er ausgepeitscht und musste die Objekte öffentlich zerstören.¹³



Abb. 10: Löwenfigur für Al-Lat
(© Hannes D. Galter 1999).

Zahlreiche Grabportraits gelten nach wie vor als gestohlen, obwohl niemand genau sagen kann, wie viele.¹⁴ Syrische Soldaten nahmen Schmugglern an der türkischen Grenze eine Reihe von Grabplatten ab, andere sind bereits auf dem Kunstmarkt aufgetaucht.

Andererseits haben offizielle syrische Stellen mitgeteilt, dass zahlreiche Objekte aus Palmyra herausgebracht werden konnten, bevor die IS-Kämpfer wenige Stunden später in die Oase einrückten. Kurz nach deren Machtübernahme im August 2015 wurde Khaled al-As'ad, der zweiundachtzigjährige frühere Chefarchäologe von Palmyra, zu Tode gefoltert und anschließend geköpft, weil er – wie sein Sohn mitteilte – nicht bereit war, den Ort preiszugeben, an den die Artefakte in Sicherheit gebracht worden waren.

¹³ Wyke, Sledgehammer.

¹⁴ Abrams, Looted Items; Hardy, Palmyra.

Plünderungen und Zerstörung von Kulturgütern im Syrischen Bürgerkrieg

Das Phänomen der Raubgrabungen im Vorderen Orient ist fast so alt wie die Zivilisation. Alle Pyramiden des Alten Ägyptens wurden noch im Altertum ausgeraubt und Pharao Ramses IX. (1129–1111 v. Chr.) ließ eine großangelegte Untersuchung zur Grabräuberei im Tal der Könige durchführen.¹⁵ Mit den Golfkriegen, dem Bürgerkrieg in Syrien und dem Aufstieg des IS haben die Zerstörung und Plünderung von antiken Stätten einen neuen und unvergleichbaren Höhepunkt erreicht. Satellitenbilder belegten systematische Raubgrabungen der archäologischen Stätten in ganz Syrien.¹⁶ Knapp dreihundert Tells wurden zerstört, beschädigt oder geplündert. Alle Parteien des Bürgerkriegs haben sich daran beteiligt: Regierungstreue, Rebellen gegen das Regime, Dschihadisten und sogar die verarmte Landbevölkerung. Für alle war die Zerstörung des kulturellen und historischen Erbes lediglich ein Kollateralschaden bei der Erreichung höherer Ziele, wie immer diese auch aussehen mochten. In der Folge sollen einige Beispiele angeführt werden.

Ebla, der Tell Mardich, ein syrisches Zentrum des 3. und 2. Jahrtausends v.Chr. etwa 55 km südlich von Aleppo, wurde zwischen 2012 und 2014 von syrischen Regierungstruppen besetzt. Während dieser Zeit konnten mindestens 45 Raubgrabungen dokumentiert werden. Danach eroberte eine Rebellengruppe den Tell und baute ihn zu einer Militärstellung aus. Diese wurde mehrfach von der russischen Luftwaffe bombardiert.¹⁷

Die Ausgrabungsstätte von Mari, der Tell Hariri am Mittleren Euphrat nahe der irakischen Grenze, erlebte unter der Kontrolle des IS zwischen 2011 und 2015 Plünderungen in unvorstellbarem Ausmaß. Ein Vergleich der Satellitenbilder vom 4. August 2011 und vom 25. März 2014 zeigen 165 neue Grabungslöcher. Bis 2015 steigerte sich ihre Gesamtzahl auf über 1500.¹⁸

Dura-Europos am Euphrat blieb bis zum August 2011 mehr oder weniger ungestört. Erst danach mussten zahllose Löcher illegaler Grabungen registriert werden. Diese stammten allerdings aus der Zeit, bevor der IS im April 2014 die Kontrolle über das Gebiet übernommen hatte.

Apameia am Orontes, Qal'at al-Mudiq, wurde schon früh und in großem Stil geplündert. Satellitenbilder vom 19. Juli 2011 und vom 3. April 2012 zeigen tausende von Grabungslöchern in dem Teil der Ruinenstätte, die unter der Kontrolle von Re-

15 Peet, *The Great Tomb Robberies*.

16 Casana/Panahipour, *Notes*; Casana, *Satellite Imagery-Based Analysis*.

17 Kaercher [u.a.], *Ebla*.

18 Shepperson, *Destruction*.

gierungstruppen stand. Dies muss zu dem Schluss führen, dass das Militär in der einen oder anderen Weise in die Plünderungen involviert war. Bilder von Herbst 2012 belegen die Ausweitung der Plünderungen auch auf Privatgründe.¹⁹ Auch am Tell Chuera nahe der türkischen Grenze zeigen die Satellitenfotos für die Zeit zwischen September 2012 und September 2013 umfangreiche Plünderungen in einem Bereich außerhalb der mächtigen Stadtmauer.

Für den Tell Aschtara südlich von Damaskus belegen die Aufnahmen zahlreiche und sehr große Grabungslöcher am Tell, die in den Jahren 2011–2013 entstanden und mit großer Wahrscheinlichkeit auf Mitglieder der Freien Syrischen Streitkräfte zurückzuführen sind.

Plünderungen als Teil der Wirtschaft des IS

Obwohl sich alle Bürgerkriegsparteien an Raubgrabungen beteiligt haben, fanden die heftigsten Plünderungen doch in Gebieten statt, die unter der Kontrolle des IS standen. Das selbsternannte Kalifat wurde schon mehrfach als „kriminalisierter Staat“ bezeichnet, dessen rechtswidrige Wirtschaft durch Raub, Erpressung, Ölgeschäfte, Menschensmuggel und Antikenhandel vorangetrieben wurde. Die Jahreseinnahmen des IS wurden für 2014 auf knapp zwei Milliarden US-Dollar geschätzt. Das meiste davon stammte aus Steuer- und Schutzgeldzahlungen. Lösegeldzahlungen brachten dem IS angeblich 20–40 Millionen US-Dollar ein. Ölverkäufe auf dem Schwarzmarkt schlugen mit 150–450 Millionen US-Dollar zu Buche.²⁰ Das Öl wurde entweder im Irak und in Syrien selbst verkauft oder in Lastwägen in die Türkei geschmuggelt – auf Routen, die ursprünglich von den Handlangern Saddam Husseins erdacht worden waren, um Wirtschaftssanktionen der Vereinten Nationen zu umgehen. Der Antikenhandel machte ursprünglich nur einen geringen Anteil der Einnahmen aus. Er wurde hauptsächlich von lokalen Banden betrieben. Doch als die Luftangriffe der USA auf Raffinerien und Tankwägen die Öleinnahmen des Kalifats um fast zwei Drittel reduzierten, mussten neue Einnahmequellen gefunden werden.²¹

Ab dem Sommer 2014 versuchte der IS selbst die Kontrolle über den Antikenhandel zu übernehmen. In den wichtigsten Hochburgen wie Manbidsch oder Deir ez-Zor wurden „Antiken-Abteilungen“ eingerichtet. Diese Büros unterstanden dem *Diwan al-Rikaz*, dem „Ministerium für Rohstoffe“, da Altertümer wie Öl als im Boden befindliche Ressource betrachtet wurde. Wie in anderen Fällen benutzte der IS auch

19 Agapiou, Looting Activity.

20 Heißner [u.a.], Caliphate in Decline, 9.

21 Belli [u.a.], Business.

hier den historischen Begriff *dīwān*, ursprünglich eine Schriftensammlung oder ein Archiv, für eine neue Einrichtung.²²

Im Sommer 2015 veröffentlichte das US State Department Geheimdokumente, die bei einem Überfall amerikanischer Spezialeinheiten auf das Hauptquartier von Abu Sayyaf al Iraqi, dem Führer des *Diwan al-Rikaz*, im Mai desselben Jahres sichergestellt worden waren. Diese bestätigten regelmäßige Einnahmen des IS aus Raubgrabungen, Plünderungen und Antikenschmuggel.²³ Abu Sayyaf selbst wurde bei dem Überfall getötet. In seinem persönlichen Besitz befanden sich über 500 wertvolle Antiquitäten wie antike Manuskripte, Goldmünzen, Schmuck, Rollsiegel, Keramik und Statuetten.²⁴

Durch diese Dokumente konnte der Ablauf des Antikenhandels rekonstruiert werden. Zuerst mussten lokale Raubgräber eine gestempelte Lizenz bei einer „Antiken-Abteilung“ erwerben. Dann erst konnten sie mit ihren Grabungen beginnen. Von dem Erlös der gefundenen Gegenstände gingen 20% *ḥums*-Steuer an den IS. Erneut wurde ein historischer Begriff, *ḥums* „Fünftelabgabe“, der die Verpflichtung muslimischer Heere bezeichnete, ein Fünftel der Kriegsbeute dem Kalifen zu übergeben, auf moderne Schutzgeldzahlungen übertragen. Sollte sich innerhalb von drei bis fünf Wochen kein Käufer gefunden haben, beschlagnahmte die „Antiken-Abteilung“ das Objekt und sucht selbst nach Käufern. Von diesen Verkäufen blieben 60% beim IS. Sollte auch diese Suche fehlschlagen, wurden die Objekte auf eigenen Auktionen des *Diwan al-Rikaz* versteigert.²⁵

Die „Antiken-Abteilungen“ kontrollierten den Zutritt zu Grabungsstätten, sie organisierten das Durchwühlen bekannter Tells und befahlen das Aufspüren neuer Grabungsorte. Sie kontrollierten aber auch den Fortgang der „Grabungen“ und den Handel mit den gefundenen Artefakten. In einigen Gebieten wurden sie von den lokalen Behörden bei der Suche nach aussichtsreichen Fundorten und beim Anheuern von Arbeitern unterstützt. Um den Fortgang zu beschleunigen, wurde auch mit Bulldozern gearbeitet, wie Bilder aus Mari oder Dur-Katlimmu zeigten.²⁶

Genaue Zahlen über die Einnahmen des IS aus dem Antikenhandel waren schwer zu erhalten. Unter den sichergestellten Dokumenten Abu Sayyafs befanden sich Empfangsbestätigungen für über 265.000 US-Dollar an *ḥums*-Steuern für elf Transaktionen im Zeitraum zwischen dem 4. Dezember 2014 und dem 26. März 2015, was

22 Blannin, *Islamic State's Financing*.

23 Jones, *New Documents*.

24 Akbar, *Indisputable evidence*.

25 Paul, *Illicit Digs*.

26 Fanusie/Joffe, *Monumental Fight*.

einem Verkaufsvolumen von über 1,25 Millionen US-Dollar entsprechen würde. Mohammed Ali Al-Hakim, der irakische Botschafter bei den Vereinten Nationen schätzte die jährlichen Einnahmen des IS aus dem Antikenschmuggel auf rund 100 Millionen US-Dollar. Die *International Business Times* berichtete 2014, dass die Auswertung von Festplatten auf erbeuteten IS-Computern allein für die syrische Provinz an-Nabk Einnahmen in der Höhe von 36 Millionen US-Dollar ergaben.²⁷ Die US-Regierung war vorsichtiger in ihren Schätzungen und ging von mehreren Millionen US-Dollar aus, die nach 2014 eingenommen wurden.²⁸

Die bewusste Zerstörung von kulturellem Erbe durch den IS

Die Plünderung und Zerstörung von archäologischen Stätten in Syrien und im Irak sind ein sehr komplexes und vielschichtiges Phänomen. Einerseits dienten sie dem IS als Einnahmequelle, andererseits konnte er sie ideologisch für seine Ziele verwenden. Er demonstrierte seine Macht, nationale und internationale Kultursymbole zu vernichten, indem er die Zerstörungen mediengerecht inszenierte und über Videos in aller Welt bekannt machte.²⁹ Die Bilder evozierten Vergleiche mit dem frommen Zerstörungswerk der Propheten Ibrahim und Mohammed, das sich gegen heidnische Kultstätten und Götzenbilder gerichtet hatte.³⁰ Und letztlich waren sie ein wesentliches Element der Versuche, die kulturelle Identität der regionalen Minderheiten in der Region auszulöschen.³¹

Syrien und der Irak waren – und sind es teilweise immer noch – multiethnische und multikulturelle Gesellschaften. Sie bestehen aus zahllosen ethnischen, religiösen, politischen und sozialen Gruppen, die alle ihre partikularen Identitäten und ihre lokalen Erinnerungsorte besitzen: schiitische Moscheen und Friedhöfe, Mausoleen von Sufi-Heiligen und Gelehrten, christliche Kirchen und Klöster, kurdische Bergfestungen, die assyrischen Stadttore von Ninive, die Saddam Hussein wieder aufrichten ließ, oder eben Palmyra, das nationale Symbol des alten und des neuen Syriens, das an die multikulturelle Geschichte des Landes und an die legendäre Herrscherin Zenobia (267–272) erinnert, die selbst dem Römischen Reich die Stirn bot. Ihre Geschichte wurde in der arabischen Welt immer wieder neu erzählt und adaptiert, bis aus ihr schließlich eine Art „Braveheart“ oder „Andreas Hofer“ des Vorderen Orients wurde.

27 Caulderwood, ISIS Pillages.

28 Taub, The Real Value.

29 Harmanşah, Spectacles of Destruction.

30 Galter, Kulturkampf.

31 Harmanşah, Spectacles of Destruction.

Es ist kein Zufall, dass der syrische General und ehemalige Verteidigungsminister Mustafa Tlass im Jahr 2000 eine viel beachtete Biografie der Herrscherin veröffentlichte. Er schreibt in der Einleitung:

The Palmyrene kingdom came to an end and Queen Zenobia passed away to send her spectre to fly forever in the Palmyrene sky not to lament the ruins or to cry over the forgotten things or to complain of the treachery which ruined and corrupted its capital and changed its cheer into wails, and its buildings into destruction, and its light into darkness, and dimness, but to urge the proud individuals to make use of her historical experience and to learn from it.³²

Einige Jahre später, 2007, verfasste der legendäre libanesische Komponist Mansour Rahbani das musikalische Drama „Zenobia“. Und obwohl Zenobia keine Araberin war – bestenfalls eine Aramäerin, wahrscheinlich jedoch eine aramäisch-mazedonisch-griechische Syrerin – sind ihre letzten Worte in dem Stück: „I am the first cry of freedom, the first cry from an Arabian land. I am to give my blood for freedom.“ Damit wird Geschichte umgeschrieben und in einen modernen Bedeutungszusammenhang gestellt. Und wenn Oussama Rahbani, einer der Söhne des Komponisten, in einem Interview meinte: „History is a mirror of the future. If you don't have a history, you don't have a future,“³³ dann hat er die Bedeutung Palmyras für Syrien und die syrische Identität klar umrissen.³⁴

Im Gegensatz dazu versuchte der IS, einen homogenen und nur auf den Fundamenten des Islams basierenden Staat zu errichten, der alle regionalen, ethnischen und religiösen Identitäten leugnete, die sich im Lauf der Geschichte herausgebildet hatten. Daher war es ein erklärtes Ziel des kulturellen Zerstörungswerks, die materiellen Grundlagen dieser Identitäten auszulöschen und durch sunnitisch-islamische zu ersetzen. Palmyra war aber das schillerndste Gegenbeispiel für die propagierte Monokultur des IS und daher ein klares Ziel der Zerstörung.³⁵ Man könnte dieses Vorgehen als „kulturelle Säuberung“ bezeichnen und ähnlichen Aktionen unter Stalin oder den Nazis zur Seite stellen (Abb.11).³⁶

In den Jahren 2014 und 2015 zerstörte der IS zahllose Kulturdenkmäler. Er machte die Arslan Tasch-Löwen (Abb. 12) mit ihren einzigartigen assyrisch-aramäisch-luwischen Trilinguen im Park von Raqqa dem Erdboden gleich. Sie sprengten die Nebi Yunus-Moschee in Mosul mit dem Grabmal des Propheten Jona. Sie zerstörten zahl-

32 Tlass, Zenobia, 10.

33 Weingarten, Zenobia.

34 Galter, Kulturkampf.

35 Whitmarsh, Tolerant and multicultural.

36 Galter, Krieg gegen die Geschichte.



[Abb. 11: Reliefblock am Tempel des Bel, 1959, 26/10.](#)



[Abb. 12: Der rechte Löwe in Raqqa \(© Luitgard Galter 2007\).](#)

lose schiitische Grabdenkmäler in der Provinz Salahaddin, wie das des Ali ibn al-Athir al-Jazari (1160–1233) in Mosul oder das Mausoleum Imam Dawr aus dem 11.

Jahrhundert bei Samarra. In der Umgebung von Mosul wurden christliche Dörfer wie Qaraqosch oder Baschiqa sowie Klöster wie z.B. Mar Behnam eingeebnet.

Im Jahr 2015 steigerte der IS sein Zerstörungswerk. Es begann mit den Objekten im Museum von Mosul und den Torstieren des Nergal-Tores von Ninive. Es folgten die Sprengung des assyrischen Palasts von Nimrud und die Abtragung der Ziqqurrat der Stadt, die teilweise Zerstörung von Hatra, die Einebnung des byzantinischen Klosters Mar Eliau in der syrischen Provinz al-Qarvatain sowie die Zerstörungen in Palmyra. Der Aufschrei bei westlichen Medien und Intellektuellen war groß³⁷ und bestätigte dem IS den Erfolg seiner medialen Propaganda.

Die Zertrümmerung von Stätten und Objekten des kulturellen Erbes diente aber auch der Tarnung von Raubgrabungen und Plünderungen. Der IS zerstörte medienwirksam Monumente und allgemein bekannte Kunstwerke aus ideologischen Gründen und zum Zweck der Propaganda, während kleinere und unauffälligere Objekte, die nicht so leicht identifizierbar waren, ihren Weg auf den Schwarzmarkt fanden.³⁸ Das inszenierte Vernichtungswerk lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit von den Plünderungen ab und diente gleichzeitig dazu, alle möglichen Spuren und Hinweise auf die Herkunft einzelner Artefakte auszulöschen. In Nimrud hatte es schon zuvor in den Jahren 2003 bis 2005 Plünderungen gegeben. Assyrische Palastreliefs waren in Stücke geschnitten, außer Landes gebracht und am Schwarzmarkt verkauft worden. Auch das Zerstörungsvideo des IS zeigt Relieftteile, die herausgemeißelt worden und zum Abtransport bereit waren. Die Entscheidung darüber, was zerstört und was verkauft werden sollte, lag offenbar größtenteils bei den lokalen Emiren.

Plünderungen und Antikenschmuggel

Durch die Auswertung der Abu Sayyaf-Dokumente wurde deutlich, dass bereits zahllose Objekte ihren Weg nach Europa und in die USA gefunden hatten. Nach Schätzungen der US-Zollbehörde gab es zwischen 2011 und 2013 einen Anstieg von 145% bei Importen syrischer Kulturgüter und von 61% bei irakischen Artefakten.³⁹ Antiquitäten, die meist zusammen mit anderen Kulturgütern unter dem breiten Oberbegriff „Works of Art, Collectors' Pieces and Antiques“ zusammengefasst wurden, übertrafen 2014 an Wert alle anderen Importe aus dem Irak – ausgenommen Öl. Der angegebene Wert dieser Handelsgüter kumulierte sich zu einer Gesamtsumme von über 3,5 Millionen US-Dollar.

37 Z.B. Veyne, Palmyra.

38 Galter, Beutegut aus Kriegsgebieten.

39 St. Hilaire, Conflict and the Heritage Trade; Cultural Heritage Lawyer, Antiques.

UNESCO-Berechnungen zufolge erbrachte der Verkauf illegaler Antiquitäten weltweit zwischen 7 und 15 Billionen US-Dollar pro Jahr und rangierte damit hinter Drogen-, Waffen- und Menschenhandel an der vierten Stelle.⁴⁰ Das FBI veröffentlichte im August 2015 eine offizielle Warnung, dass syrische Antiquitäten, die aus Plünderungen von Terroristen stammten, vermehrt auf den US-Markt kämen.⁴¹ Dies wurde durch Augenzeugenberichte über den Schmuggel und den Handel mit Raubgut in der Südosttürkei bestätigt.⁴²

Antiquitäten aus dem Gebiet des IS wurden entweder direkt durch Angehörige der Terrororganisation oder durch eigens lizenzierte Personen außer Landes gebracht. Die Schmuggler benutzten auch hier traditionelle Schmugglerwege aus der Zeit des Handelsembargos gegen Saddam Hussein. Kleinere Artefakte erreichten die Türkei auch über die Flüchtlingsrouten, wobei sich die Schmuggler entweder unter die Flüchtenden mengten, oder diese gegen Geld dazu bewegten, die Objekte über die Grenze zu bringen. Die wichtigsten Umschlagplätze waren die grenznahen Städte Akçakale, Şanlı Urfa, Gaziantep und Antakya. Dort gelangten die Objekte in die Hände professioneller Hehler und krimineller Organisationen.

Danach kam es zu einer Reihe von Transaktionen zwischen Brokern und Händlern in verschiedenen Ländern wie Griechenland, Bulgarien, Italien oder den Emiraten, bevor die Objekte ihr Käufer in den Golfstaaten, Ostasien, Russland, Europa oder in den USA erreichten. Bei jeder dieser Transaktionen stieg der Preis der Artefakte um 10 bis 20 Prozent. Durch das verstärkte Augenmerk der Behörden auf den illegalen Antiquitätenhandel nahm der Verkauf syrischer und irakischer Objekte ab. Vor allem größere und wertvollere Artefakte wurden oft jahrelang in den Zollfreilagern internationaler Flughäfen wie Dubai gelagert. Sie tauchen jetzt nach und nach bei Auktionen auf. Der „Hobby-Lobby-Skandal“, der den Schmuggel von tausenden geplünderten Artefakten aus dem Irak einschließlich einer Tafel des Gilgamesch-Epos publik machte, ist lediglich das bislang prominenteste Beispiel dafür.⁴³

Syrische Artefakte gelangten auch in beträchtlichen Mengen in den Libanon. Die Beka'a-Ebene ist eine uralte Handelsroute und ein Marktplatz für illegale Waren, darunter Waffen, Drogen und Antiquitäten. Eine südliche Route durch die Wüste nach Jordanien wurde ebenfalls dokumentiert. Als die Artefakte schließlich ihren endgültigen Bestimmungsort erreichten, hatten sich ihre Preise vervielfacht. Vorderasiatische Altertümer sind zu einem großen Geschäft geworden. Kunstsammler sind bereit, astronomische Summen zu zahlen, und Altorientalisten bemühen

40 Wessel, Das schmutzige Geschäft.

41 FBI, ISIL and Antiquities.

42 Giglio/al-Awad, Syrian Antiquities.

43 US-Department of Justice: United States Files Civil Action; Brodie, Bad omens.

sich stärker als bisher um Privatsammlungen wie Schøyen oder Miho, da die politischen Ereignisse im Vorderen Orient Arbeiten in dieser Region unmöglich gemacht haben. Sie erhöhen mit ihren Veröffentlichungen den Marktwert der publizierten Objekte.⁴⁴ Die Borowski- und die Miho-Sammlung haben mittlerweile ihre eigenen Museen.

Ermittlungen in London und München ergaben, dass illegale Waren Käufer in Europa zur gleichen Zeit wie in den USA erreicht hatten.⁴⁵ Im April 2016 wurde in einem Antiquitätenladen in London ein antikes Steinornament für mehrere tausend Pfund angeboten, das offenbar illegal aus Syrien geschmuggelt worden war. BBCs Channel 4 sandte zwei Wissenschaftler, die sich als Sammler ausgaben. Es handelte sich um ein 1,83 m großes Stück eines verzierten Türsturzes aus der Stadt Nawa im Süden Syriens. Publikationen aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert zeigen das Werk als Architekturelement in einem bestehenden Gebäude. Ein Museumsbericht von 1988 beschreibt den Türsturz ebenfalls und dokumentiert sein Vorhandensein in Nawa. Ab November 2014 befand sich die Stadt im Kampfgebiet des Bürgerkriegs. Der ursprüngliche Preis von £50. 000 wurde vom Händler während der Verhandlungen auf die Hälfte reduziert.⁴⁶

Schlagzeilen wie „Ancient figure of lion shatters record price for sculpture at auction“ (BBC World News),⁴⁷ oder „Antiquities: The Hottest Investment“,⁴⁸ bestätigen jedem, dass Plünderungen und Antiquitätenhandel ein hochprofitables Geschäft waren und sind. Eine kleine – nur 9 cm hohe – Kalksteinfigur, die einen ca. 5000 Jahre alten Löwen-Dämon aus Khuzistan, wahrscheinlich aus Susa im Iran, darstellt, die sogenannte „Guennol Lioness“, wurde am 5. Dezember 2007 bei einer Auktion bei Sotheby's in New York für 57,2 Millionen US-Dollar versteigert.

Allerdings sind die großen Auktionshäuser inzwischen sehr vorsichtig geworden und bemühen sich, keine geplünderten Artefakte zu verkaufen. Daher werden die meisten Transaktionen mittlerweile privat oder über soziale Netzwerke, aber auch über eBay abgewickelt.

44 Owen, To Publish or Not to Publish; vgl. Brodie, Cuneiform Exceptionalism.

45 CBS, Following the trail.

46 Das Channel 4-Video ist einzusehen unter <<https://www.dailymotion.com/video/x6m1rxi>>. Abgerufen: 30.11.2021; vgl. Hardy: ISIS and the missing treasures.

47 BBC World News: Lion sculpture.

48 Baugh, Antiquities (Time Magazine).

Der europäische Antikenmarkt

Günther Wessel hat in seinem Buch „Das schmutzige Geschäft mit der Antike“⁴⁹ die Antiquitätenmärkte in Europa und Deutschland einer genaueren Analyse unterzogen. Dabei konnte er München als ein Zentrum des internationalen Kunst- und Antiquitätenhandels festmachen. Er dokumentierte auch Auktionskataloge mit Fotos geplündelter Objekte und äußerst vagen Herkunftsangaben wie „Naher Osten“ oder „Bayerische Privatsammlung“.

Wessels Buch nennt einerseits Museen, die gestohlene Artefakte ankauften, andererseits dokumentiert es Fälschungen, die ohne Schwierigkeiten ihre Käufer fanden, und kommt zu dem Schluss, dass fast die Hälfte der altorientalischen Antiquitäten am Markt Fälschungen sind. Die Nachfrage nach neuen Objekten scheint deutlich größer zu sein als das Ergebnis der Raubgrabungen. Dies war schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts so, als das Interesse von Europäern wie Claudius James Rich an babylonischen Objekten die ersten Fälscherwerkstätten ins Leben riefen,⁵⁰ und das Thema von Plünderung auf Abruf, wie es in den 1990er Jahren für Ägypten dokumentiert wurde, wird nach wie vor heftig diskutiert.⁵¹

Auch in Österreich tauchten nach 2012 vorderasiatische Antiquitäten vermehrt auf dem Markt auf. Sie waren als „alter Familienbesitz“, „seit Generationen im Besitz der Familie“, in London vor 1970 gekauft“ oder „gefunden im Irak in den 30ern“ etikettiert, was nichts über den legalen Besitz aussagte. Im Herbst 2015 besuchte mich der Inhaber eines neu eröffneten Antiquitätengeschäfts in Graz und wollte ein Gutachten über mehrere vorderasiatische Objekte, die er zum Verkauf anbot. Darunter waren offensichtliche Fälschungen, aber auch echte Stücke aus dem Südirak und aus Syrien, in der Mehrzahl von Tells im Norden des Landes. Als ich ihn nach der Herkunft der Stücke fragte, erzählte er lang und breit über seine Teilnahme an Auktionen in London und Amsterdam und über Privatleute, die ihr Familienerbe verkaufen wollten.

Als das Nationalmuseum in Bagdad im März 2003 geplündert wurde, organisierte die österreichische UNESCO-Kommission unter dem Titel „Plündern, Vernichten, Vergessen: Kulturgüterschutz im Kriege und das kulturelle Erbe im Irak“ ein Symposium zur Situation des Weltkulturerbes im Irak. Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus Österreich, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, den USA und dem Irak erarbeiteten Vorschläge aus, das kulturelle Erbe Vorderasiens

49 Wessel, Das schmutzige Geschäft.

50 Galter, Am Anfang, 863.

51 Hardy, Looting-to-order.

vor der weiteren Vernichtung zu bewahren.⁵² Unter den nachdrücklich empfohlenen politischen Aktionen war auch die Ratifizierung der UNESCO-Konvention über Maßnahmen zum Verbot und zur Verhütung der unzulässigen Einfuhr, Ausfuhr und Übereignung von Kulturgut.

Am 14. November 1970 hatte die UNESCO-Generalkonferenz in Paris das Übereinkommen über Maßnahmen zum Verbot und zur Verhütung der unzulässigen Einfuhr, Ausfuhr und Übereignung von Kulturgut verabschiedet. Dies war der erste internationale Vertrag, der das Ziel hatte, Antiquitätenschmuggel und illegalen Handel von Kulturgütern zu erschweren. Er trat am 24. April 1972 in Kraft und wurde bisher von 131 Staaten ratifiziert. Deutschland unterschrieb als einer der letzten Staaten am 30. November 2007. Österreich folgte erst acht Jahre später, am 15. Juli 2015, unter dem Eindruck der Ereignisse im Nahen Osten. Das Gesetz trat am 15. Oktober desselben Jahres in Kraft. Da die österreichische Gesetzgebung den Tatbestand der Raubgrabung nicht kennt, musste das Kunsthistorische Museum in Wien nachweisen, dass eine altägyptische *schawabt*, die im März 2015 in Innsbruck konfisziert worden war, aus einem regulär ausgegrabenen ägyptischen Grab stammte und somit gestohlen war. Erst dadurch ergab sich der Tatbestand der Hehlerei, und die Statuette konnte an Ägypten zurückgegeben werden.⁵³ Im Gegensatz zu den westlichen Staaten hatte das Osmanische Reich die Ausfuhr von Antiquitäten bereits 1869 verboten und 1906 auch den Handel mit ihnen. All seine Nachfolgestaaten übernahmen diese Gesetze, doch nur wenige von ihnen hatten die Mittel, sie durchzusetzen.⁵⁴

In der Folge der massiven Plünderungen und der Zerstörung des kulturellen Erbes Syriens widmete der 10. International Congress on the Archaeology of the Ancient Near East (ICAANE), der im April 2016 in Wien stattfand, eine ganze Sektion der Gefahr von Bürgerkriegen für das kulturelle Erbe des Vorderen Orients. Die Teilnehmenden veröffentlichten das Vienna Statement about the Threat to Cultural heritage in the Near East and North Africa.⁵⁵ Darin heißt es: “The situation requires intense international cooperation at all levels. Regional authorities, in particular antiquities bodies, scientific institutions, UNESCO, police, and border control, must cooperate over the long term.” (Section 4) “Campaigns to raise awareness in printed, broadcast and social media are the basis for increasing public awareness of the problem of endangered cultural property. The extensive efforts made in recent years must continue at an international level.” (Section 7) “Criminal investigations into the illegal

52 Mairitsch/Schipper, Plündern, Vernichten, Vergessen.

53 Gach, Alter Familienbesitz.

54 Galter, Megaevents, 51–54.

55 10th ICAANE: Statement.

trade in antiquities must be facilitated, and supported by professional expertise.” (Section 8).

Palmyra nach 2016

Mittlerweile konnte der IS durch gemeinsame militärische Anstrengungen aus Palmyra und aus ganz Syrien vertrieben werden. Berichte aus Raqqa, aus den Tagen vor dem Abzug der IS-Kämpfer, bezeugen, dass übriggebliebene Artefakte, die nicht ins Ausland geschmuggelt werden konnten, auf öffentlichen Auktionen an Einheimische verkauft wurden. Bereits kurz nach der Rückeroberung von Palmyra durch die syrische Armee am 27. März 2016 begannen die Diskussionen um einen möglichen Wiederaufbau der zerstörten Bauwerke. Rasch bildeten sich dabei zwei Meinungen heraus. Die einen sahen in möglichen Restaurierungsarbeiten die geeignete Antwort auf die Zerstörungen des IS und ein demonstratives Zeichen für die Unvergänglichkeit von Kultur. Andere gaben zu bedenken, dass sich das Zerstörungswerk des IS nur in die Liste vergleichbarer Aktionen nach Eroberungen durch Assyrer, Römer und Araber einreihe und Ruinenstätten auch nach ihrer Ausgrabung eine Geschichte hätten, und lehnten daher Restaurierungsarbeiten ab. Derzeit laufen zahlreiche Debatten um Authentizität, Rekonstruktionen, verwendete Materialien und die Unterscheidungsmöglichkeiten zwischen originalen und rekonstruierten Teilen.⁵⁶

Andere versuchten den Glanz Palmyras durch digitale 3D-Modelle wiederaufstehen zu lassen.⁵⁷ Im April 2016 wurde am Trafalgar Square in London eine Replik des Hadrianstors aus ägyptischem Marmor errichtet, die auf einem 3D-Modell des Institute of Digital Archeology in Oxford nach Fotos des Originals basierte.⁵⁸ Die Replik wurde auch in New York, Washington, Genf, Dubai und an anderen Orten ausgestellt, bevor sie nach Syrien gesandt wurde. Obwohl mehrere Staaten dieses Projekt unterstützten, wurde es von der Kritik als *Disneyfication* verrissen.⁵⁹

Vor dem Hintergrund dieser Diskussionen gestalteten die Hochschule für Technik, Wirtschaft und Gestaltung in Konstanz und die Universität Konstanz im Sommer 2017 eine Ausstellung zu Palmyra, die auf der Basis einer multimedialen Erläuterung der Geschichte und Rolle der Oasenstadt in der Antike bewusst die Frage stellte, „ob und wenn ja, aus welchen Gründen die zum Symbol für die Gefährdung

56 Abdulmawla, Return or change; Munawar, Reconstructing Cultural Heritage.

57 Denker, Rebuilding Palmyra Virtually.

58 Hopkins, Palmyra's Arch of Triumph.

59 Munawar, Reconstructing Cultural Heritage, 42. Khunti, The Problem.

von Weltkulturerbe gewordene Ruinenstadt wieder aufgebaut werden sollte“.⁶⁰ Die Besucher waren aufgefordert, ihre eigene persönlichen Entscheidung zu treffen.

Gleichzeitig gelang es dem IS im Dezember 2016 erneut, Palmyra zu erobern. Er konnte allerdings schon nach vier Monaten wieder, und diesmal endgültig, vertrieben werden. In dieser kurzen Zeit war er aber doch in der Lage, den Tetrapylon und Teile der Bühnenfassade des römischen Theaters (Abb. 13) zu sprengen. Seither



[Abb. 13: Das römische Theater in Palmyra, 1959, 26/08.](#)

wird von syrischer und russischer Seite an Plänen für eine Wiedererrichtung der zerstörten Gebäude Palmyras gearbeitet. Eine erste Bestandsaufnahme der Schäden ergab, dass insgesamt nur etwa 25 % des Ruinenbestandes schwer beschädigt oder zerstört worden war. 2018 verkündete die Regierung in Damaskus feierlich den Wiederaufbau von Palmyra. Bereits 2019 sollte die Oase erneut für Touristen zugänglich sein.

Da die UNESCO aber 2018 noch eine Zusammenarbeit mit dem Directorate-General of Antiquities and Museums in Syrien mit dem Argument ablehnte, dass z.B. der Tempel des Bel nicht restauriert werden könne, da von ihm nichts übriggeblieben sei, und der syrischen Regierung somit die nötigen Ressourcen fehlten, musste das Projekt zurückgestellt werden. Man begann mit kleineren Arbeiten, wie z.B. mit der Restaurierung des Löwen der Al-Lat, der danach in Damaskus ausgestellt wurde.

Der Wiederaufbau von Palmyra ist inzwischen zu einem politischen Kampf geworden, in dem Politik, Propaganda und Archäologie eine bedenkliche Liaison einge-

60 HTWG Hochschule Konstanz, Rebuild Palmyra?

gangen sind.⁶¹ Syrische und russische Delegationen unterzeichneten im November 2019 in Damaskus eine Vereinbarung zum Wiederaufbau der zerstörten Denkmäler in Palmyra. Als erstes will man das Museum von Palmyra restaurieren. In einem nächsten Schritt sollen beschädigte Objekte des Museums in einer Zusammenarbeit der Eremitage mit dem Nationalmuseum des Omans restauriert werden. Das erklärte Endziel bleibt weiterhin die Wiederherstellung aller zerstörten und beschädigten Gebäude der antiken Stadt. Mittlerweile haben sich auch internationale Organisationen dem Projekt angeschlossen. Vertreter der UNESCO und der Aga Kahn Foundation bilden gemeinsam mit dem syrischen Directorate-General of Antiquities and Museums das Beratergremium für die enge Kooperation zwischen syrischen und russischen Einrichtungen.⁶² Nach einem Medienbericht vom 10. April 2021 sollte die Wiedererrichtung des Triumphbogens am 12. November 2021 beginnen.⁶³ Es gibt zahlreiche und durchaus auch prominente Gegenstimmen, wie die von Andreas Schmidt-Colinet, der seit 1981 die deutschen Ausgrabungen in Palmyra leitete und der in einem Plädoyer gegen den Wiederaufbau diesen als „kulturbe-flissene Trotzreaktion“ bezeichnet.⁶⁴ Sollte das Projekt wirklich zustande kommen, wird es ein sehr langer und schwieriger Prozess werden und für zahlreiche weitere Diskussionen sorgen.

Es besteht kein Zweifel daran, dass die Bevölkerung Syriens ein unumstößliches Recht auf ihr kulturelles Erbe und auf die Erinnerungsorte hat, an denen sich die kulturelle Identität manifestiert und für kommende Generationen sichtbar bleibt.⁶⁵ Die Orte und die mit ihnen verbundenen Monumente bilden nach Aleida Assmann das Bleibende, das Dauernde, das aus der Vergangenheit in die Gegenwart und in die Zukunft hinüberreicht und mit deren Hilfe Menschen der Vergänglichkeit ihrer Existenz entrinnen können.⁶⁶ Sie rekonstruieren Vergangenheit aus der Sicht der Gegenwart heraus und verleihen derart der Geschichte Sinn.

Unter diesem Aspekt hätte der Wiederaufbau eine starke Symbolkraft.⁶⁷ Auf der anderen Seite wird er ohne Zweifel als politisches Propagandamittel für das Regime und Russland verwendet werden und somit erneut zu einem Beispiel für die westlich-europäische Aneignung vorderasiatischer Geschichte werden⁶⁸ und gleichzei-

61 Svetlova, *The battle for Palmyra*.

62 Stone: *Restoring the Ruins?*

63 SANA, *Arch de Triumph*.

64 Schmidt-Colinet: *Kein Tempel*, 43.

65 Harrowell, *Looking for the future*.

66 Assmann, *Erinnerungsräume*, 298–300.

67 Amawi, *Palmyra's Reconstruction*.

68 Munawar, *Reconstructing Cultural Heritage*.

tig einen gefährlichen Präzedenzfall schaffen, indem die Möglichkeit von Restaurationen das Faktum der Zerstörung relativiert.⁶⁹

Unterdessen geht der syrische Bürgerkrieg in anderen Teilen des Landes unvermindert weiter. Die Schäden und Zerstörungen, die er außerhalb von Palmyra hervorgerufen hat, sind noch in keiner Weise zu benennen. Die Aufgabe der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bleibt es, zu recherchieren, zu dokumentieren, alle Informationen publik zu machen und das öffentliche und private Bewusstsein für die irreversiblen Schäden am Weltkulturerbe zu schärfen, die durch illegale Grabungen und Plünderungen entstehen.⁷⁰ Es bleibt eine Tatsache, dass private Sammler, die bereit sind, hohe Preise zu zahlen, die Nachfrage nach geraubten Artefakten aus dem Nahen Osten steigen lassen und damit weitere Raubgrabungen initiieren.⁷¹ Im Oktober 2018 erzielte das assyrische Relief eines geflügelten Genius aus dem Palast von Nimrud bei Christie's den Rekordpreis von 30,9 Millionen US-Dollar.⁷² Die ägyptische Archäologin Monica Hanna hat es klar zum Ausdruck gebracht: „One challenge is to raise awareness among those purchasing these pieces that it is uncool to buy antiquities looted from the Middle East“.⁷³

69 Hopkins, Palmyra's Arch of Triumph.

70 Siehe die Cultural Heritage Initiatives der American Society of Overseas Research auf <<https://www.asor.org/chi>>. Abgerufen: 30.11.2021.

71 Hardy, How the West.

72 Herchenröder, Kunstjahr 2018.

73 Zitiert in Slavin, Private collectors.

Literatur

- 10th ICAANE: *Statement about the Threat to Cultural Heritage in the Near East and North Africa*. Wien 27.04.2016. Auf <<https://www.manuscript-cultures.uni-hamburg.de/cuneiform/files/Vienna%20Statement%20Online.pdf>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Abdulmawla, Lilas: *Return or change – Syria Post War Reconstruction Strategy: The case of Palmyra*. Mailand 2018 (Master Thesis Politecnico di Milano).
- Abrams, Amah-Rose: Looted Items from War Zones Seized From Geneva Freeport. *Artnet* 6. Dezember 2016. Auf <<https://news.artnet.com/art-world/looted-palmyra-yemen-swiss-freeport-7732076>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Agapiou, Athos: Detecting Looting Activity through Earth Observation Multi-Temporal Analysis over the Archaeological Site of Apamea (Syria) during 2011–2012, *Journal of Computer Applications in Archaeology* 3/1 (2020) 219–237.
- Akbar, Jay: Indisputable evidence ISIS is a criminal gang: US returns hundreds of priceless Iraqi artefacts looted by Islamists after raid on Islamic State's top financier, *Daily Mail online* 16.07.2015. Auf <<https://www.dailymail.co.uk/news/article-3216360/ISIS-blow-2-000-year-old-Temple-Bel-Palmyra-Syria.html>>. Abgerufen 30.11.2021.
- Aksenenka, Katja: 2017, *Palmyra und der IS. Chronologie einer Tragödie*. Seminararbeit. München 2017. Auf <<https://www.grin.com/document/423900>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Amawi, Sarah: Palmyra's Reconstruction: Importance and Discourses of Authenticity after Reconstruction. *Observatory Patrimoine d'Orient* 13.04.2021. Auf <<https://patrimoine-dorient.org/index.php/en/2021/04/13/palmyras-reconstruction-importance-and-discourses-of-authenticity-after-reconstruction/>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Assmann, Aleida: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München 1999.
- Baugh, Maria: Antiquities: The Hottest Investment, *Time Magazine* 12.12.2007. Auf <<http://content.time.com/time/business/article/0,8599,1693792,00.html>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- BBC: Lion sculpture gets record price, *BBC World News* 06.12.2007. Auf <http://news.bbc.co.uk/2/hi/middle_east/7130337.stm>. Abgerufen: 30.11.1021.
- Belli, Onur Burcak u. a.: The Business of the Caliph. *Die Zeit Online* 3.12.2014. Auf <<http://www.zeit.de/feature/islamic-state-is-caliphate>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Patrick Blannin, Patrick: Islamic State's Financing: Sources, Methods and Utilisation, *Counter Terrorist Trends and Analyses* 9/5 (2017), 13–22.
- Bounni, Adnan / Al-As'ad: *Palmyra. Geschichte, Denkmäler, Museum*. Aus dem Französischen übersetzt von Horst Klengel. Damaskus 1990.
- Brodie Neil: Bad omens for Cornell? *Market of Mass Destruction Blog* 12.03.2021. Auf <<https://marketmassdestruction.com/bad-omens-for-cornell/>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Brodie, Neil: Cuneiform Exceptionalism? Justifying the Study and Publication of Unprovenanced Cuneiform Tablets from Iraq, in: Oosterman, Naomi / Yates, Donna (Hg.), *Crime and Art. Sociological nad criminological Perspectives of Crimes in the Art World*. Cham 2021 (Studies in Art, Heritage, Law and the Market 1), 103–117.
- Cuneo, Allison u. a.: *The Recapture of Palmyra. ASOR Special Report 2016*. Auf <<https://www.asor.org/chi/reports/special-reports/The-Recapture-of-Palmyra>>. Abgerufen: 30.11.2021.

- Casana, Jesse / Panahipour, Mitra: Notes on a Disappearing Past. Satellite-Based Monitoring of Looting and Damage to Archaeological Sites in Syria, *Journal of Eastern Mediterranean Archaeology and Heritage Studies* 2/2 (2014) 128–151.
- Casana, Jesse: Satellite Imagery-Based Analysis of Archaeological Looting in Syria. *Near Eastern Archaeology* 78/3 (2015) 142–152.
- Caulderwood, Kathleen: How ISIS Pillages, Traffics And Sells Ancient Artifacts On Global Black Market, *International Business Times* 18.06.2014. Auf <<https://www.ibtimes.com/how-isis-pillages-traffics-sells-ancient-artifacts-global-black-market-1605044>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- CBS: Following the trail of Syria's looted history, *CBS News* 02.09.2015. Auf <<http://www.cbsnews.com/news/isis-looted-syrian-ancient-artifacts-black-market-us-and-europe/>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Cultural Heritage Lawyer: „Antiques“ from Iraq: Trade Stats Raise Questions, *Cultural Heritage Lawyer Blog* 06.10.2016. Auf <<http://culturalheritagelawyer.blogspot.co.at/2016/01/antiques-from-iraq-trade-stats-raise.html>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Denker, Ahmet: Rebuilding Palmyra Virtually: Recreation of ist Former Glory in Digital Space. *Virtual Archaeology Review* 8 (2017) 20–30.
- Fanusie, Yaya J. / Joffe, Alexander: *Monumental Fight. Countering the Islamic State's Antiquities Trafficking*. Foundation for Defense of Democracies 2015. Auf <https://s3.us-east-2.amazonaws.com/defenddemocracy/uploads/documents/Monumental_Fight.pdf>. Abgerufen: 30.11.2021.
- FBI: ISIL and Antiquities Trafficking. FBI Warns Dealers, Collectors About Terrorist Loot, *FBI News* 26.08.2015. Auf <<https://www.fbi.gov/news/stories/2015/august/isil-and-antiquities-trafficking>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Gach, Anita: „Alter Familienbesitz“, *Öffentliche Sicherheit* 1-2 (2016) 12–14
- Galter, Hannes D.: Am Anfang stand Babylon. Claudius James Rich und die Anfänge altorientalistischer Sammlungen, in: Mauritsch, Peter / Ulf, Christoph (Hg.): *Kultur(en). Formen des Alltäglichen in der Antike. Festschrift für Ingomar Weiler zum 75. Geburtstag*. Graz: Universitätsverlag 2013(Nummi et Litterae 7), 853–871.
- Galter, Hannes D.: *Krieg gegen die Geschichte. Der IS und das kulturelle Erbe Vorderasiens*. Graz 2015 (Vortrag im Rahmen der 7. Fakultät der Karl-Franzens-Universität). Auf <https://www.academia.edu/64354361/Krieg_gegen_die_Geschichte_Der_IS_und_das_kulturelle_Erbe_Vorderasiens>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Galter, Hannes D.: Mit Beutegut aus Kriegsgebieten ist viel Geld zu machen. *Kleine Zeitung* 26.03.2016, 8-9.
- Galter, Hannes D.: Destroyed, damaged or sold – The fate of Syrian antiquities since 2011. Vorau 2016 (Referat auf der Sommerklausur des Instituts für Kulturanthropologie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) Auf <https://www.academia.edu/33556658/Destroyed_damaged_or_sold_The_fate_of_Syrian_antiquities_since_2011> Abgerufen: 30.11.2021.
- Galter, Hannes D.: Kulturkampf und kulturelles Erbe im Vorderen Orient in historischer Perspektive. Graz 2017 (Beitrag zur Ringvorlesung „Erinnerung und museale Transformation. Gedächtnisort – Museum – (Welt-)Kulturerbe“ an Karl-Franzens-Universität). Auf <https://www.academia.edu/33688708/Kulturkampf_und_kulturelles_Erbe_im_Vorderen_Orient_in_historischer_Perspektive>. Abgerufen: 30.11.2021.

- Galter, Hannes D.: Zwischen Megaevents und Bürgerkriegen – Altorientalische Objekte und Sammlungen. *CURIOSITAS. Jahrbuch für Museologie und museale Quellenkunde* 16/17 (2018) 45–69.
- Giglio, Mike / al-Awad, Munzer: This Is How Syrian Antiquities Are Being Smuggled And Sold, *BuzzFeed News* 30.07.2015. Auf <https://www.buzzfeed.com/mikegiglio/the-trade-in-stolen-syrian-artifacts?utm_term=.roZWKKPeE8#.lqONmmel02>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Hardy, Samuel Andrew: How the West buys ‘conflict antiquities’ from Iraq and Syria (and funds terror), *Reuter’s Everythingnews* 27.10.2014. Auf <<https://www.reuters.com/article/idUS332650940220141027>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Hardy, Samuel Andrew: Is looting-to-order “just a myth”? Open-source analysis of theft-to-order of cultural property. *Cogent Social Sciences* 1/1 (2015). Auf <<https://cogentoa.tandfonline.com/doi/pdf/10.1080/23311886.2015.1087110?needAccess=true>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Hardy, Samuel Andrew: Palmyra: looting under the rebels, the Assad regime and the Islamic State? Illicit Antiquities, *News & Analysis* 03.07.2015. Auf <<https://conflictantiquities.wordpress.com/2015/07/03/palmyra-looting-rebels-regime-islamic-state-propaganda/>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Hardy, Samuel Andrew: ISIS and the missing treasures, the missing treasures and ISIS? Illicit Antiquities, *News & Analysis* 28.04.2016. Auf <<https://conflictantiquities.wordpress.com/2016/04/28/iraq-syria-uk-islamic-state-antiquities-market-evidence-interpretation-explanation/>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Harmanşah, Ömür: ISIS, Heritage, and the Spectacles of Destruction in the Global Media, *Near Eastern Archaeology* 78/3 (2015) 170–177.
- Harrowell, Elly: Looking for the future in the rubble of Palmyra: Destruction, reconstruction and identity, *Geoforum* 69 (2016), 81–82.
- Heißner, Stefan u. a.: *Caliphate in Decline: An Estimate of Islamic State’s Financial Fortunes*. London: The International Centre for the Study of Radicalisation 2017. Auf <<https://icsr.info/wp-content/uploads/2017/02/ICSR-Report-Caliphate-in-Decline-An-Estimate-of-Islamic-States-Financial-Fortunes.pdf>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Herchenröder, Christian: So war das Kunstjahr 2018, *Handelsblatt* 26.12.2018. Auf <https://www.handelsblatt.com/arts_und_style/kunstmarkt/rueckblick-so-war-das-kunstjahr-2018/23799164.html>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Hopkins, Stephen., 2016. Palmyra’s Arch of Triumph Recreated In London’s Trafalgar Square In ‘Triumph Of Human Ingenuity Over Violence’, *Huffington Post* 19.04.2016. Auf <http://www.huffingtonpost.co.uk/entry/palmyras-arch-of-triumph-recreated-inlondon_uk_57160ae1e4b0dc55ceeb0181>. Abgerufen: 30.11.2021
- HTWG Hochschule Konstanz: *Rebuild Palmyra? Zukunft eines umkämpften Welterbes. Ausstellung im Bildungsturm Konstanz* 30.06.-17.09.2017. Auf <<http://rebuild-palmyra.de/>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Jones, Christopher: New Documents Prove ISIS Heavily Involved in Antiquities Trafficking, *Gates of Nineveh-Blog* 30.09. 2015. Auf <<https://gatesofnineveh.wordpress.com/2015/09/30/new-documents-prove-isis-heavily-involved-in-antiquities-trafficking/>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Kaercher Kyra u. a., *Update: Ebla, an Evaluation of Damage. ASOR Report* 2016. Auf <<https://www.asor.org/chi/updates/2018/05/ebla>>. Abgerufen: 30.11.2021.

- Khunti, Roshni: The Problem with Printing Palmyra: Exploring the Ethics of Using 3D Printing Technology to Reconstruct Heritage, *Studies in Digital Heritage* 2/1 (2018) 1–12.
- Macfarlan, Tim: Wiping yet more history off the face of the earth: ISIS blow up 2,000-year-old Temple of Bel in Palmyra in latest outrage at the ancient Syrian city, *The Daily Mail Online* 31.08.2015. Auf <<https://www.dailymail.co.uk/news/article-3216360/ISIS-blow-2-000-year-old-Temple-Bel-Palmyra-Syria.html>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Mairitsch, Mona / Schipper, Friedrich (Hg.): *Plündern, Vernichten, Vergessen. Kulturgüterschutz im Kriege und das kulturelle Erbe im Irak*. Wien 2003.
- Munawar, Nour A.: Reconstructing Cultural Heritage in Conflict Zones: Should Palmyra be Rebuilt? *Ex Novo: Journal of Archaeology* 2 (2017) 33–48.
- Owen, David I.: To Publish or Not to Publish – That Is the Question, in: Owen, David I. (Hg.): *Cuneiform Texts Primarily from Iri-Sağrig / Āl Šarrākī and the History of the Ur III Period*. Bethesda 2013, 335–356.
- Paul, Katie A.: How Daesh Turns Illicit Digs Into Dollars. The Day After, *Heritage Protection Initiative* 10.11.2016. Auf <<http://tda-hpi.org/en/content/596/601/hpi-in-the-news/working-with-the-antiquities-coalition>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Peet, T. Eric: *The Great Tomb Robberies of the Twentieth Egyptian Dynasty*. New York / Hildesheim 1997.
- Ruprechtsberger Erwin M.: Palmyra – Etappen seiner Erforschung im Überblick, in: Stadtmuseum Linz-Nordico (Hg.): *Palmyra. Geschichte, Kunst und Kultur der syrischen Oasenstadt*, Linz 1987, 16–26.
- SANA: Restoration works of Palmyra's famous ancient statue of Lion of Allat completed, *Syrian Arab News Agency* 01.10.2017. Auf <<http://sana.sy/en/?p=114930>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- SANA: Restoration works for ancient Arch de Triumph in Palmyra to begin on November 12th., *Syrian Arab News Agency* 10.04.2021. Auf <<http://sana.sy/en/?p=229304>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Schedl, *Erwanderte Bibel. Erlebnis-Skizzen. 25 Jahre unterwegs*, hrsg. v. Alfred Schedl, Wien 1978/1987.
- Schmidt-Colinet, Andreas: *Kein Tempel in Palmyra! Plädoyer gegen einen Wiederaufbau*. Frankfurt/M. 2020.
- Shepperson, Mary: Destruction at the ancient site of Mari in Syria, *The Guardian Online* 19.04.2018. Auf <<https://www.theguardian.com/science/2018/apr/19/destruction-at-the-ancient-site-of-mari-in-syria>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Slavin, Barbara: Private collectors fuel demand for looted Mideast antiquities, *Al-Monitor* 07.04.2016. Auf <<https://www.al-monitor.com/originals/2016/04/syria-egypt-yemen-antiquities-smuggling-illegal-collectors.html>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- St. Hilaire, Rick: Conflict and the Heritage Trade: Rise in U.S. Imports of Middle East “Antiques” and “Collectors’ Pieces” Raises Questions, *Cultural Heritage Lawyer Blog* 06.10.2014. Auf <<http://culturalheritagelawyer.blogspot.co.at/2014/10/conflict-and-heritage-trade-rise-in-us.html>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Stone, Leilah: Restoring the Ruins? Russia and Syria announce joint project to restore ancient city of Palmyra, *The Architect's Newspaper* 02.12.2019. Auf <<https://www.archpaper.com/2019/12/russia-syria-restore-palmyra/>>. Abgerufen: 30.11.2021.

- Svetlova, Ksenia: The battle for Palmyra and restoring Syria's cultural heritage, *Jerusalem Post* 20.09.2019. Auf <<https://www.jpost.com/middle-east/the-battle-for-palmyra-602118>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Taub, Ben: The Real Value of the ISIS Antiquities Trade, *The New Yorker* 04.12.2015. Auf <<http://www.newyorker.com/news/news-desk/the-real-value-of-the-isis-antiquities-trade>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Tlass Moustafa: *Zenobia. The Queen of Palmyra*. Damaskus 2000.
- US- Department of Justice: United States Files Civil Action To Forfeit Thousands Of Ancient Iraqi Artifacts Imported By Hobby Lobby. E.D.N.Y. Docket No. 17-CV-3980 (LDH) (VMS). 05.07.2017. Auf <<https://www.justice.gov/usao-edny/pr/united-states-files-civil-action-forfeit-thousands-ancient-iraqi-artifacts-imported>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Veyne, Paul: *Palmyra. Requiem für eine Stadt*. München 2016.
- Weingarten, Judith: Zenobia, the Musical, *Judith Weingarten Blog* 12.03.2008. Auf <<http://judithweingarten.blogspot.co.at/2008/03/zenobia-musical.html>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Wessel, Günther: *Das schmutzige Geschäft mit der Antike. Der globale Handel mit illegalen Kulturgütern*, Berlin 2015.
- Whitmarsh, Tim: Tolerant and multicultural, Palmyra stood for everything Isis hates, *The Guardian Online* 25.08.2015. Auf <<https://www.theguardian.com/commentisfree/2015/aug/25/palmyra-tolerant-multicultural-isis-ancient-city-migrants-savagery>>. Abgerufen: 30.11.2021.
- Wyke, Tom: ISIS takes a sledgehammer to civilization once again: Activists caught smuggling Palmyra statues to safety are lashed – then forced to destroy priceless antiquities in front of a baying crowd, *The Daily Mail Online* 02.07.2015. Auf <<http://www.dailymail.co.uk/news/article-3147298/ISIS-sledgehammer-civilization-Islamist-group-capture-activists-trying-smuggle-ancient-statues-safety-force-destroy-lashing-baying-crowd.html>>. Abgerufen: 30.11.2021.

Manfred Hutter

Claus Schedl (1914–1986) und die babylonisch-assyrischen Religionen

Nach einer fakultätsinternen Umstrukturierung des Lehrangebots an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Graz hat Claus Schedl im März 1982 erstmals die Vorlesung im Pflichtfach „Religionswissenschaft“ gehalten. Im Mittelpunkt dieser Vorlesung standen die Religionen im „Umfeld der Bibel“, wobei Schedl seine Vorstellung der Wechselbeziehungen zwischen der Biblischen Theologie und den Religionen in einem „Rad der Lehre“¹ illustrierte:

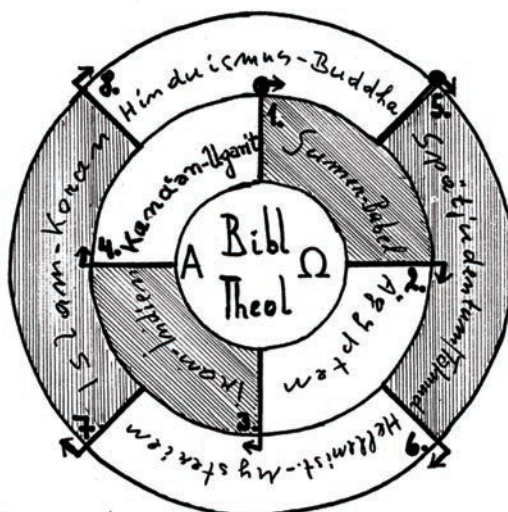


Abb. 1: Rad der Lehre
(© Hutter in Hutter,
Claus Schedl, 75).

Sonnenrad
Induskultur um 2300 v. Chr.

Religionen des Alten Orients – von Sumer über Ägypten, Iran und Kanaan – sind in einem ersten Kreis um die Biblische Theologie gelagert und in einem zweiten Kreis das Spätjudentum, die hellenistischen Mysterienreligionen, Islam, Hinduismus und Buddhismus. Die Nummerierung der einzelnen Religionen in dieser Abbildung weist der Religionswelt Mesopotamiens – Sumerer, Babylonier, Assyrer – die erste Position zu; in der Vorlesung hat Schedl folgende Themen aus der mesopotamischen Religionsgeschichte angesprochen: Einem einleitenden Überblick zur mesopotamischen Geschichte folgte eine Besprechung der wichtigsten Gottheiten, den Stoffschwerpunkt legte Schedl jedoch auf die Darlegung des Inhalts des „Welterschöpfungs-Epos“ *Enūma eliš* und des Gilgames-Epos. Mit einigen knappen Bemerkungen

1 Siehe Hutter, Claus Schedl, 75f.

kungen über „weiteres religiöses Schrifttum“ – d.h. über Hymnen und Gebete sowie über die Weisheitsliteratur – endete der Abschnitt über Mesopotamien im Rahmen dieser religionswissenschaftlichen Vorlesung. Für die Vorlesung war charakteristisch, dass Schedl die Vorlesungsinhalte zu Religionen und Kulturen Mesopotamiens durch eigene Erfahrungen im Irak bereicherte, die er bei einer mehrwöchigen Exkursion in den Irak vom 8. Dezember 1958 bis 6. Januar 1959 gewonnen hatte. Bei diesem Irak-Aufenthalt besuchte er u.a. die Ausgrabungsorte Assur, Babylon und Uruk-Warka, wobei er an letzterem Ort auch einige Tage als Gast an den Ausgrabungen des Deutschen Archäologischen Instituts und der Deutschen Orient-Gesellschaft teilgenommen hat.² Ferner konnte er die Vorlesung immer wieder lebhaft



Abb. 2: Aššur auf Stier vor astralen Symbolen
(© Hutter 1984, Vorderasiatisches Museum
in Ost-Berlin).

durch Episoden und Eindrücke aus mindestens fünf Studienreisen in den Irak, die er als wissenschaftlicher Reiseleiter für „Akademische Reisen, Zürich“ zwischen 1968 und 1977 durchgeführt hatte, bereichern. Teilweise scheinen solche „Vor-Ort-Erfahrungen“ oder Eindrücke auch in die Beschreibung des Kontextes biblischer Texte eingeflossen zu sein, wenn es etwa im Zusammenhang mit dem „Turmbau von Babel“ (Gen 11) heißt:³ „Der Turm ist heute weniger als eine Ruine, er ist eine große Mulde, in deren Mitte sich heute noch ein mächtiger Lehmkern befindet, dessen Verschalung aus gut gebrannten Backsteinen von den Arabern als Steinbruch benutzt wurde.“ (Abb. 3).

Diese Vorlesung „Religionswissenschaft“, die Schedl insgesamt dreimal vom Sommersemester 1982 bis

2 Siehe EB „3) In die Falle gegangen? - Irak, 8 .XII.1958 - 6.I.1959“, S. 233. Dabei beschreibt er auch die Probleme für Ausländer, die sich nach dem Militärputsch unter der Führung von General Abdel Karim Qasim und der Ermordung von König Faisal II. (1935–1958) am 14. Juli 1958 in der jungen Republik ergaben. Zum Ausgrabungsbesuch in Uruk-Warka siehe Lenzen, Bericht, 5.

3 Schedl, Geschichte I, 401.



Abb. 3: Baustumpf der Ziqqurat von Babylon mit Grundwasser, 1968
(© Claus Schedl, Bestand Hutter).

zum Sommersemester 1984 angeboten hat, war ein Novum im Lehrbetrieb, da dadurch erstmals im Curriculum der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Graz eine religionsgeschichtliche Vorlesung als Pflichtfach eingeführt wurde. Zuvor konnte Schedl seit seiner Berufung auf eine Professur für „Biblische Theologie“ im Jahr 1967 solche Lehrveranstaltungen zu Ausgrabungen und Religionen im Alten Orient lediglich als Wahlfächer⁴ in Ergänzung zu den Vorlesungen und Seminaren zur „Biblischen Theologie“ anbieten. Ziel dieses Lehrangebots als Wahlfach war für Schedl, die Überlieferungen des Alten Testaments immer in einen Kontext zu den umliegenden Kulturen⁵ zu stellen. Dabei setzte er im Unterricht eine Arbeitsweise fort, die er bereits in seinem fünfbändigen *opus magnum* „Geschichte des Alten Testaments“ verfolgt hatte, als er in Bezug auf den Pentateuch formulierte:

Bei aller Vorsicht scheint uns aber heute jene Hypothese den größten Wahrscheinlichkeitsgrad für sich beanspruchen zu dürfen, die den ar-

4 Vgl. exemplarisch die Titel folgender Lehrveranstaltungen (meist Vorlesungen), an denen der Verfasser teilgenommen hat: „Religionen des Alten Orients (I.)“, Wintersemester 1977/78; „Religionen des Alten Orients (II. Ägypten)“, Sommersemester 1978; „Religionen der Iranier (Zarathustra)“, Wintersemester 1978/79; „Ausgrabungen und Funde“, Sommersemester 1979, „Religionen des Alten Orients: Das ägyptische Totenbuch“, Sommersemester 1980; „Die Samsonberichte auf dem Hintergrund der altorientalischen Mythologie“, Wintersemester 1980/81, gemeinsam mit Karl Prenner.

5 Vgl. dazu den Beitrag „Claus Schedl und Ägypten“ von Franz Winter in dieser Publikation S. 119.

chäologischen Tatsachen am meisten gerecht wird. ... Daraus erkennen wir, daß auch die Bibel als Ganzes und der Pentateuch insbesondere ein literarisches Produkt des Alten Orients ist und daher auch den Gesetzen der altorientalischen Literaturtradition folgt.⁶

Entsprechend dieser Positionierung seiner Beschäftigung mit dem Alten Testament hat Schedl daher sein Augenmerk praktisch nur auf die literarischen Ausformungen der Religionen des Alten Orients gelegt. Die Ausführungen über den Alten Orient – oder für diesen Beitrag eingengt auf die Religionen der Assyrier und Babylonier – fokussierten daher hauptsächlich auf die mythologische und epische Überlieferung mit der Beschreibung der Gottheiten⁷, einschließlich gelegentlicher Hinweise zu weisheitlichen Texten. Aus religionswissenschaftlicher Perspektive ist erwähnenswert, dass die praktische Religionsausübung nur pauschal Erwähnung findet, wie der kurze Satz zeigt:⁸ „Neben den Kleinfunden zeugen vor allem die Tempelanlagen von der Gottesverehrung“. Dadurch spielen die umfangreichen Texte zu Reinigungs-, Abwehr- und Heilritualen oder zu Festliturgien⁹ in Schedls Œuvre keine Rolle. Dementsprechend behandelt dieser Beitrag in den folgenden Abschnitten nur ein kleines Spektrum der Religionswelt Mesopotamiens.

1. Das *Enūma eliš*

„Das Weltbild des Schöpfungsberichtes ist das des Alten Orients“¹⁰, betont Schedl. Daher räumt er der Darstellung der altorientalischen Kosmogonien viel Platz als Hintergrund der Biblischen Erzählung über den Ursprung der Welt ein. Detailliert beschreibt er die Inhalte der sieben Tafeln des *Enūma eliš*,¹¹ wobei dieser Text in der Darstellung zwar als exemplarisch für die babylonischen Kosmogonien ausgewählt

6 Schedl, Geschichte II, 265. Das fünfbändige Werk ist vor allem aus Lehrveranstaltungen an der philosophisch-theologischen Ordenslehranstalt der Redemptoristen in Mautern (Steiermark) entstanden und zwischen 1956 und 1964 erschienen; vgl. dazu bereits kurz Hutter, Claus Schedl, 71f.

7 Schedl, Geschichte I, 97–112 behandelt unter der Überschrift „Die Religionen Vorderasiens“ ausschließlich das „sumerisch-babylonische Pantheon“, wobei Schedl die Götter in vier Gruppen systematisiert: kosmische Götter, Astralgötter, Naturgötter und Nationalgötter. Diese Einteilung entspricht der zeitgenössischen Systematisierung, die z.B. auch de Liagre Böhl, Religion, 458–468 vorgenommen hat.

8 Schedl, Geschichte I, 98.

9 Siehe hingegen die Beschreibungen zum „Götterkult“ bei de Liagre Böhl, Religion, 459–482, der den verschiedenen Praktiken der Religionsausübung seine Aufmerksamkeit schenkt. Zu neueren diesbezüglichen Darstellungen vgl. z.B. die einschlägigen Kapitel bei Schneider, Introduction, 79–116; Hutter, Religionen, 72–80, 83–86, 94–96, 101–103 sowie zahlreiche Textbeispiele z.B. bei Farber, Rituale; Hecker, Rituale, 76–103.

10 Schedl, Geschichte I, 220.

11 Schedl, Geschichte I, 242–249. – Als „Lokalkolorit“ sei auch auf die (unveröffentlichte) Dissertation des Grazer Alttestamentlers Franz Sauer (1906–1990) zum *Enūma Eliš* an der Philosophischen Fakultät der Universität Graz hingewiesen (Sauer, Weltschöpfungsepos).

wird, Schedl jedoch nicht übersieht, dass es zahlreiche solche kosmogonischen Erzählungen gegeben hat, die aus verschiedenen Epochen stammen. Laut Schedls Ausführungen gehen alle diese Texte „auf einen Grundtyp zurück, der sich bis in die sumerische Zeit zurückverfolgen lässt“.¹² Aus heutiger Sicht ist jedoch Skepsis an einem zu starren Festhalten an einer ungebrochenen kontinuierlichen Linie von der sumerischen Tradition des 3. Jahrtausends zu den assyrischen und babylonischen Traditionen ab dem frühen 2. Jahrtausend angebracht. Zwar trägt das Medium „Keilschrift“ zweifellos dazu bei, dass es Gemeinsamkeiten und Kontinuitäten vom sumerischen Süden Mesopotamiens zur altbabylonischen Zeit gibt, allerdings hat die Forschung der letzten Jahrzehnte die jeweilige Eigenständigkeit der sumerischen, babylonischen und assyrischen Kultur deutlich erkannt; dies gilt auch für die unterschiedlichen – nebeneinander überlieferten – Kosmogonien aus Mesopotamien.¹³

Blickt man auf das *Enūma eliš*, so verweist Schedl zutreffend darauf, dass die lange Überlieferung des Textes auch zu Umdeutungen und Neuadaptierungen des Textes geführt hat. Entsprechend der Überlieferung des Textes auf sieben Tafeln orientiert sich Schedl in der Inhaltswiedergabe an dieser „Sieben-Tafel-Struktur“, so dass er das auf den sieben Tafeln Berichtete mit folgenden Überschriften charakterisiert: Der Uranfang – Tiamats Rache – Die Götterversammlung – Kampf mit Tiamat – Die Einrichtung des Kosmos

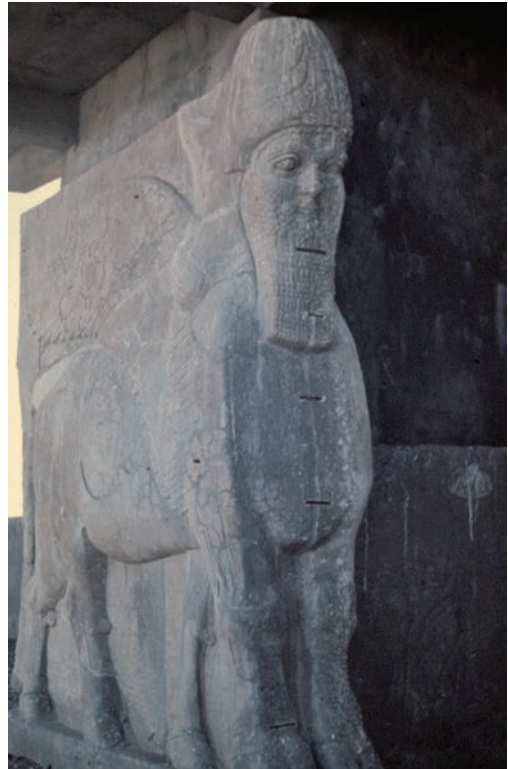


Abb. 4: Schutzgenius bei Tordurchgang
in Nimrud, undatiert
(© Claus Schedl, Bestand Hutter).

Hier und weiter bezieht sich „undatiert“ wahrscheinlich auf die Irak-Exkursion 1958–59, da es Agfa-Filme sind und „nur“ die Kodak-Filme (siehe „Erwanderte Bibel“) im Labor zerstört wurden. – Für die Datumsvermutung spricht auch die ursprüngliche Verglasung der Originaldias, die m.W. in späteren Jahren nicht mehr in dieser Form verwendet wurde. – Die Datierungen auf 1968 bzw. 1973 sind durch die Kartonrahmungen der Dias rekonstruierbar.

12 Schedl, Geschichte I, 243.

13 Lambert, Religion, 108–121; Hecker, Schöpfungserzählungen.

– Erschaffung des Menschen – Der Götter Dank. Trotz der Kürze des zur Verfügung stehenden Raumes ist es Schedl durchaus gelungen, den biblisch interessierten Lesern (Leserinnen waren zur Zeit der Veröffentlichung wohl noch in einer verschwindenden Minderzahl) einen Eindruck von dieser babylonischen Dichtung zu vermitteln, wobei er die Inhaltswiedergabe durch kurze Textpassagen in Übersetzung¹⁴ illustrativ verdeutlichte. Aus heutiger Sicht scheinen mir einige Akzente anders zu setzen zu sein, als dies in der Darstellung durch Schedl der Fall war. Wenn man das *Enūma eliš* unter dem Blickwinkel einer Kosmogonie und Anthropogonie betrachtet, so scheint der Fokus m.E. auf Tafel 5 („Die Einrichtung des Kosmos“) und Tafel 6 („Erschaffung des Menschen“) zu liegen. In dieser Hinsicht bleibt das *Enūma eliš* als babylonischer kosmogonischer Text in phänomenologischer Hinsicht grundsätz-



Abb. 5. Rekonstruiertes Stadttor Babylon, 1968 (© Claus Schedl, Bestand Hutter).

lich in einer Gegenüberstellung zu Gen 1–3 interessant, da es – wie weitere kosmogonische und anthropogonische¹⁵ Texte aus Mesopotamien, auf die Schedl kurz hinweist – zeigt, dass die Biblische Welt nicht isoliert vom Kulturraum des „Fruchtbaren Halbmonds“ steht. Einen wesentlichen Unterschied bei einer solchen Gegenüberstellung sollte man aber nicht aus dem Blick verlieren: Der zentrale Fokus des *Enūma eliš* gipfelt erst in Tafel 7 mit der Verherrlichung des Gottes Marduk in seinen fünfzig wunderbaren Namen. Dadurch läuft das ganze *Enūma eliš*, auch wenn ein kosmogonisches Geschehen als Erzählfaden genutzt wird, zentral auf die Hervorhebung der Rolle Marduks als wichtigster babylonischer Gott hinaus, um den Aufstieg dieses – zunächst lokalen – Gottes von Babylon an die Spitze des babylonischen Pantheons zu erklären. Die Kosmogonie dient dabei primär der Legitimierung oder Erklärung von Mar-

14 Dem gegenwärtigen Kenntnisstand der Erschließung des *Enūma eliš* weitestgehend Rechnung tragende deutsche Übersetzungen stammen von Lambert, *Enuma Elisch*; Hecker, *Enūma Eliš*. Einen guten Überblick zum *Enūma eliš* entsprechend dem aktuellen Forschungsstand bieten Schneider, *Introduction*, 41–44; Lenzi, *Introduction*, 83–87; vgl. ferner Hutter, *Religionen*, 54–57.

15 Schedl, *Geschichte I*, 248f.

duks Karriere.¹⁶ Daher sollte man das *Enūma eliš* nicht als repräsentativen Text zu kosmogonischen Vorstellungen Mesopotamiens sehen, sondern als einen Text, der die Vorherrschaft Marduks propagiert. In dieser Hinsicht unterscheiden sich *Enūma eliš* und Gen 1–3 deutlich hinsichtlich ihrer Funktion.

Diese Erkenntnis ist im 21. Jahrhundert selbstverständliches Gemeingut der Bibelwissenschaft, der Religionswissenschaft und der Altorientalistik. In der Mitte des 20. Jahrhunderts, als Schedl diese Darstellung schrieb, war dies in der katholischen Theologie und Bibelwissenschaft zwar nicht mehr völlig unbekannt, aber es gab eine Grenzziehung zwischen der „offenbarten Heiligen Schrift“ des Alten Testaments und der „heidnischen Umwelt“. Schedls Betonung, dass die Welt des Alten Testaments ein Teil der Welt des Alten Orients war, war damals zweifellos ein wichtiger Beitrag, diese Grenzziehung zu relativieren oder zumindest durchlässig zu gestalten.

2. Das Gilgamesch-Epos

Die Dichtung über Gilgamesch, König von Uruk, verdankt ihre Popularität innerhalb der Bibelwissenschaft der Fluterzählung, die auf der 11. Tafel des Epos geschildert wird und enge motivische Berührungen zur biblischen Überlieferung der Sintflut (Gen 6–9) zeigt.

In seiner Interpretation des Gilgamesch-Epos geht Schedl davon aus, dass das Epos inhaltlich in zwei Teile gegliedert werden kann: „die Heldentaten des Gilgamesch und die Sintfluterzählung. Das tragende Grundmotiv ist der Gedanke von Tod und Unsterblichkeit“.¹⁷ Nach einer kurzen Inhaltsangabe der Heldentaten des Königs von Uruk schildert Schedl den Inhalt der Fluterzählung auf der 11. Tafel des Epos¹⁸ – beginnend mit der Aufforderung an Uta-Napištim, den Fluthelden, ein Schiff zu bauen. Als das Schiff mit dem Hab und Gut Uta-Napištims beladen ist, kommt die Flut, und Uta-Napištims Schiff landet schließlich am Berg Nisir. Für sieben Tage bleibt der Flutheld noch in seinem Schiff und lässt schließlich eine Taube ausfliegen, die jedoch zum Schiff zurückkehrt, da es noch keinen trockenen Platz für sie zur Landung gibt. Auch eine anschließend ausgesandte Schwalbe kehrt zum Schiff zurück, ehe – als dritten Versuch – Uta-Napištim einen Raben wegfiegen lässt, der nicht mehr zurückkommt. Daraus leitet Uta-Napištim ab, dass die Erde wieder trocken ist, so dass er das Schiff verlassen kann und den Göttern ein Dankopfer darbringt.

16 Vgl. Schneider, Introduction, 62; Hutter, Religionen, 45f.

17 Schedl, Geschichte I, 370. Vgl. auch de Liagre Böhl, Religion, 485, der von der „Frage nach der Möglichkeit einer Überwindung der Todesmacht durch die Ausschaltung des Todes“ spricht.

18 Vgl. Schedl, Geschichte I, 371–373. Vgl. in knapper Form auch die Hinweise in Schedl, Theologie, 102f. – Für neue Übersetzungen der 11. Tafel siehe z.B. Hecker, Gilgamesch-Epos, 728–738; Röhl, Gilgamesch-Epos, 107–119.

Am Ende der Fluterzählung wird Uta-Napištim den Göttern gleichgestellt und lebt fortan in der Ferne, an der Mündung der Ströme, d.h. jenseits der Menschenwelt.

Für seinen Leserkreis verweist Schedl darauf, dass die Erzählung von der Flut am



Abb. 6: Überblick über Ausgrabung Uruk – undatiert (© Claus Schedl, Bestand Hutter).

besten zwar in der aus der Bibliothek Assurbanipals in Ninive stammenden Fassung des Gilgameš-Epos erhalten ist, dass es aber bereits eine sumerische Überlieferung der großen Flut gegeben hat und in der babylonischen und assyrischen Literatur unterschiedliche Redaktionen des Erzählstoffes bekannt waren. Darüber hinaus betont er Folgendes:¹⁹ „Die Flutmythe wird nicht in allen Texten um ihrer selbst willen erzählt, sondern ist vielfach in eine konkrete Not des menschlichen Lebens eingebunden.“ Für diese Interpretation der Fluterzählung stützt sich Schedl ferner auf die Ausführung von Alfred Jeremias,²⁰ der die eigenständige Bedeutung der biblischen Erzählung gegenüber den mesopotamischen Flutüberlieferungen betont; diese Bedeutung läge in der sittlichen Absicht, die den außerbiblischen Erzählungen fehle. Diese von Schedl rezipierte wertende Interpretation durch Jeremias und die damit implizierte Überlegenheit der biblischen Überlieferung gegenüber der mesopotamischen Tradition ist nicht aufrechtzuerhalten. Vielmehr ist in den letzten Jahrzehnten methodisch deutlich geworden, dass die mesopotamische

19 Schedl, Geschichte I, 373.

20 Jeremias, Testament, 160 zitiert nach Schedl, Geschichte I, 374.

Fluterzählung – ausgehend von einer sumerischen Textgrundlage – in unterschiedlichen babylonischen Kontexten eingebettet wurde,²¹ wobei die ursprüngliche Verortung der aus der sumerischen Tradition rezipierten Fluterzählung innerhalb der babylonischen Tradition im altbabylonischen Atramḫasis-Epos geschehen ist. Die Einbeziehung der Fluterzählung in das Gilgameš-Epos ist erst in der „klassischen“ Ausgestaltung des Gilgameš-Stoffes durch Sin-Leqe-Unninni geschehen, der eine Neugestaltung unterschiedlicher und voneinander großteils unabhängiger Gilgameš-Überlieferungen aus dem Sumerischen vornahm, um jene Fassung auf 12 Tafeln zu erstellen; dabei ist die Fluterzählung zwar stimmig in die Erzählung über Gilgameš einbezogen worden, aber dennoch als ursprünglich eigenständige Überlieferung noch erkennbar. Für den Zusammenhang der biblischen Fluterzählung mit den mesopotamischen Traditionen über die Flut ist daher zu beachten, dass man die biblische Erzählung nicht unmittelbar literarisch mit dem Gilgameš-Epos verbinden soll. Denn das Thema der großen Flut²² ist eine literarische Ausgestaltung von Erinnerungen an mehr oder weniger regelmäßige und manchmal auch katastrophale Überschwemmungen im südlichen irakischen Schwemmland der Flüsse Euphrat und Tigris. Solches – mündliches und schriftliches – Traditionsgut des



[Abb. 7: Schilfhütten am Euphrat bei Basra, 1973](#)
(© Claus Schedl, Bestand Hutter).

21 Vgl. Chen, Flood, 197–252; Lambert, Religion, 235–244; Hutter, Sintflut; Lenzi, Introduction, 80–82, 118–122.

22 Vgl. Schedl, Geschichte I, 369: „Das große Geschehen selber aber wurde von Generation zu Generation in der berühmten Saga von der Flut weitergesungen.“

„altorientalischen Weltbildes“ hat dabei der biblische Verfasser in Gen 6–9 in adaptierender Weise eingearbeitet.

3. Altorientalische Weisheitsliteratur

In der so genannten „Weisheitsliteratur“ zeigt auch die alttestamentliche Tradition Analogien zu ägyptischen und mesopotamischen weisheitlichen Überlieferungen, so dass man Schedls allgemeines Urteil nicht in Frage stellen wird, wenn er schreibt:²³ „Es spricht nun alles dafür, daß auch Salomo diesen Zweig der altorientalischen Wissenschaft an seinem Hof gepflegt hat. Aber er hat nicht bloß übernommen, sondern auch Neues geschaffen.“ Dabei zeigen sich bei der „Salomonischen Weisheitsdichtung“ deutlich weniger Bezugnahmen zur babylonischen Weisheitsliteratur als zu ägyptischen Weisheitstexten, die als „ausländisches Bildungsgut“²⁴ teilweise übernommen werden.

Die motivischen Beziehungen zwischen der babylonischen und der biblischen Weisheitsliteratur zeigen sich hingegen überaus deutlich anhand der so genannten Hiob-Thematik, wobei Schedl seine Ausführung über dieses Thema außerhalb der Bibel folgendermaßen beginnt:²⁵ „Die Frage nach dem Sinn des Übels wird gestellt, solange es Menschen gibt. Sie wurde umso leidenschaftlicher gestellt, wenn das Übel über einen offenbar gerechten Menschen hereinbrach. ‚Der leidende Gerechte‘ ist der ewige Skandal, den schon fast tausend Jahre vor Job babylonische Weisheitslehrer zu entschärfen versuchten. In dreifacher Fassung, die literarisch miteinander nichts zu tun haben, liegt der ‚babylonische Job‘ vor.“ Daran anschließend wird der Inhalt der drei babylonischen Dichtungen nach älteren Übersetzungen²⁶ referiert: das „Lied auf den leidenden Gerechten“, der „dramatische Monolog“ (meist nach den akkadischen Anfangsworten als *Ludhul bēl nēmeqi* „Preisen will ich den Herrn der Weisheit“ bezeichnet) und der „Dialog über die Ungerechtigkeit der Welt“ (in der Forschung oft auch als „Babylonische Theodizee“ bezeichnet). Zutreffend kommen dabei die Unterschiede dieser drei babylonischen Dichtungen zum Ausdruck, die teilweise wiederum in der Bibliothek Assurbanipals in Ninive gefunden wurden. Die unterschiedliche Entstehungszeit der drei Texte im 18. Jahrhundert, im 12. Jahrhundert bzw. in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts zeigen die unterschiedlichen

23 Schedl, Geschichte III, 459.

24 In Schedl, Geschichte III, 464–467 wird auf solche ägyptischen Weisheitstexte und Anspielungen darauf in den Sprüchen Salomos (u.a. 17:27; 22:17ff.; 22:20) verwiesen. Vgl. auch Schedl, Geschichte III, 472–477 zum ägyptischen Begriff *maat* und Spr 1–9.

25 Schedl, Geschichte V, 236.

26 Schedl, Geschichte V, 237–240. Anscheinend war Schedl die maßgebliche Edition solcher Weisheitstexte durch Lambert, Literature, 21–91 nicht bekannt. Für aktuelle Übersetzungen siehe von Soden, Weisheitstexte, 110–157. – Vgl. auch Hutter, Ungerechtigkeit, 381–384; Lenzi, Introduction, 172–178.

literarischen Auseinandersetzungen mit der Thematik des „ungerechten Leidens“. Die unterschiedliche Entstehungszeit der babylonischen Texte und die verschie-



Abb. 8: Rekonstruierte Stadtmauer in Ninive, 1973
(© Claus Schedl, Bestand Hutter).



Abb. 9: Alltagsszene mit Esel in Ninive, undatiert
(© Claus Schedl, Bestand Hutter).

denen literarischen Gattungen machen es unwahrscheinlich, dass das Hiob-Buch direkt von solchen babylonischen Texten abhängig ist. Denn der „dramatische Monolog“ weicht durch die Monologform klar von den Gesprächsgängen des Hiob-Buches ab; im „Lied auf den leidenden Gerechten“ sind zwei Personen beteiligt, wobei die zweite Person anscheinend als Vermittler zwischen dem Leidenden und seinem Gott fungiert, worin wiederum eine unterschiedliche literarische Form gegenüber der Gestaltung des Hiob-Buches vorliegt. Insofern verbindet zwar das gemeinsame Thema des „Leidens des Gerechten“ diese babylonischen Texte und das Hiob-Buch, aber es zeigen sich darin keine literarischen Berührungspunkte, sondern diese aus unterschiedlichen Zeiten stammenden Texte spiegeln allgemeine menschliche Erfahrungen wider, die Menschen im Alten Orient – d.h. sowohl im mesopotamischen als auch im biblischen Kulturraum – unabhängig voneinander machen konnten.²⁷ Dennoch ist auch der Hinweis auf solche Texte in einer „Geschichte des Alten Testaments“ wichtig, da die biblische Überlieferung nicht isoliert von den umliegenden Kulturen betrachtet werden darf. Darauf hat Schedl in seinem *opus magnum* zu Recht immer wieder verwiesen.

4. Resümee: Babylonische und Assyrische Religion und Literatur und das Alte Testament

Für das Forschungsprofil des Bibelwissenschaftlers Claus Schedl war charakteristisch, dass er – im Rahmen der Biblischen Theologie – einerseits immer die Verbindung der beiden Testamente zu schaffen versuchte, andererseits aber auch jeweils großen Wert auf die Kontextualisierung – und teilweise Monopolisierung – der Bibel gegenüber den zeitlich und geographisch naheliegenden Religionen legte²⁸ und die Verbindung der Lebensbedingungen des Alten Israels mit denen der umliegenden Kulturen berücksichtigte.

Als Bibelwissenschaftler lag in seinen Forschungen aber immer der – naheliegende – Schwerpunkt auf der textlichen Überlieferung, was in Bezug auf seinen Blickwinkel auf den mesopotamischen Raum dazu führte, dass vor allem babylonische literarische Texte sein Interesse für Anknüpfungen an biblische Thematiken fanden, wie die vorherigen Abschnitte gezeigt haben.²⁹ Erwähnenswert – in forschungsge-

27 Vgl. Hutter, Ungerechtigkeit, 384f.

28 Vgl. Hutter, Claus Schedl, 72f.

29 Erwähnt seien noch weitere Hinweise auf Literaturwerke Mesopotamiens: Im Zusammenhang mit Gen 2–3 wird auf den so genannten Dilmun-Mythos und den Adapa-Mythos hingewiesen (Schedl, Geschichte I, 306–308), für die Stammbäume der „Vorflut-Patriarchen“ können als geistesgeschichtliches Pendant die sumerischen Königslisten für die Könige vor der Sintflut genannt werden (vgl. Schedl, Geschichte I, 326–330), ohne dass daraus direkte Einflüsse auf die biblischen Texte abgeleitet werden. Engere Beziehungen zu biblischen Überlieferungen weist die „Altorientalische Gesetzgebung“ (vgl. Schedl, Geschichte II, 164f.) auf, die Schedl wie folgt indirekt zu den biblischen

schichtlicher Hinsicht – ist dabei, dass in der umfangreichen Behandlung der Propheten im 4. Band der „Geschichte des Alten Testaments“ die „Prophetenbriefe aus Mari“ vom Beginn des 17. Jahrhunderts bzw. die „neuassyrischen Prophetien“ aus dem 7. Jahrhundert praktisch keine Rolle gespielt haben. Dies ist dadurch zu erklären, dass diese Texte erst nach Abschluss der „Geschichte des Alten Testaments“ größere Aufmerksamkeit sowohl in der Assyriologie als auch in der Alttestamentlichen Wissenschaft gefunden haben.³⁰

Dort wo Schedl auf die babylonische und assyrische Religion eingegangen ist, zeigt sich daher ein in gewisser Weise eingeschränkter Blick, der wohl durch das biblisch-theologische Modell normativer Texte beeinflusst war: Während jedoch die Bibel – aus theologischer Perspektive – zu Recht als normativer Text betrachtet werden muss, gilt dies für Texte zur babylonischen und assyrischen Religion nicht. Texte wie die oben besprochenen haben in verschiedenen Phasen der Geschichte Mesopotamiens keine durchgehend kontinuierliche oder gleichbleibende Relevanz gehabt, sondern es gab ein historisches Auf und Ab. Dies bedeutet aber zugleich, dass für eine „Geschichte der assyrischen und babylonischen religiösen Texte“ eine Vielzahl von Texten zu berücksichtigen wären, zu denen es in einer „Geschichte des Alten Testaments“ keine vergleichbaren literarischen Beispiele gibt. Insofern hat Schedl – aufgrund der Zielsetzung der „Geschichte des Alten Testaments“ – nur einen sehr kleinen Ausschnitt von Texten aus Mesopotamien einbezogen, oder anders formuliert: Es sind vor allem – wichtige – Einzelaspekte aus der Religionswelt Mesopotamiens, die in seinem Œuvre angesprochen wurden, die damaligen – und mit Abstrichen noch heutigen – Studierenden des Alten Testaments einen ersten Einblick geben konnten, dass das Alte Testament ein Literaturwerk ist, das in einen großen Strom altorientalischer Literaturen gehört. Daher können die alttestamentlichen Texte nie ohne den Blick auf die Religionsgeschichte Mesopotamiens, aber auch Syriens, Ägyptens und Irans studiert werden, wofür Schedl seine Studierenden durch seine Publikationen und Vorlesungen immer wieder sensibilisiert hat.

Gesetzestexten in Beziehung setzt (ebd. 165): „Wenn Moses am Sinai das israelitische Volksrecht neu kodifiziert ..., so ist seine Reformtat vor allem auf dem Hintergrund des alten semitischen Rechts zu werten.“

- 30 Dementsprechend kommt bei dem für Schedls Œuvre zeitgenössischen Forschungsstand, den de Liagre Böhl, Religion, 495–498 im Unterkapitel „Wahrsagekunst und Vorzeichenlehre“ präsentiert, die Prophetie ebenfalls nicht vor. Denn die erste umfangreiche systematische vergleichende Untersuchung der Mari-Prophetie im Verhältnis zur biblischen Prophetie stammt erst von Ellermeier, Prophetie; zahlreiche weitere „Prophetentexte“ aus Mari hat danach Durand, Archives, 377–452 bekannt gemacht. Vgl. ferner Lenzi, Introduction, 143–145. Eine umfangreiche Edition der neuassyrischen prophetischen Briefe hat erst Parpola, Prophecies vorgelegt. Für deutsche Übersetzungen einiger „Prophetentexte“ siehe Hecker, Zukunftsdeutungen, 56–64; Dietrich, Prophetenbriefe; Pientka-Hinz, Omina, 53–60.

Literatur

- Chen, Y. S.: *The Primeval Flood Catastrophe. Origins and Early Development in Mesopotamian Traditions*, Oxford 2013.
- De Liagre Böhl, Franz M. Th.: Die Religion der Babylonier und Assyrer, in: Franz König (Hg.): *Christus und die Religionen der Erde. Handbuch der Religionsgeschichte*. 2. Bd., Freiburg 1951, 441–498.
- Dietrich, Manfred: Prophetenbriefe aus Mari, in: Manfred Dietrich [u.a.]: *Deutungen der Zukunft in Briefen, Orakeln und Omina*, Gütersloh 1986 (= TUAT II/1), 83–93.
- Durand, Jean-Marie: *Archives épistolaires de Mari I/1*, Paris 1988 (= ARM 26/1).
- Ellermeier, Friedrich: *Prophetie in Mari und Israel*, Herzberg am Harz 1968.
- Farber, Walter: Rituale und Beschwörungen in akkadischer Sprache, in: Walter Farber [u.a.]: *Rituale und Beschwörungen I*, Gütersloh 1987 (= TUAT II/2), 212–281.
- Hecker, Karl: Zukunftsdeutungen in akkadischen Texten, in: Manfred Dietrich [u.a.]: *Deutungen der Zukunft in Briefen, Orakeln und Omina*, Gütersloh 1986 (= TUAT II/1), 56–82.
- Hecker, Karl: Kleinere Schöpfungserzählungen, in: Karl Hecker [u.a.]: *Mythen und Epen II*, Gütersloh 1994 (= TUAT III/4), 603–611.
- Hecker, Karl: Das akkadische Gilgamesch-Epos, in: Karl Hecker [u.a.]: *Mythen und Epen II*, Gütersloh 1994 (= TUAT III/4), 646–744.
- Hecker, Karl: Rituale und Beschwörungen, in: Bernd Janowski / Gernot Wilhelm (Hg.): *Omina, Orakel, Rituale und Beschwörungen*, Gütersloh 2008 (= TUAT.NF 4), 61–127.
- Hecker, Karl: Enūma eliš. Marduks Aufstieg zum Herrn der Welt, in: Bernd Janowski / Daniel Schwemer (Hg.): *Weisheitstexte, Mythen und Epen*, Gütersloh 2015 (= TUAT.NF 8), 88–131.
- Hutter, Manfred: *Religionen aus der Umwelt des Alten Testaments I. Babylonier, Syrer, Perser*, Stuttgart 1996.
- Hutter, Manfred: Claus Schedl – Von der Bibelwissenschaft zur Begründung der Religionswissenschaft in Graz, in: Ulrike Bechmann [u.a.] (Hg.): *Religion ist keine Insel. Traditionen und Konzepte interreligiösen Austauschs*, Graz 2015, 69–81.
- Hutter, Manfred: Die Sintflut der Bibel im Kontext der Flutmythen des Alten Orients, in: Frank Rumscheid [u.a.] (Hg.): *Göttliche Ungerechtigkeit? Strafen und Glaubensprüfungen als Themen antiker und frühchristlicher Kunst*, Petersberg 2018, 375–379.
- Hutter, Manfred: „Gottes Ungerechtigkeit“ als Herausforderung für den „Frommen“, in: Frank Rumscheid [u.a.]: *Göttliche Ungerechtigkeit? Strafen und Glaubensprüfungen als Themen antiker und frühchristlicher Kunst*, Petersberg 2018, 381–385.
- Jeremias, Alfred: *Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients*, 4., völlig erneuerte Aufl., Leipzig 1930.
- Lambert, Winfred G.: *Babylonian Wisdom Literature*, Oxford 1960.
- Lambert, Winfred G.: Enuma Elis, in: Karl Hecker [u.a.]: *Mythen und Epen II*, Gütersloh 1994 (= TUAT III/4), 565–602.
- Lambert, Winfred G.: *Ancient Mesopotamian Religion and Mythology*, Tübingen 2016.
- Lenzen, Heinrich: *XVII. vorläufiger Bericht über die von dem Deutschen Archäologischen Institut und der Deutschen Orient-Gesellschaft aus Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft unternommenen Ausgrabungen in Uruk-Warka*, Berlin 1961.
- Lenzi, Alan: *An Introduction to Akkadian Literature. Contexts and Content*, Pennsylvania 2019.

- Parpola, Simo: *Assyrian Prophecies*, Helsinki 1997.
- Pientka-Hinz, Rosel: Omina und Prophetien, in: Bernd Janowski / Gernot Wilhelm (Hg.): *Omina, Orakel, Rituale und Beschwörungen*, Gütersloh 2008 (= TUAT.NF 4), 16–60.
- Röllig, Wolfgang: *Das Gilgamesch-Epos*, Stuttgart 2009.
- Sauer, Franz: *Das babylonische Welterschöpfungsepos Enūma Eliš*, unveröffentlichte phil. Diss., Graz 1946.
- Schedl, Claus: *Geschichte des Alten Testaments. 1. Bd.: Alter Orient und Urgeschichte*, Innsbruck ²1964 [1. Aufl. 1956]
- Schedl, Claus: *Geschichte des Alten Testaments. 2. Bd.: Das Bundesvolk Gottes*, Innsbruck 1956.
- Schedl, Claus: *Geschichte des Alten Testaments. 3. Bd.: Das goldene Zeitalter Davids*, Innsbruck 1959.
- Schedl, Claus: *Geschichte des Alten Testaments. 4. Bd.: Das Zeitalter der Propheten*, Innsbruck 1962.
- Schedl, Claus: *Geschichte des Alten Testaments. 5. Bd.: Die Fülle der Zeiten*, Innsbruck 1964.
- Schedl, Claus: *Zur Theologie des Alten Testaments. Der Göttliche Sprachvorgang in Schöpfung und Geschichte*, Wien 1986.
- Schedl, Claus: *Erwanderte Bibel. 25 Jahre Orientreisen*, hrsg. von Alfred Schedl, unveröffentlichtes Manuskript.
- Schneider, Tammi J.: *An Introduction to Ancient Mesopotamian Religion*, Grand Rapids 2011.
- von Soden, Wolfram: „Weisheitstexte“ in akkadischer Sprache, in: Willem H. Ph. Römer / Wolfram von Soden (Hg): *Weisheitstexte I*, Gütersloh 1990 (= TUAT III/1), 110–188.

Karl Prenner

Claus Schedl: Sein wissenschaftliches Werk zwischen Biblischer Theologie und Koranstudien

Bibeltheologische Arbeiten

Neben seinem gesprochenen Wort, dessen Kraft und Lebendigkeit die Hörer begeisterte, bediente sich Schedl mit großem sprachlichem Können auch des geschriebenen Wortes, was aus seinen zahlreichen Veröffentlichungen – 82 Zeitschriftenartikel und mehr als 25 Monographien – ersichtlich ist. Mit hohem Einfühlungsvermögen und dichterischer Begabung übersetzte er viele religionsgeschichtliche Texte neu.

Aus seinen vielfältigen Schriften, Monographien und Aufsätzen seien folgende herausgehoben: 1947 veröffentlichte er eine neue Übersetzung der Psalmen. Während seiner Zeit in Mautern entstanden fünf Bände *Geschichte des Alten Testaments* (Innsbruck u.a. 1956–1964), ein Werk, das ins Amerikanische und Italienische (Bde. 1–2) übersetzt wurde. Nach Schedl ist das Alte Testament das „Lebensbuch des Gottesvolkes“, daher muss biblische Geschichtsschreibung zu einer „Theologie der Geschichte“ werden. Sich auf Inspiration allein zu verlassen, genügt nach Schedl nicht, vielmehr muss man, will man der „vollen Menschwerdung des Wortes“¹ gerecht werden, auch die Bedingungen der menschlichen Existenz in der Geschichte berücksichtigen, und muss sodann das überlieferte Wort in seinem historischen Kontext („Sitz im Leben“) betrachten und erforschen wie jedes andere literarische Dokument. Hier spürt man, dass seine Theologie keine abstrakten, weltfernen Konzepte darstellt, sondern dass die *Erwanderte Bibel* ihm Anregung und Wegweiser bei der Verschriftlichung seiner Theologie war. Methodisch legt er an seine Arbeit religionswissenschaftliche Maßstäbe an, wenn er schreibt:

Die persönliche religiöse Einstellung des Forschers spielt dabei keine Rolle. Ja, man kann sogar behaupten: Gäbe es eine ideale Durchführungsmöglichkeit dieser Untersuchungsmethode, so müssten sich die Ergebnisse eines atheistischen Philologen und eines gläubigen Theologen vollends decken! Und in der Praxis tun sie es auch tatsächlich in weitem Umfang!²

Schedls methodischer Zugang zur Bibel und später auch zum Koran war davon geprägt, dass er in erster Linie die Endgestalt des Textes, wie sie uns überliefert

1 Schedl, Claus: *Geschichte des Alten Testaments*, Bd. 1, XXI–XXII.

2 Schedl, Claus: *Geschichte des Alten Testaments*, Bd. 1, XXIII.

ist, nach Strukturprinzipien zu befragen und zu erforschen suchte, und nicht das Vorher des Textes. Sein Anliegen war es, ein Alternativmodell zur Quellenscheidungstheorie des Pentateuch (Jahwist, Elohist, Deuteronomist, Priesterschrift) zu entwickeln. Durch eingehende Studien des jüdischen Schrifttums, aber auch der biblischen Zahlenangaben selbst, stieß Schedl schon sehr früh auf „Maß und Zahl als Formungs- und Gestaltungselemente“ von alttestamentlichen Texten. Im Laufe seiner verschiedenen Arbeiten entwickelte er dann die „logotechnische Methode“, die davon ausging, dass überlieferte Texte des Alten sowie des Neuen Testaments und auch des Koran jeweils eine „bis in die Buchstaben hinein durchkomponierte sakrale Dichtung“, ein „Bauwerk aus Worten“ darstellen.³ Die theoretischen Grundlagen hierzu und praktische Beispiele präsentierte Schedl in seinem Buch *Baupläne des Wortes. Einführung in die Biblische Logotechnik*. Hinter dieser Methode der Wort- und Sprachkunst verbergen sich antike Denkmodelle, die – nach dem Analogiedenken – der Zahl Modell- und Symbolfunktion zuweisen. Allerdings ist dieser methodische Zugang zur Erschließung heiliger Schriften von Schedls Fachkollegen kaum rezipiert worden.

Nicht nur in seinen alttestamentlichen Studien *Rufer des Heils in heillosen Zeiten* und *Zur Theologie des Alten Testaments. Der Göttliche Sprachvorgang in Schöpfung und Geschichte*, sondern auch in seinen beiden neutestamentlichen Untersuchungen *Als sich der Pfingsttag erfüllte. Erklärung der Pfingstperikope Apg 2,1–47* und *Zur Christologie der Evangelien* wird die logotechnische Methode angewandt.

Seine bibeltheologischen Arbeiten und die damit zusammenhängende Lehre bildeten auch die Grundlage und den Ausgangspunkt für die Beschäftigung mit dem Judentum und später mit dem Islam. In *Talmud – Evangelium – Synagoge* sucht er das Verbindende in der Frömmigkeit und religiösen Praxis zwischen dem rabbinischen Judentum und dem Christentum auszumachen, nämlich im Gebet. Im besagten Werk übersetzt er nicht nur die „Vätersprüche“, sondern auch „das Herzstück der Synagogenliturgie“, nämlich das Morgengebet.⁴ „Vielfach unbekannte Kleinodien leuchten hier auf, die in ihrer Schönheit und theologischen Tiefe unvergänglich sind.“⁵ Aber auch mit der Übersetzung der „Vätersprüche“⁶ verbindet er die Hoffnung, dass sie eine zuverlässige Brücke zwischen Kirche und Synagoge bilden können, denn: „Es gibt fast nichts darin, das ein Christ nicht voll und ganz bejahen kann.“⁷

3 Vgl. Schedl, Muhammad und Jesus, 39–40.

4 Schedl, Talmud, 339–419.

5 Schedl, Talmud, 9.

6 Schedl, Talmud, 21–288.

7 Schedl, Talmud, 10.

Zugänge zum Islam

Der Beginn der Vorlesungstätigkeit Schedls über den Islam an der Universität Graz in den 70er Jahren fiel in eine Zeit, die von der Renaissance des Islam bzw. vom Aufkommen des politischen Islam (1979: Islamische Revolution im Iran) gekennzeichnet war. Diese Entwicklung trug dazu bei, dass der Islam in der Öffentlichkeit sichtbarer und daher verstärkt wahrgenommen wurde. Den Zeiterfordernissen nach Information entsprechend hat Schedl seine Lehr- und Forschungstätigkeit bezüglich Islam ausgerichtet; nicht nur die Vielfalt des Islam, sondern auch das Unterscheidende und das Gemeinsame kamen zur Sprache. Als gemeinsame Basis gibt er an: „Beide, Islam und Christentum, zielen auf restlose Hingabe an Gott und seine Offenbarung; daher ist auch das Christentum in seinem tiefsten Wesen „Islam“, d.i. „.... eine Lebensbewältigung im Zeichen der Hingabe an Gott.“⁸ Er sieht aber auch klare Unterschiede zwischen den beiden Religionen, indem er ausführt, dass im Islam einander Gott und Mensch in der Offenbarung begegnen, „aber nicht in der *Person* des Offenbarungsvermittlers.“⁹ Denn die heilsgeschichtliche Rolle Jesu im Christentum wird im Islam vom Koran eingenommen.¹⁰ Jedoch ist die Ret-



[Abb. 1: Kairo, Sultan-Hassan-Moschee und Ar-Rifa'i-Moschee, 1951, 03/23.](#)

8 Schedl, Streiflichter, 253.

9 Schedl, Streiflichter, 253.

10 Vgl. Schedl, Die Sure „Erlösung“, 146–155.

tung (das christliche Konzept der Erlösung kennt der Islam nicht) „unzertrennlich mit der ‚Entscheidung‘ für Muhammad verknüpft“¹¹, denn er wird ja als der letzte in der Prophetenreihe verstanden, als Siegel des Propheten, der den abrahamitischen Eingottglauben wiederherstellte. Darauf verweise der Terminus *furqan* (Entscheidung, Rettung). Auch aktuelle kritische Themen werden angesprochen. So führt er etwa aus, dass es in den islamischen Staaten keine Gleichheit zwischen Muslimen und Nicht-Muslimen gibt, vielmehr handelt es sich um „*Koexistenz mit Duldung*“, „aber nicht um *Gleichberechtigung*.“¹² Auch zu Jerusalem, einer heiligen Stadt des Islam, hat er sich geäußert mit dem Resümee, dass dieser Anspruch im Koran „kein Fundament hat, sondern nur in der historisch gewordenen Tradition.“

¹³ Weiters hat er sich religionsgeschichtlich mit dem Verbot von Schweinefleisch und der Vorschrift des Schächtens beschäftigt, und verweist darauf, dass beides in einer heidnischen Umwelt entstanden sei als „Abwehrgesetze“ (Trinken des Blutes von Baʿal). Daher seien diese Gesetze heute im Judentum und Islam „ein anachronistisches Relikt.“¹⁴ Auch seine Untersuchung über *Sulaiman und die Königin von Saba* ist religionsgeschichtlich ausgerichtet, indem sich für Schedl „der Schluß aufdrängte: die koranische Saba-Perikope ist nichts anderes als ein islamisierter altiranischer Mysterienlogos.“¹⁵

1978 erschien die Schrift *Muhammad und Jesus. Die christologisch relevanten Texte des Korans, neu übersetzt und erklärt*. Gerade dieses Werk lieferte einen wissenschaftlich fundierten Beitrag eines Bibeltheologen und Religionswissenschaftlers für die Auseinandersetzung mit dem Islam, vor allem bezüglich der Jesusfrage. Ausschlaggebend für sein Anliegen, das Gespräch mit dem Islam zu fördern, war die Situation der 1970er Jahre, einerseits die Öffnung der katholischen Kirche gegenüber dem Islam durch die „Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen“ (*Nostra Aetate*), ein Dekret, auf das er immer wieder zu sprechen kommt; andererseits das Bemühen von muslimischer Seite, die Verfälschungslehre der Bibel aufzugeben und damit auch die Schriften der Bibel als authentische Urkunde des religiösen Selbstverständnisses für Juden und Christen anzuerkennen.¹⁶ Damit waren von beiden Seiten die entsprechenden Voraussetzungen geschaffen, um ins Gespräch zu kommen, ein Faktum, das die vielen offiziellen und inoffiziellen Dialogveranstaltungen erweisen sollten.

11 Vgl. Schedl, Die Sure „Erlösung“, 155.

12 Schedl, Streiflichter, 255; Kursivsetzung im Original.

13 Schedl, Zum Verständnis der Welt des Islam, 137–146; Schedl, Jerusalem, Heilige Stadt des Islam, 212.

14 Schedl, Verbot des Genusses von Schweinefleisch, 244–245.

15 Schedl, Sulaiman, 323.

16 Vgl. Prenner, Christus und Muhammad sind „Brüder“, 222–223.

Nach Schedl muss jeder Dialog, der den Andersgläubigen ernst nehmen und ihn in seinem Anderssein verstehen will, auch die Unterschiede benennen. Der Dialog dürfe allerdings hierbei nicht stehenbleiben, wie er immer wieder eindringlich mahnt. Das unterscheidende Element zwischen Christentum und Islam sei einmal die Stellung Jesu in beiden Religionen. So untersucht er in seinem Buch *Muhammad und Jesus* neben den christologisch relevanten Texten des Koran auch solche, die das Selbstverständnis Muhammads als Gesandten und Propheten des arabischen Volkes thematisieren. Da der Koran den Anspruch hat, die biblische Offenbarung grundsätzlich zu bestätigen, findet gerade hier der Bibeltheologe ein reiches Betätigungsfeld für seine Forschungen vor. Für die Vorbereitung und Auslösung der Berufung Muhammads sei nach Schedl der christliche Kontext Arabiens ausschlaggebend gewesen, nämlich „die Begegnung mit den betenden und Nachtwache haltenden christlichen Einsiedlern“¹⁷, eine Sichtweise, die auch von anderen Wissenschaftlern seiner Zeit und heute wieder verstärkt vertreten wird.¹⁸ Vorausgesetzt wird hier, dass es bereits vor Muhammad in Arabien ein starkes Christentum gegeben habe und dass in der Gegend um Mekka und Medina, also entlang der Weihrauchstraße, Eremiten gelebt haben.¹⁹ Für die Berufung Muhammads sei der Gedanke an das bald hereinbrechende Letzte Gericht entscheidend gewesen. Hierfür verweist er auf das Christusbild der Mönchsväter, nämlich auf Jesus den Pantokrator und Richter. Mit der Berufung Muhammads verbindet Schedl somit ein „echtes religiöses Erweckungs- und Bekehrungserlebnis“²⁰ analog zu den biblischen Propheten. Durch diese biblische Einbettung gelingt es ihm, ein positives Muhammad-Bild zu zeichnen, jenseits der gängigen, Jahrhunderte weitertradierten Klischees und Stereotypen von Gewalt, Genussucht und Krankheit Muhammads.²¹ Es sei für ihn zu einfach, „außerordentliche, religiöse Phänomene medizinisch mit Hinweisen auf Epilepsie und Halluzination erklären zu wollen. Solches hat man schon bei den biblischen Propheten versucht.“²² Gehe man allerdings vom Phänomen Offenbarung aus, dann liege kein medizinisches, sondern ein theologisches Problem vor.²³ Schedl räumt aber ein, dass der Bußprediger der Anfangszeit in Medina dann auch als politischer Führer fungierte. Wenn man vom Inspirationsgedanken ausgehe, gewinne man „ein vollständig neues Muhammad-Bild, jenes

17 Schedl, *Muhammad und Jesus*, 161.

18 Vgl. Andrae, *Islamische Mystik*, 13–43; Lüling: *Über den Ur-Qurʾan*; Ohlig/Puin (Hg.), *Die dunklen Anfänge*.

19 Vgl. Köbert, *Zur Ansicht des frühen Islam über das Mönchtum*, 524.

20 Schedl, *Muhammad und Jesus*, 165.

21 Vgl. die Texte im Anhang von Schedl, *Muhammad und Jesus*, ab 567.

22 Schedl, *Muhammad und Jesus*, 162.

23 Vgl. Schedl, *Muhammad und Jesus*, 162.



Abb. 2: Istanbul, Sultan-Ahmed-Moschee („Blaue Moschee“), 1966, 28/38.

des schaffenden Künstlers und Schriftgelehrten.“²⁴ Denn „Muhammad wollte das Thema ‚Heilige Schrift‘ weiter abwandeln und die Bibel der Araber schaffen.“²⁵ Da Engel in den biblischen und außerbiblischen Schriften als Offenbarungsvermittler eine große Rolle spielen, fragt Schedl, „ob man nicht gerade im rechten Verstehen des Koran auch Inspiration und Offenbarungsendgel auf das Maß des Menschlichen zurückführen muß?“²⁶

Anhand seiner Untersuchung der Christologie der mekkanischen Suren kommt er zum Ergebnis, dass hier „Kontrovers- oder Abwehr-Christologie“²⁷ vorliegt, denn der Koran bringt anhand des Terminus *kalima* keine Logos-Theologie, sondern Jesus ist nur insofern „Wort Gottes“, als er durch das schöpferische Wort Allahs (19,35) wunderbar empfangen und geboren wurde. Weiters wird in dieser Sure auch die Gottessohnschaft Jesu abgelehnt, allerdings sei es auffällig, dass Muhammad in den mekkanischen Suren nirgends das Wort „Sohn“ (*ibn*) verwendet, erst in Sure 9,30 aus medinischer Zeit; vielmehr findet sich hier der Begriff *walad*, das einfachhin „Kind“ bzw. Kinder bedeutet. Daraus ergibt sich für Schedl die Folgerung, dass hier

24 Schedl, Muhammad und Jesus, 166.

25 Schedl, Muhammad und Jesus, 166.

26 Schedl, Muhammad und Jesus, 167.

27 Schedl, Muhammad und Jesus, 325.

„keine direkte Polemik gegen das christliche Gottessohn-Bekenntnis vorzuliegen [scheint].“²⁸ Da mit *walad* ein polytheistischer Hintergrund angesprochen wird, habe Muhammad die Sohnesaussage der Evangelien in „biologisch-polytheistischem Sinn“ verstanden.²⁹ „Von dieser Ausgangsposition her wird auch verständlich, daß für ihn „Kind“ oder „Sohn Gottes“ keine Begriffe sind, um das Wesen ʿĪsās aufzuschlüsseln. „Sohn Gottes“ ist heidnisch zu stark vorbelastet.“³⁰ Die Ablehnung der „Gottessohnschaft“ ʿĪsās in den mekkanischen Suren trifft daher das Wesen der christlichen Aussage nicht, denn Jesus ist nicht in die Reihe der arabischen oder griechischen Götter einzuordnen.

In der medinische Sure 9,30 findet sich das einzige Mal der Titel Sohn Gottes (*ibnu llāhi*), allerdings in einem Kontext, in dem es um die Verehrung von christlichen Heiligen geht, „die man nach seiner Auffassung, Gott als „Söhne“ zugesellte.“³¹ An weiteren Stellen in medinischen Suren wird abgelehnt, dass der Messias wesensgleich mit Allah sei: „Ungläubig sind die, welche sagen: Der Messias, Marjams Sohn, ist Allah“ (5,117.72). In derselben Sure wird auch die Trinität angesprochen: „Ungläubig sind die, welche sagen: Allah ist dreifältig in Dreiheit“ (5,73). In 5,116 findet sich eine weitere Variante der Trinität: „Hast du (ʿĪsā) je zu den Menschen gesagt: Nehmt mich und meine Mutter außer Allah (als) zwei Götter?“ Muhammad habe sich also Trinität, die Dreiheit in Gott, so vorgestellt, „daß sich die Menschen neben Allah noch zwei „Götter“ dazunahmen und so die göttliche Dreiheit Allah – ʿĪsā – Maryam erhielten.“³² In Sure 4,171 heißt es, daß ʿĪsā „Allahs Gesandter ist, sein Wort, das Er an Marjam entbot, und Geist von IHM Sagt nicht Dreiheit! Hört auf damit! Besser ist´s für euch, zu sagen: Allah ist nur EIN EINZIGER GOTT Ein Kind³³ hat er nicht!“ Hierbei falle nach Schedl wiederum auf, dass nicht das Wort *ibn* steht, sondern das allgemein klingende *walad*, „Kind, Kinder“. Muhammad lehne auch in den medinischen Suren anhand des Terminus *walad* eine Dreiheit oder

28 Schedl, Muhammad und Jesus, 327.

29 Schedl, Muhammad und Jesus, 328. Neuere Studien bestätigen diese Sicht Schedls; vgl. etwa Stosch: Versuch einer ersten diachronen Lektüre, 23: „Die paganen Araber scheinen die Aussagen über Jesus so verstanden zu haben, als ob Jesus in diesem Sinne als biologischer Sohn von Gott verstanden werden kann. Jesus wäre dann *walad* von Gott ... Das ist allerdings nicht als allgemeine Kritik an Christen gemeint, weil Christen Jesus ja in der Regel nicht als „*walad*“ von Gott verstehen, sondern als *ibn*, wie auch im Umfeld der Entstehung des Koran bekannt gewesen sein muss.“

30 Schedl, Muhammad und Jesus, 334.

31 Schedl, Muhammad und Jesus, 556.

32 Schedl, Muhammad und Jesus, 557. Von Syrien aus scheint der Trithismus, der unter den Antichalcedoniern kursierte, auch auf die arabische Halbinsel ausgestrahlt zu haben. „Er behauptet ganz gegen die heutige kirchliche Lehre die Existenz von drei trinitarischen Hypostasen mit je einer eigenen Ousia, Physis und Gottheit“ (Stosch, Versuch einer ersten diachronen Lektüre, 29).

33 Schedl übersetzt hier *walad* mit „Kind“; sämtliche muslimische Übersetzungen geben *walad* mit „Sohn“ wieder. Daher sind für muslimische Kommentatoren auch diese Stellen, wo *walad* steht, eine Kritik an der christlichen Lehre von Jesus.

Mehrheit in Gott ab, aber nicht im Sinne der christlichen Trinität, sondern im Sinne des altarabischen Heidentums; er wehre sich nur dagegen, dass man dem EINEN Allah irgendwelche „Kinder“ beigesellt. Arabien war Zufluchtsstätte für verschiedene christliche Häretiker, daher sei es nach Schedl durchaus möglich gewesen, dass falsche Trinitätsvorstellungen verbreitet waren.³⁴ ʿĪsā wird als ein wahrer Muslim vorgestellt, denn er verkündet die Forderungen der ersten drei Säulen des Islam: Schahada, Gebet (*ṣalāt*) und Almosen (*zakāt*) (19,33). Weiters ist er Prophet (*nābī*) und Gesandter (*rasūl*). Die einzig mögliche Haltung gegenüber Allah ist, dass ʿĪsā Knecht (*ʿabd*) Gottes (19,30) ist. Muhammad konzentriert sich daher auf die Knecht-Gottes-Christologie, ähnlich der frühchristlichen Verkündigung. ʿĪsā und Jesus stehen somit „ganz und gar unter der bestimmenden Kraft des EINEN GOTTES.“³⁵ Bezüglich der Frage nach der Nicht-Kreuzigung Jesu nach 4,171 verweist Schedl auf einen möglichen Einfluss der gnostischen Christologie (Petrus-Apokalypse), die im Messias zwischen der irdisch-leibhaften Wesenheit, die dem Tod verfallen ist und der himmlisch-geistigen, die unvergänglich ist, unterscheidet.³⁶ Gekreuzigt wurde daher nicht, wie es die islamische Tradition berichtet, ein Ersatzmann, sondern der irdisch-fleischhafte ʿĪsā. „Damit treten Aspekte einer Knecht-Gottes-Christologie in Sicht, die dem urchristlichen Kerygma vom erhöhten Kyrios nicht allzu fern sein dürften.“³⁷

Religionswissenschaftlicher Ansatz für das Gespräch über die koranische Christologie

Schedl geht von der grundsätzlichen Frage aus, ob im Koran überhaupt eine Auseinandersetzung mit dem Christus-Bekenntnis der katholischen Kirche greifbar werde. Denn neben dem lateinischen Christentum Roms gab es auch das griechisch-hellenistische und das syrisch-semitische Christentum. Letzteres ist judenchristlicher Herkunft und habe nicht nur auf den Nestorianismus, sondern auch auf den Islam eingewirkt.³⁸ Das lateinische Christentum mit Rom und dem Papsttum strebte nach Weltherrschaft, brachte aber keine theologischen Reflexionen hervor. Im Mittelpunkt des Denkens der griechisch-hellenistischen Christen steht der Logos, das Wesen, die Natur und Person. Christus bildet nach diesem Denken eine Wesens-Einheit mit Gott. Das syrisch-semitische Christentum ist dagegen geprägt von einer Bildsprache, die zum Ausdruck bringen will, dass in Jesus Gott wirklich gegenwärtig ist. So werde aus den Glaubensartikeln der *Confessio Nestoriana* (610 n. Chr.)

34 Schedl, Muhammad und Jesus, 557.

35 Vgl. Schedl, Muhammad und Jesus, 558.

36 Vgl. Schedl, Muhammad und Jesus, 562.

37 Schedl, Muhammad und Jesus, 562.

38 Vgl. Quispel, Makarius, 118.

ersichtlich, dass das Wesen Jesu nicht durch die philosophischen Termini „Natur“, „Übernatur“, „Person“ ausgedrückt werde, sondern durch eine Bildsprache.³⁹ Die orientalischen Christen haben also diese bildhafte Sprache noch stärker bewahrt als das griechisch-hellenistische Denken, das eher ontologisch ausgerichtet war, und davon zeuge auch der Koran.



[Abb. 3: Bagdad, Muqarnas, 1969, 17/07.](#)

Der kultur- und geistesgeschichtliche Hintergrund des syrisch-semitischen Christentums, der in den Aussagen des Koran über Jesus durchscheint, muss also nach Schedl für das christlich-islamische Gespräch beachtet werden; erst dann wird sich herausstellen, dass zwischen dem koranischen ʿĪsā ibn Maryam und dem Jesus der Evangelien „plötzlich und unerwartet neue Gemeinsamkeiten aufleuchten.“⁴⁰ Für eine erste Gesprächsbasis verweist Schedl einmal auf die Kindheits Erzählungen im Koran (Sure 3 und 19) und im Lukas-Evangelium: Christentum und Islam bekennen demnach die wunderbare Geburt Jesu, empfangen vom Heiligen Geist/unser Geist, geboren aus Maria/Maryam, der Jungfrau. Weiters könnten sich Muhammad und

39 In seinem Radiogespräch mit Dr. Karl Logar „Das Fest des neuen Lebens und des Lichts. Ursprung des Weihnachtsfestes im Alten Orient“ am Heiligen Abend 1980 erklärt er anhand der Confessio Nestoriana und des Koran das Verhältnis von Gottheit und Menschheit in Jesus, d.h. er gibt Einblicke in die Christologie der ostsyrischen Kirche und in die des Koran („Wissenschaft aus erster Hand“, ORF Landesstudio Steiermark, 24.12.1980).

40 Schedl, Muhammad und Jesus, 564.

die Christen bezüglich des Sohn-Gottes-Begriffes zumindest einmal durch eine Negativ-Abgrenzung treffen, denn dieser Begriff verweise, wie oben dargelegt, nicht auf drei Götter, sondern auf den Einen Gott. „Daher müßte gerade dieses Thema von beiden Seiten neu durchdacht und gläubig durchgerungen werden.“⁴¹ Es sei auch zu bedenken, dass die Rede von Jesus als „Sohn Gottes“ oder die Vater-Anrede symbolische Sprechweisen sind. Ähnlich argumentierte bereits auch der große islamische Theologe al-Ghazali, wenn er von einer „metaphorischen Redeweise“⁴² spricht, und nur so könne die christliche Rede von Jesus als Gottes Sohn verstanden werden. Wenn man auf diese Weise das bildhafte Sprechen der orientalischen Christen auch bezüglich Jesus als „Sohn Gottes“ miteinbeziehe, würde sich herausstellen, dass der Unterschied zwischen christlicher und muslimischer Sicht „eher scheinbar als wirklich ist.“⁴³ Eine weitere Gesprächsbasis zeichne sich auch in Bezug auf den Knecht-Gottes-Titel ab. Wenn der Koran von ʿĪsā ibn Maryam als dem „Knecht Gottes“ spreche, nehme er die erste urchristliche Bekenntnisformel auf und reinige sie von zeitgenössischen Fehldeutungen. Für das syrisch-semitische Christentum sei die Bezeichnung Jesu als Knecht die vorherrschende christologische Bekenntnisformel gewesen. „Daher dürften sich auch in der Christologie mehr Gemeinsamkeiten abzeichnen, als man gemeinhin annimmt.“⁴⁴ Man könne folglich nicht sagen, Muhammad habe das Christentum nur unzureichend gekannt; vielmehr gewinne man den Eindruck, „daß er die Grundstruktur der syrisch/semitischen Christologie sehr wohl gekannt und eigenständig weiterentwickelt hat.“⁴⁵

Die Frage nach dem Einfluss des syrisch-semitischen Christentums auf Muhammad und den Koran ist bis heute umstritten und daher Thema vieler kontroverser Debatten. Der Einfluss des Nestorianismus wird heute differenzierter gesehen. Gegenwärtig hat dieser Diskurs eine neue Ausrichtung bekommen, indem nicht mehr vom Nestorianismus, sondern von einem „syrisch-arabischen“ Christentum die Rede ist.⁴⁶

In Hinblick auf die Analyse der koranischen christologischen Kontroversen, wie sie Schedl in seinem Werk vorlegt, kommt ihm sicherlich Pionierleistung zu. Er konnte zwar auf Untersuchungen aufbauen, die bereits feststellten, dass der Koran durchwegs heterodoxe christliche Vorstellungen über Jesus anführt, diese aber ablehnt,

41 Schedl, Muhammad und Jesus, 244.

42 Wilms, Al-Ghazalis Schrift, 45.

43 Schedl, Muhammad und Jesus, 565.

44 Schedl, Muhammad und Jesus, 5.

45 Schedl, Muhammad und Jesus, 565–566.

46 Vgl. Ohlig, Das syrische und arabische Christentum und der Koran, 366–404: er spricht hier davon, dass im Koran eine „vornicenisches syrische Theologie in arabisierter Form“ greifbar werde.

weil sie polytheistisch verstanden wurden.⁴⁷ Dass aber der Koran bezüglich Jesus der syrisch-semitischen Christologie verpflichtet ist, ist in dieser differenzierten Darstellung dem ganz spezifischen wissenschaftlichen Zugang Schedls geschuldet. Denn er führt selbst aus, dass „ohne lebendigen Kontakt mit dem heutigen Islam“⁴⁸ auf seinen zahlreichen Reisen in den Orient diese Arbeit nicht möglich gewesen wäre. Die „orientalische Geisteswelt“ war für ihn ebenso wichtig wie das Sprachliche. Denn auch die Kenntnisse sämtlicher semitischer Dialekte, Hebräisch, Aramäisch, Syrisch und Arabisch haben hierbei einen – wenn nicht sogar den wesentlichen – Beitrag geleistet.



[Abb. 4: Shiras, Lebensbaum - Motiv als Relief an einer Brunnenhalle, 1969, 20/47.](#)

Welches Ziel hat Schedl mit diesem Werk verfolgt? In der Einleitung stellt er fest: „Um aber eine sachliche Grundlage für den Dialog zu liefern, schien es geradezu geboten, die „christlichen“ Partien des Korans in ihrer Gesamtheit mit neuer Übersetzung und Erklärung zu bringen Die Auseinandersetzung zwischen Christentum und Islam wird daher näherhin zu einem Dialog zwischen Muhammad und Jesus.“⁴⁹ Lange bevor Dialogveranstaltungen aus dem Boden sprossen und etwas Selbstver-

47 Vgl. Henninger, Zur „christlichen Interpretation“ des Koran, 208–217.

48 Schedl, Muhammad und Jesus, 6.

49 Schedl, Muhammad und Jesus, 5.

ständliches wurden, hat Schedl hierfür bereits mit seinen Ausführungen den Boden bereitet bzw. dann auch selbst an einschlägigen Veranstaltungen teilgenommen.⁵⁰

Dass das Werk „Muhammad und Jesus“ in der Fachwelt eher auf spärliche Resonanz stieß, hängt wohl einerseits mit den logotechnischen Analysen dieser Arbeit zusammen. Andererseits tritt bei Schedl der christliche Hintergrund nicht nur bei der Berufung Muhammads, sondern auch bei der Erörterung der koranischen Christologie stärker in Erscheinung. Gegenüber solchen historischen Zugängen war man aber, da sie dem islamischen Offenbarungsbegriff widersprachen, auch in der Fachwelt eher zurückhaltend; dies hatte aber auch Auswirkungen auf Vergleiche zwischen Bibel und Koran.

Das Gespräch mit der Volksreligiosität und der Mystik

In der Volksreligiosität und Mystik ortet Schedl ein weiteres Gesprächsfeld zwischen Christen und Muslimen. Wenn auch der Islam durch sein Bilderverbot Darstellungen Marias abgelehnt habe, so sei „in den Herzen der Muslime das Bild der Maria noch heute eine lebendige Wirklichkeit.“⁵¹ Schedl verweist hier darauf, dass in vielen Ländern Marienheiligtümer sowohl von Christen als auch von Muslimen besucht werden. Nicht nur in der Volksreligiosität, sondern auch in der Mystik bei der Religionen gäbe es noch viel Gemeinsames zu entdecken,⁵² vor allem auch deswegen, weil die Volksreligiosität stark von der Mystik geprägt sei.

Der Brückenbauer

Schedl schlug mit dem Rückgriff auf die authentischen Quellentexte der monotheistischen Religionen als Bibeltheologe, Orientalist und Religionswissenschaftler neue Wege ein und eröffnete damit neue Horizonte der Begegnung. Er sah das Gemeinsame und Verbindende, nicht nur das Unterscheidende und Trennende. Als sprachkundiger Bibeltheologe konnte er bereits bei den sprachlichen Gemeinsamkeiten der semitischen Sprachen ansetzen und dies in einer Zeit, in der die Notwendigkeit zum Gespräch noch nicht als dringend gesehen wurde. Die zukünftige Entwicklung um die Auseinandersetzung mit dem Islam war ihm wohl bewusst, immer wieder wies er darauf hin. Schedl selbst nahm auch an interreligiösen Gesprächen teil. Hierbei musste er freilich auch die Erfahrung machen, wie schwierig und konfliktreich sich Religionsgespräche tatsächlich oft gestalten.⁵³ Gerade historische Zugänge zum

50 Vgl. das Podiumsgespräch in Trier vom 13. bis 15. Oktober 1982: Haubst, „Der Friede unter den Religionen nach Nikolaus von Kues“.

51 Zingerle, Maria. Verehrung und Gnadenbilder in der Steiermark, 20–22.

52 Vgl. Schedl, EB, 20) Schluss: Ost-westliche Gemeinsamkeiten, S. 314.

53 Vgl. Haubst, „Der Friede unter den Religionen nach Nikolaus von Kues“, 280.

Koran müssen im Gespräch von beiden Seiten methodisch nachvollziehbar sein, müssen auf gleicher Augenhöhe geschehen, da man sonst aneinander vorbeiredet.

Aufgrund seiner Sprachkenntnisse – er verfügte nicht nur über die Kenntnis sämtlicher semitischer Dialekte, sondern auch über das Persische und Türkische – konnte er nicht nur das sakrale Schrifttum der Religionen studieren, sondern hatte auf seinen Reisen in der Begegnung mit den Menschen anderer Religionen auch unmittelbaren Zugang zu deren Religiosität. „In den Moscheen kann man noch vielfach in Andacht versunkene Männer den Rosenkranz beten sehen. Wenn man versteht, was sie beten, muss man Achtung und Ehrfurcht vor diesen Betern haben.“⁵⁴

Schedls wissenschaftliches Werk kann ohne diese Offenheit für die Religionen, die auch mit seiner persönlichen Religiosität zu tun hatte, nicht authentisch verstanden werden. Sein Anliegen war es daher auch stets, den biblischen Horizont seiner Studierenden und Hörer zu erweitern, die verborgenen Schätze der Religionen zur Sprache zu bringen, ein Anliegen, das auch in der Institutsordnung des Instituts für Religionswissenschaft von 1981 verankert wurde:

Dem Institut obliegt die Lehre und Forschung auf dem gesamten Gebiet der Religionswissenschaft, soweit diese die gesamte historische, kulturelle, soziologische und insbesondere religionsgeschichtliche Umwelt der Bibel tangiert. In Sonderheit sind damit jene Hochreligionen betroffen, die ein sakrales Schrifttum tradiert haben.⁵⁵

Daher bot Schedl neben seinen Vorlesungen über Biblische Theologie auch solche über die Religionen des Alten Orients an. Besonderes Schwergewicht legte Schedl auf Zarathustrismus, Judentum, die hellenistischen Mysterienreligionen, den Islam, hier vor allem auf den Koran, sowie auf Hinduismus und Buddhismus. Durch sein *Collegium publicum* und seine fast 40 Radiovorträge konnte er zusätzlich noch eine sehr breit gestreute und interessierte Zuhörerschaft ansprechen und so für den Reichtum der Religionen sensibilisieren. Schedl hat es auf diese Weise verstanden, in einer authentischen Weise Frömmigkeit (als Priester) und Wissenschaftlichkeit zu verbinden. Gerade durch seine wissenschaftlich-akademische Beschäftigung mit den Religionen konnte er auf die konkreten Menschen hinweisen, die die jeweilige Religion individuell deuten und verwirklichen und deren Glaube ernst genommen werden will. Der Begeisterung, die er ausstrahlte, wenn er in seinen religionswissenschaftlichen Vorlesungen oder in seinen Radiogesprächen über die Religionen und die jeweiligen Gläubigen sprach, konnte man sich kaum entziehen.

54 Schedl, EB, S. 312.

55 Institutsordnung des Instituts für Religionswissenschaft an der Karl-Franzens-Universität Graz, § 1 (1).

Literatur

- Andrae, Tor: *Islamische Mystik*, Stuttgart u.a. ²1980.
- Haubst, Rudolf (Hg.): „Der Friede unter den Religionen nach Nikolaus von Kues“. *Akten des Symposions in Trier vom 13. bis 15. Oktober 1982*, Mainz 1984.
- Henninger, Joseph: Zur „christlichen Interpretation“ des Korans, *Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft* 30 (1974/73) 208–217.
- Institutsordnung des Instituts für Religionswissenschaft an der Karl-Franzens-Universität Graz, in: *Mitteilungsblatt der Karl-Franzens-Universität Graz*, 48. Sondernummer, 15.07.1981, §1 (1).
- Köbert, R.: Zur Ansicht des frühen Islam über das Mönchtum, *Orientalia* 42 (1973) 520–524.
- Lüling, Günter: *Über den Ur-Qur'an. Ansätze zur Rekonstruktion vorislamischer christlicher Strophenglieder im Qur'an*, Erlangen 1974 [Neudruck: 1990, 3. korrigierte Aufl.: 2004].
- Zingerle, Barbara: *Maria. Verehrung und Gnadenbilder in der Steiermark*: Ausstellung 27. April bis 4. September 1983 (Organisation d. Ausstellung und Bearbeitung d. wiss. Kataloges: Barbara Zingerle), Diözesan-Museum Graz, Graz-Seckau 1983, 20–22.
- Ohlig, Karl-Heinz: Das syrische und arabische Christentum und der Koran, in: Ohlig, Karl-Heinz/Puin, Gerd-R. (Hg.): *Die dunklen Anfänge*, Berlin 2005, 366–404.
- Prenner, Karl: Christus und Muhammad sind „Brüder“ – eine Reflexion über gemeinsame ethische Prinzipien, *Beiträge zur Lebensraumforschung und Geographie der Geisteshaltung*, Graz 1997/98, 221–230 [Arbeiten aus dem Institut für Geographie der Karl-Franzens-Universität Graz, Bd. 36].
- Quispel, Gilles: *Makarius, das Thomasevangelium und das Lied von der Perle*, Leiden 1967 [Supplements to Novum Testamentum, 15].
- Schedl, Claus: *Curriculum Vitae*, Graz 1982.
- Schedl, *Erwanderte Bibel. Erlebnis-Skizzen. 25 Jahre unterwegs*, hrsg. v. Alfred Schedl, Wien 1978/1987.
- Schedl, Claus: *Die Sehnsucht der ewigen Hügel. Christus im Alten Testament*, Graz 1947.
- Schedl, Claus: *Psalmen. Im Rhythmus des Urtextes. Eine Auswahl*, Wien 1964.
- Schedl, Claus: *Geschichte des Alten Testaments*, Bde. 1–5, Innsbruck u.a. 1956/1956/1959/1962/1964.
- Schedl, Claus: *Baupläne des Wortes. Einführung in die Biblische Logotechnik*, Wien 1974.
- Schedl, Claus: *Rufer des Heils in heillosen Zeiten*, Paderborn 1973.
- Schedl, Claus: *Zur Theologie des Alten Testaments. Der Göttliche Sprachvorgang in Schöpfung und Geschichte*, Wien 1986.
- Schedl, Claus: *Als sich der Pfingsttag erfüllte. Erklärung der Pfingstperikope Apg 2,1–47*, Wien u.a. 1982.
- Schedl, Claus: *Zur Christologie der Evangelien*, Wien u.a. 1984.
- Schedl, Claus: Noch immer nicht ausgelernt ..., *Klemensblätter* Mai/Juni, 47 (1981) 37–38.
- Schedl, Claus: *Talmud – Evangelium – Synagoge*, Innsbruck-Wien-München 1969.
- Schedl, Claus: Streiflichter aus der Welt des Islam, *Theologisch-praktische Quartalschrift* 131 (1983) 253.
- Schedl, Claus: Die Sure „Erlösung“ (*al-furqān*) im Koran, *Theologie der Gegenwart* 25 (1982) 146–155.

- Schedl, Claus: Zum Verständnis der Welt des Islam, *Theologisch-praktische Quartalschrift* 128 (1980) 137–146.
- Schedl, Claus: Jerusalem, heilige Stadt des Islam?, in: *Theologie der Gegenwart* 25 (1982) 203–212.
- Schedl, Claus: Verbot des Genusses von Schweinefleisch und Gebot des Schächtens in Judentum und Islam, *Christlich pädagogische Blätter* 96 (1983) 241–245.
- Schedl, Claus: Sulaiman und die Königin von Saba. Logotechnische und religionsgeschichtliche Untersuchung zu Sure 27, 17–44, in: Roswitha G. Stiegner (Hg.), *Al-Hudhud. Festschrift Maria Höfner zum 80. Geburtstag*, Graz 1981, 305–323.
- Schedl, Claus: *Muhammad und Jesus. Die christologisch relevanten Texte des Koran Neu übersetzt und erklärt*, Wien – Freiburg – Basel 1978.
- Stosch, Klaus von/Khorchide, Mouhanad (Hg.): *Streit um Jesus. Muslimische und christliche Annäherungen*, Paderborn 2016.
- Stosch, Klaus von: Versuch einer ersten diachronen Lektüre der Jesusverse im Koran, in: Stosch, Klaus von/Khorchide, Mouhanad (Hg.): *Streit um Jesus. Muslimische und christliche Annäherungen*, Paderborn 2016, 15–44.
- Wilms, Franz-Elmar: *Al-Ghazalis Schrift wider die Gottheit Jesu*, Leiden 1966.

Christian Wessely

Unzeitgemäßes Medium, unzeitgemäße Theologie

Eine Irritation

Der Verfasser dieses Beitrages hat sein Theologiestudium erst 1985 begonnen und Claus Schedl daher nicht mehr als aktiven Forscher an der Fakultät erlebt. Was aber in diesen Jahren noch spürbar war, war seine geistige Präsenz: Ältere Semester – unsere Tutorinnen und Tutoren – erzählten uns von diesem polyglotten, reisefreudigen und sachkundigen (und man darf hinzufügen: einigen Anekdoten zufolge mitunter kauzigen) Gelehrten und schwärmten von seinen spannenden und lebendigen Vorlesungen. Die fast drei Jahrzehnte, in denen er diesen akademischen Boden mitgeprägt hatte, waren nicht ohne Folgen geblieben. Dennoch: neue Generationen von Forschenden und Lehrenden treten auf, neue Ansätze werden entwickelt. Die Theologie geht in gewisser Weise mit der Zeit, sie will zeitgemäß sein – und damit verblasste naturgemäß auch diese Erinnerung und wurde langsam zu einem Eintrag in den Annalen der Fakultät und zu Katalogdatensätzen über selten entlehene Bücher aus dem Bestand der Bibliothek. Doch dann ...

Der Befund

Anlässlich seiner Pensionierung übergab mir Karl Prenner im Jahr 2016 zwei große Kisten voller Diamagazine. Es seien, so sagte er mir, die bisher unbearbeiteten am Institut verbliebenen Bildaufnahmen, die Claus Schedl im Zuge seiner Reisen gemacht habe; und es gelte sie zunächst zu erhalten und in der Folge auch wissenschaftlich zu verwerten.

Eine erste Sichtung ergab einen Bestand von ca. 3.000 Diapositiven im Format 24x36mm in unterschiedlichem Zustand; das Institut war seit 1984 dreimal übersiedelt, und obwohl auf ihren Schutz geachtet worden war, waren Verschmutzungen und Beschädigungen eingetreten. Die Objekte befanden sich in unterschiedlichen Behältnissen (einsatzbereite Diamagazine, Schachteln, Metallkoffer, Plastikdosen), waren aber weitgehend thematisch geordnet. Die überwiegende Mehrzahl (ca. 2.750) waren selbst erstellte, ein geringer Anteil (unter 150) zugekaufte Aufnahmen.¹ Ein großer Teil der Motive ist durch Beschriftung am Rahmen eindeutig iden-

1 Einige Aufnahmen wurden von Claus Schedl selbst erstellt, bilden jedoch Seiten aus vor allem archäologischen Dokumentationsbänden ab. Insofern stellen sie eine Hybridform dar. Diese Aufnahmen sind ein zusätzliches Indiz, dass Schedl gezielt für seine Lehre im Kontext der biblischen Geschichte fotografiert hat. Die Dias sind somit auch eine Lehrmittelsammlung.

tifizierbar; von den unbeschrifteten Aufnahmen sind einige Motive bekannt, andere bisher ungeklärt, was auch damit zusammenhängt, dass sich die aufgenommenen Bauwerke, Gegenden oder Ausgrabungsstätten in den teilweise über 70 Jahren seit der Entstehung der Aufnahmen massiv verändert haben. Der Erhaltungszustand der Aufnahmen selbst ist sehr unterschiedlich; ein Teil des Materials ist erstaunlich farbtreu und scharf (Abb. 1), ein anderer sehr verblasst (Abb. 2) und teilweise von Materialdegradation betroffen (Abb. 3). Die Verschmutzungen sind zum Großteil auf normalen Hausstaub zurückzuführen (Abb. 4) und konnten durch sachgemäße Reinigung gut entfernt werden (Abb. 5).



Abb. 1: Beispiel für ein ausgezeichnet erhaltenes Dia, 24/04 (unbearbeitet). Die Zahlen beziehen sich auf das Ablagesystem nach der Erstdigitalisierung: MagazinNr./DiaNr.



Abb. 2: Diese Aufnahme zählt zu den am schlechtesten erhaltenen der Sammlung, 16/08.

[Abb. 3: Schäden im
Beschichtungsmaterial,
25/30.](#)



[Abb. 4: Vor der
Bearbeitung, 41/21.](#)



[Abb. 5: Nach der
Bearbeitung, 41/21.](#)



Als Rahmenmaterial wurden Kunststoff- und Papprahmen verwendet.² An den Papprahmen waren in zahlreichen Fällen Klebestellen aufgegangen, was ein Verutschen der Diapositive zur Folge hatte. Dadurch entstanden einige Kratzer. Die Einwirkung von Restchemikalien an den Klebestellen führte zu Schäden an der Bildschicht (vgl. Abb. 6). Zudem war eine kleinere Anzahl durch Feuchtigkeitseinwirkung verformt, was im Scanprozess zu Problemen mit dem automatischen Einzug führte. Die Kunststoffrahmen waren in sehr gutem Zustand.

Inhaltlich war rasch klar, dass das Bildmaterial zu einem überwiegenden Teil von großem Interesse für eine Auswertung im Hinblick auf die kultur- und religionsgeschichtlichen Veränderungen Mitte des 20. Jahrhunderts im Nahen Osten war. Daher wurden folgende Schritte unternommen:

- Anschaffung genormter Magazine und Aufbewahrungskoffer in ausreichender Zahl.
- Beauftragung eines wissenschaftlichen Mitarbeiters mit der Erstsichtung, thematischen Zusammenführung und Sortierung des Bestandes. Diesen und die beiden folgenden Arbeitsschritte wurden durch Mag. Fabian Müller im Rahmen seiner Anstellung im Jahr 2020 vorgenommen.
- Erste Digitalisierung des Bestandes mit einem professionellen Diascanner. Dazu wurde in Zusammenarbeit mit dem Institut für Kunstgeschichte auf ein Gerät der Marke Reflecta³ zurückgegriffen. Der erste Scan erfolgte mit 1800 dpi/16bit. Diese Auflösung stellt einen guten Kompromiss zwischen Qualität und Geschwindigkeit dar: Theoretisch ist mit diesem Gerät eine Auflösung von 3600 dpi möglich, die Geschwindigkeit sinkt dadurch aber drastisch. Angesichts der Tatsache, dass zunächst ein Gesamtüberblick erreicht werden sollte und nur ein geringer Anteil des Bildmaterials dann auch in druck- bzw. publikationsfähigem Format vorliegen muss, wurde entschieden, die für eine Publikation notwendigen Aufnahmen von Fall zu Fall neu einzuscannen, aus welchem Anlass dann auch die Reinigung des Dias erfolgt.⁴
- Erste Nachbearbeitung, Datierung und Beschlagwortung der Digitalisate mit den jeweils verfügbaren Angaben bzw. Recherche nach weiteren Indizien

2 Zur Zeit der Entstehung der Aufnahmen waren vereinzelt auch noch Metallrahmen in Gebrauch.

3 DigitDia 5000, Nennauflösung 3600 dpi, tatsächlich 3100 dpi (experimentell ermittelt); vgl. <https://filmscanner.info/ReflectaDigitDia5000.html> [7.3.2022].

4 Anders als beim Einscannen von anderen Produkten wie Manuskripten oder Drucken ist der Einfluss einer neuerlichen starken Belichtung beim Scannen eines Dias vernachlässigbar. Diapositive sind dazu konstruiert, noch wesentlich stärkere und länger andauernde Belichtungen zu bestehen (man denke an ein für mehrere Minuten eingelegtes Dia in einem starken Projektor); dieses Vorgehen ist daher gut verantwortbar.

für eine korrekte Beschlagwortung. Die „erste Nachbearbeitung“ umfasste dabei ausschließlich die Korrektur der Ausrichtung sowie den Zuschnitt des Rohscans auf die eigentliche Bildfläche sowie in Einzelfällen eine Belichtungskorrektur, um die Motive besser erkennen zu können.

- Installation einer geeigneten Bilddatenbank, über die diese Digitalisate der scientific community zugänglich gemacht werden konnten. Br. Nikodemus Paul Glössl OFM war dabei auch aufgrund seiner hervorragenden technischen Qualifikationen eine unverzichtbare Hilfe. Nach umfangreichen Recherchen wurde von ihm PIWIGO als vorläufige Präsentationsplattform vorgeschlagen und nach Genehmigung am Institutsserver installiert. Diese Software ist eine Open Source / Communitylösung, die sich durch Ressourcenschonung und Datensparsamkeit auszeichnet; sie eignet sich hervorragend für diese erste Phase. In diesem System wird der Bestand nach Magazin- und Dianummer präsentiert, sodass ein Auffinden für einen erneuten Scan leicht möglich ist.
- Nach dem gemeinsam mit Franz Winter und Karl Prenner erfolgten Beschluss, den Bestand weiter auszuwerten und gemeinsam mit dem bis dahin nur als Typoskript vorliegenden Werk „Erwanderte Bibel“ in Teilen zu edieren, wurden die von den Beitragenden ausgewählten Dias aussortiert, gereinigt, erneut in höherer Auflösung gescannt⁵ und mit Photoshop nachbearbeitet (Abb. 4 und 5). Dabei wurde auf Belichtungskorrektur, die Entfernung von Staub und Kratzern sowie Farbkorrektur Wert gelegt. Diese Aufgabe wurde von Katharina-Maria Grilz übernommen.

All diese Schritte erfolgten am Fachbereich Fundamentaltheologie der Katholisch-Theologischen Fakultät Graz im Rahmen des dort verankerten Medienswerpunktes.

Das Medium

Ein Grundproblem der Fotografie war seit jeher, dass Papierabzüge prinzipbedingt mehr oder weniger lichtempfindlich waren und nach relativ kurzer Zeit die Kontraste schon bei mäßiger Lichtexposition zu verblassen begannen. Das galt (und gilt bis heute) auch für Farbaufnahmen, wobei sich, durch die unterschiedliche Lichtempfindlichkeit einzelner Farbschichten, bei diesen zunächst Farbverschiebungen ergaben. Obwohl die grundsätzliche Machbarkeit der Farbfotografie bereits 1861

⁵ In diesem zweiten Durchgang wurde mit 4000dpi gearbeitet. Daraus ergeben sich allerdings andere Probleme: Ein nicht ganz scharfes Dia ist in niedriger Auflösung u.U. noch ansehnlich, in hoher werden dann aber die Mängel am Original deutlich sichtbar und können digital auch nicht mit vertretbarem Aufwand korrigiert werden.

durch James C. Maxwell⁶ demonstriert wurde und die Brüder Lumière 1903 ein Patent für ihr praktikables Autochrome-Verfahren erhielten,⁷ dauerte es bis in die 1930er-Jahre, bis ein breit und kostengünstig verfügbares Farbaufnahmeverfahren eingeführt wurde, das sich zur Herstellung von Positivfilmen eignete.⁸ Auf der Basis dieser Filme wurde es auch für Amateure möglich, Farbaufnahmen zur Durchlichtprojektion zu erschwinglichen Preisen herzustellen, deren Farbtreue und Kontrastreichtum das klassische Foto in den Schatten stellten.⁹

Für die nächsten fünfzig Jahre blieb die Diaaufnahme die Königsdisziplin in der Amateurfotografie. Die erreichbare Bildqualität bei guter Projektion und die bessere Dauerhaftigkeit wog die Nachteile (keine Betrachtungsmöglichkeit ohne Hilfsmittel, Projektionsausrüstung, Leinwand, Strombedarf) deutlich auf. So ist es kein Wunder, dass sich ein ambitionierter Laie wie Claus Schedl dieses 1950 noch relativ neue Medium zunutze machte, um seine Reisen zu dokumentieren.

Das Dia blieb bis in die 1990er Jahre ein wesentliches Präsentations- und Gestaltungsmedium und hat nicht zuletzt durch aufwändig gestaltete Multimediashows, in denen Ambiente, mehrere Projektoren und Multikanal-Musikwiedergabe kombiniert wurden, Maßstäbe gesetzt. Auch heute, lange nach dem Verschwinden des Dias aus dem Unterhaltungs- und Lehrbetrieb, ist das noch zu spüren (im bekanntesten gängigen Präsentationsmedium heißen die einzelnen Bilder nach wie vor „Slides“, und die Präsentationen selbst sind noch immer meist nach dem Vorbild der klassischen Diashows strukturiert). Kurz vor der Jahrtausendwende begannen die immer kostengünstigeren Digitalkameras zu dominieren, und die Einfachheit der Handhabung, verbunden mit der extrem günstigen Speichermöglichkeit der Aufnahmen, verhalf dieser Technologie innerhalb von wenigen Jahren zu einem beispiellosen Siegeszug.¹⁰ Dieser Wechsel brachte allerdings auch Nachteile mit

6 Die technische Ausführung dieses Versuches erfolgte durch Thomas Sutton. Maxwell hatte die zugrundeliegende Theorie bereits 1855 vorgestellt. Wilkening/Baumert/Lippert, *Kleine Enzyklopädie Film*, 24; vgl. <https://www.hisour.com/de/history-of-color-photography-23908/> [6.3.2022].

7 Patent Nr. 339.223 (Frankreich), 17.12.1903. Vgl. *Autochromes: The Dawn of Colour Photography*, 2007 sowie von Zglinicki, *Der Weg des Films*, 215–225.

8 Agfa präsentierte seinen „Agfacolor Neu“ im Herbst 1936 in Berlin; die Reaktionen der Presse waren geradezu enthusiastisch. Das Produkt wurde, da man sich eine deutliche Steigerung des Propagandawertes von Foto und Film versprach, von den Nationalsozialisten gefördert; vgl. Finger, *Die Agfa-Farbfilmgeschichte*, 41–61.

9 Ein qualitativ guter Diafilm (konkret der Kodachrome 64) ist mit einer Auflösung von 26 Megapixel vergleichbar (da es sich um technisch völlig unterschiedliche Methoden der Bildgebung handelt, hinkt dieser Vergleich natürlich sehr; vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Kodak_Kodachrome [26.1.2022]). Unbestreitbar ist die Kontrastintensität von besser als 1:1000 allem überlegen, was an Standard-Papierauswertung verfügbar ist. Vgl. https://praxistipps.chip.de/megapixel-wie-viel-braucht-man_16804 [26.1.2022].

10 Und das, obwohl die Qualität der ersten Digitalkameras den analogen Aufnahmen weit unterlegen war; eine „gute“ Kamera erzeugte ein Bild von 1280x720 Bildpunkten und löste damit gerade knapp

sich, die einerseits technischer Natur sind: Wenn in einem Digitalbild 10% der Datei zerstört sind, ist das Bild in der Regel unrettbar verloren, während bei einem Foto oder Dia die restlichen 90% noch von Nutzen wären; digitale Speichermedien sind empfindlich, die Bilder einem höheren Missbrauchsrisiko ausgesetzt, etc. Andererseits ist auch der Zugang zum Bild als Produkt ein anderer geworden: Durch die in der Praxis kaum begrenzte Speicherkapazität und die universale Verfügbarkeit der Kamera in den mobilen Endgeräten werden unglaubliche Mengen an Bildern angefertigt, die späterhin nie mehr betrachtet werden.¹¹ Das führt zu einer Umwertung des Bildes, auch und gerade durch die leichte Manipulierbarkeit der Substanz.

Das Dia war als Medium der Bildvermittlung damit zum Sterben verurteilt. Es sind zwar heute – 2022 – noch vereinzelt Diafilme erhältlich, sie werden aber nur noch von Professionalisten und sehr ambitionierten Amateuren verwendet. Damit teilt das Dia das Schicksal anderer Medien: Die Vinyl-Langspielplatte, jahrzehntelang der Maßstab musikalischer Wiedergabequalität wurde ebenso verdrängt wie ihre digitalen Nachfolger, CD, Minidisk oder DAT; der Super-8-Film erlag dem Magnet-aufzeichnungsverfahren und dieses wiederum der digitalen Speicherung. Der Lebenszyklus der Medien wird kürzer, und es zeichnet sich ab, dass jeder Wechsel des Trägermediums unabhängig vom Inhalt desselben einen tradeoff bedeutet: es muss jeweils betrachtet werden, welche Vor- und welche Nachteile der Wechsel mit sich bringt.¹² Die populäre These eines Verlustes an Dauerhaftigkeit, der mit einem Modernisierungsschub einhergeht, kann jedoch nicht durchgängig bestätigt werden und ist eher von der konkreten Technik und den Rahmenbedingungen abhängig; so ist zweifellos eine gravierte Steintafel hinsichtlich Dauerhaftigkeit einem Stück Papier oder Pergament überlegen, aber nur unter identischen Bedingungen. Sind diese unterschiedlich und wird z.B. das Papier in einem geeigneten Raum aufbe-

ein Megapixel auf. Es ist bezeichnend, dass hier einfache Handhabung das Qualitätsargument außer zunächst im professionellen Bereich obsolet gemacht hat.

- 11 Allein die *social-media*-Plattform Instagram verzeichnete im Jahr 2021 1,22 Milliarden Nutzer. Jede Sekunde (!) werden fast 1.100 Fotos auf Instagram gepostet. Vgl. <https://de.statista.com/themen/2506/instagram/#dossierKeyfigures> [9.2.2022] und <https://www.omnicoreagency.com/instagram-statistics/> [9.2.2022].
- 12 Die Ablösung der weit verbreiteten Super-8-Filme für den Heimgebrauch durch magnetische Verfahren ist dabei ein gutes Beispiel: Die Bildqualität einer VHS-Aufnahme reicht an einen guten Film nicht heran; die entsprechenden Kameras waren unhandlich und schwer, die Abspielgeräte benötigten zusätzlich einen Bildschirm; doch die Aufnahme selbst war unkompliziert, die Medien durch die Möglichkeit der Mehrfachverwendung relativ kostengünstig und es war kein Entwicklungsprozess nötig, was einen Zeit- und einen Diskretionsvorteil mit sich brachte. Dass VHS schlussendlich gegenüber den technisch besseren Lösungen Video 2000 und Betamax (vgl. <http://www.betamax-video.de/Betamaxvhs.htm> [26.1.2022]) zu einem durchschlagenden Erfolg wurde, zeigt außerdem, dass Rezeption und Marktanteile nicht notwendigerweise etwas über die Qualität einer Sache aussagen.

wahrt, die Steintafel aber der Witterung uneingeschränkt ausgesetzt, dann wird das Papier die Steintafel möglicherweise überdauern.¹³

Doch der wissenschaftliche Wert der konkreten Diasammlung bemisst sich nicht an deren technischer Aktualität, ebenso wenig wie der wissenschaftliche Wert des Codex Hammurabi sich am Materialwert des Basaltes bemisst, in den der Text graviert wurde. Die Qualität des Inhaltes ist eine andere als die Qualität des „Datenträgers“, der unzeitgemäß ist – eine triviale Aussage, aber wichtig.

Analогien

Der Verfasser dieser Zeilen ist als Systematiker (genauer: Fundamentaltheologe) mit exakt diesem Problemhorizont auf argumentativer Ebene konfrontiert. Denn auch in der Theologie stellt sich die Frage: Ist es zeitgemäß, was wir tun? Und diese Frage bezieht sich sowohl auf den Inhalt als auch auf die Wahl des angemessenen Mediums ...

Im Kontext der Aufklärung, die nach Hoeps auch maßgeblich als eine „Aufforderung zur Entmythologisierung der Bilder“¹⁴ verstanden werden muss, setzte eine Bild- und Textkritik ein, deren Folge ein vor allem in ‚aufgeklärten intellektuellen‘ Kreisen ein Verdikt des Misstrauens gegenüber den Medien der klassischen Theologie (Wort und Bild) war. Die, so Hoeps weiter, „angemessene begriffliche Ausstattung der Bedeutungsebene“¹⁵ kann als das Problem festgemacht werden. Teilweise zeigen sich die damit verbundenen Folgen im Argumentationsproblem des römischen Lehramtes gegenüber dem Fideismus und dem Rationalismus, eine Auseinandersetzung, die durch den Versuch, mit einem ‚weder–noch‘ zu reagieren, nicht eben erfolgreich weitergeführt wurde.¹⁶ Der Sache nach kommt hier ein Problem erneut ans Tageslicht, das schon im ersten Jahrhundert von durchaus prominenter Seite benannt wurde. Bereits vor dem Hintergrund von 1 Kor 14 lassen sich zwei Sprechweisen festhalten, die für die Theologie spezifisch sein müssen: jene „zu Gott“ und jene „über Gott“, wobei Paulus in dieser Passage keinen Zweifel daran aufkommen lässt, was seiner Meinung nach den Vorrang genießen muss:

[...] Wer in Zungen redet, redet nicht zu Menschen, sondern zu Gott; keiner versteht ihn: Im Geist redet er geheimnisvolle Dinge. Wer aber

13 Von der durchaus relevanten Frage, was hier genau unter „Papier“ und was unter „Stein“ zu verstehen wäre, wird um der Anschaulichkeit des Beispiels willen abgesehen.

14 Hoeps, Vom Himmel nichts als Bilder?, 222.

15 Ebd. Hoeps spricht hier vom Umgang mit Bildern und den notwendigen Abstand zu jeglicher nativer Deutung und vorschneller Einordnung; mir scheint dies aber ebenso auf Sprach-Bilder anwendbar, in denen sich, wie ich im Folgenden in Erinnerung rufe, theologische Rede (letztlich: jede Rede im Kontext von Religion) notwendigerweise ausdrücken muss.

16 Vgl. Vat. I, Dogmatische Konstitution Dei Filius, DH 3000–3045.

prophetisch redet, redet zu Menschen: Er baut auf, ermutigt, spendet Trost. [...] Deswegen soll einer, der in Zungen redet, beten, dass er es auch übersetzen kann. Denn wenn ich in Zungen bete, betet zwar mein Geist, mein Verstand aber bleibt unfruchtbar. Was folgt daraus? Ich will im Geist beten, ich will aber auch mit dem Verstand beten. Ich will im Geist lobsingeln, ich will aber auch mit dem Verstand lobsingeln. Wenn du nur im Geist den Lobpreis sprichst und ein Unkundiger anwesend ist, wie kann er zu deinem Dankgebet das Amen sprechen; er versteht ja nicht, was du sagst. Dein Dankgebet mag noch so gut sein, aber der andere wird nicht aufgebaut. Ich danke Gott, dass ich mehr als ihr alle in Zungen rede. Doch vor der Gemeinde will ich lieber fünf Worte mit meinem Verstand reden, um auch andere zu unterweisen, als zehntausend Worte in Zungen stammeln.¹⁷

Es geht in der Theologie immer um die Relevanz des Sprechens über Gott – und für dieses fordert Paulus „Verstand“ (nous) ein. Was hier gemeint ist, kann hoch genug kaum geschätzt werden: Es ist zunächst die implizite Anerkennung der Tatsache, dass jeder Mensch unter normalen Voraussetzungen imstande ist, das gleiche geistige Rüstzeug zu gebrauchen, also Aussagen anderer grundsätzlich zu verstehen, und die explizite Aufforderung, diese Verständnissfähigkeit zu nutzen. Es geht darum, dass dem „Unkundigen“ (scil.: jenen, die mit „Zungenrede“ nichts anfangen können) die Möglichkeit geboten werden muss, das Gesagte zu begreifen und sich dazu in ein bewusstes Verhältnis zu setzen („das Amen sprechen“ bzw. es eben nicht zu sprechen). In Zusammenschau mit 1 Petr 3,15 ergibt sich, dass jede christliche Rede von Gott, mithin jede theologische Aussage, sowohl den Gegnern als auch den Interessenten gegenüber verständlich sein muss. Ebenso spricht der Jesus der Evangelien gegenüber jenen, die ihm zuhören, verständlich, auch wenn er sich unterschiedlicher rhetorischer Mittel bedient.¹⁸ Dabei ist der Hinweis wichtig, dass Paulus der ‚Zungenrede‘ nicht jeden Wert abspricht, sondern sie als legitime Ausdrucksweise einer religiösen Emotion gelten lässt. Zugleich konzidiert er aber: Diese Ausdrucksweise ist kein universales und allein ausreichendes Mittel, um dem je anderen zu vermitteln, was die Kraft des individuellen Glaubenserlebnisses ausmacht.

Es muss also primär darum gehen, begreiflich zu machen. Genau dies ist aber im Kontext einer strikt theologischen Argumentation ein entscheidender Schwachpunkt: Sie stößt unweigerlich an Grenzen, sobald das unmittelbar Sagbare ausgeschöpft ist. Die Sprache als primäre Ausdrucksform der Verkündigung hat zwar ihre

17 1 Kor 14,2-3.13-19 (EÜ).

18 Einige willkürlich herausgegriffene Beispiele: Neben der ausdrücklichen und direkten Verkündigung (Mk 6) finden sich Analogien (Mt 13), prophetisches Reden (Mt 23), verkündigende Zeichenhandlung (Mk 8) – sie alle sind auch für Außenstehende unmittelbar verstehbar als Heilsansagen, anders als die „Zungenrede“.

unterschiedlichen Dimensionen, doch Sprechende stehen vor einer fundamental-theologisch unhintergehbaren Herausforderung: Nehmen wir an, sie machten eine religiöse Erfahrung mit existenzveränderndem Potential. Soll diese – Möglichkeit 1 – unter Priorität einer interpersonalen Verständlichkeit kommuniziert werden, dann verlangt das einen hohen Grad an Rationalisierung, der unter Nutzung von Begrifflichkeiten, die beiden im Kommunikationsakt involvierten Parteien bekannt sind, formal sauber durchgeführt wird. Nun soll aber genau jene Grundlage des existenzverändernden Potentials kommuniziert werden, für das dem Hörenden die Begrifflichkeit fehlt. Es muss also notwendig der Inhalt verkürzt werden, um den Kommunikationsakt an sich zustande zu bringen. Douglas Hofstadter hat mit seinem Vorschlag, jegliches Problem in eine Form zu bringen, die sich mit den Mitteln der Booleschen Logik ausdrücken lässt, vorexerziert, welche Folgen sich daraus ergeben.¹⁹

Soll diese Erfahrung hingegen – Möglichkeit 2 – primär das Erlebnis und sein existenzveränderndes Potential transportieren, dann muss sich der Sprechende damit abfinden, dass notwendigerweise sein Sprechen nicht verständlich ist. Er bzw. sie mag der hörenden Seite verdeutlichen, dass „etwas“ Wesentliches geschehen ist, aber wird unausweichlich nicht nur verkürzt, sondern fast völlig unverständlich bleiben, sofern nicht akzeptiert wird, dass sich die Sprache in diesem Sonderfall gerade durch die Mittel einer der rationalisierten Aufarbeitung abträglichen Figuren verständlich zu machen sucht.²⁰ So kommt es, wie Valentin, analysiert, unter anderem zur wesentlichen Rolle von Visionsbildern in der theologischen Tradition.²¹

Kann ein Text, kann Sprache allein dann überhaupt noch ganz grundsätzlich ein in sich schlüssiges Zeugnis, ein „Glaubensbekenntnis“ transportieren, wenn entweder die eine oder die andere Komponente aus diesem systemimmanenten Grund ins Hintertreffen geraten muss? Meine These dazu ist, dass sie insbesondere in einer Mediengesellschaft, in der der Text grundsätzlich über einen Vermittlungsprozess wahrgenommen wird und nicht mehr in Verbindung mit dem- oder derjenigen, die ihn spricht, an ihre Grenzen kommt, wenn es um existenziell Wesentliches geht. Die sprechende Person, das wahrnehmbare Zeugnis des Sprechenden, fehlt und damit eine wesentliche Dimension, um die „Wesentlichkeit“ zu belegen und damit (auch ganz buchstäblich) begreiflich zu machen.

19 Vgl. Hofstadter, Gödel – Escher – Bach.

20 Dieses Dilemma wird nachvollziehbar, wenn man sich vergegenwärtigt, wie schwierig es ist, jemandem Dritten verständlich zu machen, was man selbst unter der Liebe zum eigenen Lebenspartner versteht. Die abstrakte Begrifflichkeit ist bekannt; der Gehalt ist im strikten Sinne nicht kommunizierbar; seine schlichte Existenz ist aber unbestritten.

21 Vgl. Valentin, Fiktion – Bild – Text, 31–33.

Was aber ist es denn, um dessen Begreiflichkeit es noch gehen kann nach Nietzsches Verzweiflungsschrei vom Tode Gottes und der Trostlosigkeit seiner Mörder?²² Vor allem wohl darum: dass das, was als „Tod Gottes“ verbalisiert wurde, selbst ein privatsprachliches Konstrukt, ein Ausdruck einer Erfahrung, ist. Denn weder die hochtheoretisch-dozierende Rede von Gott noch seine romantisierende Darstellung ist nach den umstürzenden Brucherfahrungen der frühen Moderne und den Katastrophen des 20. Jahrhunderts noch unbefangen möglich, ja überhaupt zumutbar.²³ Der Begriff der religiösen Utopie hat sich zwangsläufig gewandelt und mit ihm das (Sprach-)Bild, mit dem sich jegliche Religion noch ausdrücken kann:

Indem wir davon ausgehen, daß das moderne utopische Potential weit- hin aus einem Dekonstruktionsprozeß jüdisch-christlicher Überliefe- rung (mit seinen Schlüsselmetaphern vom ‚Reich Gottes‘, von Heilsges- chichte, vom ‚Himmlischen Jerusalem‘) sowie einer Rückprojektion humanistischer und aufklärerischer Ideale in die griechische und rö- mische Antike erwächst, sehen wir einen Zusammenhang zwischen der Utopienflaute in der Gegenwart und dem Schicksal der Religion in der realisierten Moderne bzw. der Gedächtnislosigkeit der Weltzivil- sation.²⁴

Mit von Weizsäcker kann man festhalten, dass die Naturwissenschaften – durch- aus auch durch die Mitschuld der Kirchen – in religiöse Positionen eingerückt sind und der Wissenschaftler [sic!] in die Rolle des Priesters schlüpft.²⁵ Doch die hohe Formalisierung und Fokussierung der Sprache in diesen ist wenig geeignet, das zu wecken, was eigentlich der verständliche Wunsch des Menschen wäre: Hoffnung.

Andererseits vertritt von Weizsäcker die Überzeugung, dass (insbesondere vor dem Hintergrund einer aus der Bergpredigt begründbaren Ethik) begründete Hoffnung auch angesichts möglicher Katastrophen vertreten werden muss. Um dies zu be- gründen, wählt er gerade nicht die wissenschaftliche Sprache: „Der Weg medita- tiver Erfahrung ist offen. Er ist nicht die Flucht in ein inneres Jenseits; er führt in die Gegenwart, in die Vernunft zurück.“²⁶ Ich möchte dazu Wittgensteins Diktum aus dem Tractatus als Querverweis heranziehen: „Wir fühlen, dass, selbst wenn alle

22 Vgl. Nietzsche, *Die fröhliche Wissenschaft*, 125.

23 Dem „Niedergang der großen ikonographischen Tradition des Christentums seit dem 19. Jahrhun- dert“ stellt Gerhard Larcher eine Welle von spirituellen Aufbrüchen in der Kunst gegenüber und verortet hier die Symptome einer radikalen Transformation in eine offene Suchbewegung, die durch ihre schiere Existenz auf das ungelöste Sinnproblem verweist; vgl. ders.: *Bruch und Innova- tion* 47, 54.

24 Larcher, *Religion – Utopie – Kunst*, 7.

25 Vgl. von Weizsäcker, *Die Sterne*, 155–162. Ob diese Rollenübernahme, wie von Weizsäcker formu- liert, „ungewollt“ geschieht, kann begründet angezweifelt werden.

26 Von Weizsäcker, *Die Sterne*, 208.

möglichen wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind. Freilich bleibt dann eben keine Frage mehr, und eben dies ist die Antwort.“²⁷ Die eigentlichen Lebensprobleme entziehen sich dem Versprachlichen dermaßen, dass sie nicht einmal mehr als Fragen formulierbar sind. Was aber sind sie dann, und vor allem, wie äußern sie sich dem suchenden Selbst gegenüber, wenn dieses schon des Fragens enthoben ist?

Dafür kann nicht nur die oben zitierte Passage aus 1 Kor 14 als Illustration herangezogen werden. Im Grunde geht es hier um die Differenzierung zwischen dem „Sprachspiel“ und der „Privatsprache“, die wiederum Wittgenstein trifft: „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“²⁸, jedoch:

Ein Mensch kann sich selbst ermutigen, sich selbst befehlen, gehorchen, tadeln, bestrafen, eine Frage vorlegen und auf sie antworten. Man könnte sich also auch Menschen denken, die nur monologisch sprächen. Ihre Tätigkeiten mit Selbstgesprächen begleiteten. - Einem Forscher, der sie beobachtet und ihre Reden belauscht, könnte es gelingen, ihre Sprache in die unsre zu übersetzen. [...] Wäre aber auch eine Sprache denkbar, in der Einer seine inneren Erlebnisse - seine Gefühle, Stimmungen, etc. - für den eigenen Gebrauch aufschreiben, oder aussprechen könnte? - Können wir denn das in unserer gewöhnlichen Sprache nicht tun? - Aber so meine ich's nicht. Die Wörter dieser Sprache sollen sich auf das beziehen, wovon nur der Sprechende wissen kann; auf seine unmittelbaren, privaten, Empfindungen. Ein Anderer kann diese Sprache also nicht verstehen.²⁹

Nun sind aber die wesentlichen Inhalte (insbesondere) der christlichen Religion solche, vor denen die Sprache notwendig versagt. „Wesentlich“ sind dabei jene, die eben zur existenzverändernden Erfahrung führen, dass das je eigene Leben ein Leben vor und in Gott ist. Sind diese aber ‚aussagbar‘? Jedenfalls nicht im Sinne von deskriptiven Sätzen, die dem oder der je anderen mangels dieser Erfahrung, leer bleiben müssen. Es muss Zuflucht³⁰ zu anderen Kommunikationsformen genommen werden, sprachlich zur Analogie, zum Gleichnis, zur Parabel, zur Lyrik; nicht-sprachlich zur ästhetischen Äußerung mit anderen Mitteln: zum Klang, zur Bewegung, zum Bild. Kann nun aber diese „ästhetische Äußerung“ über Wittgensteins

27 Wittgenstein, *Tractatus*, 6.52.

28 Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, 43.

29 Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, 243, Hervorhebung von Verf.

30 „Zuflucht“ ist an dieser Stelle ein wörtlich zu verstehender Terminus. Eine Zuflucht ist nicht die erste Wahl eines Aufenthaltes; unter idealen Bedingungen wäre man lieber anderswo. Aber angesichts bestimmter Rahmenbedingungen entsteht eine Notwendigkeit, sich auf dem vielleicht ungeliebten, aber beständigeren Grund aufzuhalten.

„private Sprache“ hinaus gedacht werden? Mit anderen Worten: Ist sie ein valides Mittel, nicht so sehr der eigenen Annäherung an ein, sondern der Mitteilung der Erfahrung mit dem religiösen Phänomen? Können sich, beispielsweise, etwa Sprache und Bild auch nach den o.a. Brucherfahrungen zu einer validen Bedeutung ergänzen, die das Unsagbare (wieder Wittgenstein: „das Mystische“³¹) erahnbar macht? Welche Gestalt müsste zunächst ein Text haben, um daran zu rühren? Versuchen wir ein Experiment anhand von Rilkes lyrischer Annäherung im ‚Stundenbuch‘:

Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen,
die sich über die Dinge ziehn.
Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen,
aber versuchen will ich ihn.

Ich kreise um Gott, um den uralten Turm,
und ich kreise jahrtausendelang;
und ich weiß noch nicht: bin ich ein Falke, ein Sturm
oder ein großer Gesang.³²

Es wäre müßig, diesen Text einer Analyse zu unterziehen; er lebt von den (Sprach-)Bildern, die die Lesenden anzurühren vermögen. In ihm ist die Sinnfrage ebenso zu finden wie die Frage nach der Erlösung. Die Unlösbarkeit des Ringens um „Gott“ (hier verstanden als „Turm“ im Zentrum einer kreisenden Suchbewegung) ist ebenso angesprochen wie das Paradoxon der Erfahrung, dass auch angesichts dieser Unlösbarkeit schon allein der Prozess des Suchens das Potential zu einer (Selbst-)Erkenntnis birgt. Der Impuls geht vom selbstbestimmten Flug („Falke“) aus, der aber in die Unverfügbarkeit übergeht („Sturm“) und aus dieser in eine Geste einmündet, die ebenso gut Klage wie Lobpreis sein kann („großer Gesang“), jedenfalls aber der Erhabenheit des (ewigen) Momentes besser Rechnung trägt als jede Prosa.³³ Der Text rührt an. Wie aber enthebt man ihn der Sterilität des weißen Blattes Papier? Eine Möglichkeit ist Rezitation, die ihn wieder in den Kontext einer sprechenden Person und damit wieder auf die Ebene eines Zeugnisaktes zu heben vermag. Ob dieser Angang gelingt oder nicht, ist von den jeweils Vortragenden abhängig und einem kleinen Kreis von Hörenden vorbehalten. Eine andere ist, ihn mit korrespondierenden Bildern zu verbinden. Rilkes Text wird im Film *DER BLICK DES ODYSSEUS* (Th. Anglopoulos, GR/DE/FR/IT 1995) eingesetzt, um einen Sinnhorizont angesichts

31 Wittgenstein, *Tractatus*, 6.522. Hier ist wichtig, festzuhalten, dass ich 6.45b lese als: „Das Gefühl der Welt als begrenztes Ganzes ist das mystische [Gefühl].“, eine Ergänzung, zu der die Kleinschreibung des „mystischen“ am Satzende berechtigt: es ist hier NICHT substantivisch gebraucht wie in 6.522!

32 Rilke, *Stundenbuch*, 4.

33 Für die Entweihung der Zeilen Rilkes durch diese viel zu reduzierte Deutung bittet der Autor dieser Zeilen ausdrücklich um Verzeihung.

der Absurdität des Krieges zu umreißen; Bilder und Text werden zu einem wichtigen Bestandteil von Angelopoulos' Zeugnis von einem „Dennoch“ der Hoffnung auch angesichts unbegreiflicher Grausamkeiten.³⁴

Man kann festhalten: In der Verbindung von Text und Bild vollzieht sich eine Lenkung des Blickes auf etwas dem Sprachlichen und dem Bildlichen je allein nicht Zugängliches. Dieses Unzugängliche ist aber insofern relevant, weil es zwar selbst nicht ansichtig, aber als ein grundsätzlich Da-Seiendes erahnbar wird. Was sich nach Adorno als „Salbadern“ und „Herauspressen eines noch so ausgelaugten Sinnes“³⁵ verbietet, kann auch in noch so großem (Generationen-)Abstand zur Shoa nicht wiedergewonnen werden. Das Sinnpostulat ist einer Suchbewegung gewichen, die sich ihres eigenen Ungenügens bewusst sein muss, aber zugleich die Notwendigkeit erkennt, das „Nicht Festmachbare“ dennoch mit den zur Verfügung stehenden Mitteln zu umkreisen.

Einschätzung

Hier kann man füglich auf Schedls in diesem Band vorgestelltes Werk verweisen. Der Text selbst hat seinen Eigenwert als zeitgeschichtliches Dokument in seiner Beschreibung von kultur- und religionsgeschichtlichen Verhältnissen, auch wenn er für eine politisch korrekte, „woke“ und dialogfokussierte Kultur in einigen Passagen fremdartig wirken mag. Aber es ist eben mehr als ein Text, der hier vorliegt. Es ist ein gattungs- und medienübergreifendes Werk, das sich gerade darum einer derartigen Engführung entzieht. Schedl führt nicht bloß ein Reisetagebuch, in das einfach Bilder als Beigabe „zusätzlich eingefügt“ sind.

Claus Schedl leitet den in diesem Band publizierten Bericht mit einem Vorwort ein, das seine Reisen ausdrücklich als „Lehr- und Wanderjahre auf den Spuren der Bibel“ bezeichnet. Er reist nicht aus rein kulturwissenschaftlichem oder religionshistorischem Interesse, sondern um die Erzählungen des Alten und Neuen Testamen-

34 Im Angesicht der Unsicherheit und der alltäglichen Lebensgefahr durch serbische Scharfschützen in Sarajevo 1992 empfängt Ivo Levy, der Besitzer eines zerstörten Kinos, den Protagonisten A (Harvey Keitel) mit den Worten „Sie müssen einen sehr starken Glauben haben ... oder ist es Verzweiflung?“. Wenig später rezitiert er Rilkes Verse, kurz bevor er selbst mit seiner ganzen Familie (unmotiviert und sinnlos) getötet wird. A wird wenig später Levys Werk zu vollenden versuchen; es bleibt offen, ob es ihm gelingt, aber in seinem Abschlussmonolog greift blickt er (wieder: lyrisch) auf eine eschatologische Zukunft voraus, die nur vor dem Hintergrund des „großen Gesanges“ Sinn ergeben kann.

35 Adorno, *Negative Dialektik*, 352. Cave: Adorno bezeichnet dieses Kapitel als „*Meditationen* über die Metaphysik“ (Hervorh. v. Verf.)!

tes buchstäblich zu verorten.³⁶ Und er beendet dieses Werk mit einem Gebet, das er ausdrücklich als „Te deum“ betitelt:

Wär´ unser MUND von LIEDERN so voll,
wie das MEER voll ist vom WASSER, -
Wär´ unsere ZUNGE von JUBEL erfüllt,
wie der WALD erfüllt ist vom BRAUSEN, -
Wären unsere LIPPEN zum LOBE geöffnet,
so weit wie die WEITE des HIMMELS, -
Es reichte nicht aus, DIR zu d a n k e n,
HERR, UNSER GOTT. Amen.³⁷

In gewisser Weise stellt er sich damit in eine wichtige Tradition der systematischen Theologie: In seinem Schlüsselwerk, das ganz auf die rationale Argumentation des Glaubens ausgerichtet ist, dem Proslogion, umrahmt Anselm von Canterbury das Rationale mit dem Mystischen, das Argument mit dem Gebet.³⁸ Anselm mag eingesehen haben, dass das Argument für die Existenz Gottes, das er formallogisch unwiderlegbar aufbaut, zwar ein reizvolles Gedankenspiel ist, aber für die unmittelbare Frage nach dem tragenden Grund eines existenziellen Glaubens nichts unmittelbares beiträgt. Diese Spannung sorgt dafür, dass der sogenannte „ontologische Gottesbeweis“ bis in die Gegenwart Anlass zu immer neuen Diskussionen bietet.³⁹ Nun war freilich Claus Schedl kein scholastischer Systematiker. Formal aber, scheint mir, geht er einen ähnlichen Weg, erweitert um die Dimension des Bildes. Sein schriftlicher Reisebericht ist nur in Zusammenschau mit dem von ihm vorgegebenen spirituellen Rahmen und den von ihm gemachten Bildern ganz zu erfassen. Aus diesen Dimensionen, dem Text im berichtenden und im spirituellen Modus und dem Bild, ergibt sich ein Dokument, dessen wesentliche Ansprüche jener der Wissenschaftlichkeit und jener des Zeugnisses sind. Der wissenschaftliche Anspruch ist von bleibendem historischen Wert; er kann auch nach Abrechnung der einer lang zurückliegenden Entstehungszeit geschuldeten Werturteile, die in den Text eingeflossen sind, als solide Grundlage einer religionsgeschichtlichen Analyse dienen. Die wertschätzenden Beiträge in diesem Band bezeugen dies. Der Anspruch des Zeugnisses ist zeitlos. Er stellt dem Leser bzw. der Leserin von heute einen Menschen und Priester vor Augen, der – anders als viele seiner kathedertifzierten Zeit- und Standesgenossen – reisefreudig, weltoffen und menschenfreundlich den Dialog mit anderen Religionen und Kulturen suchte, ohne im „klassischen

36 Claus Schedl, EB: Zum Geleit, S. 133 in diesem Band. Vgl. dazu den Beitrag „Claus Schedl und das Heilige Land“ von Ulrike Bechmann im vorliegenden Band, S. 19–S. 39.

37 Claus Schedl, EB: TE DEUM, S. 328 in diesem Band; Sperrungen im Original.

38 Proslogion I und XXVI.

39 Vgl. Verweyen, Nach Gott fragen, 66.

Sinne“ zu missionieren, aber auch ohne das eigene Bekenntnis zu verleugnen oder zu relativieren. Er schreibt letztlich anhand von Reiseberichten eine narrative Theologie, die sich zu einem klaren Bekenntnis durchringt.

Diese Klarheit macht, rückblickend, für den Autor dieser Zeilen Claus Schedl zu einer höchst spannenden Gestalt. In einer Zeit, in der vor einem *forum externum* von Joh 14,6, von 1 Petr 3,15 oder von Phil 2,6-11 kaum noch geredet wird, um im interreligiösen Dialog keinen Anstoß zu geben, kann dieses Werk in seinem unzeitgemäßen Charakter Irritation und Vorbild sein.

Literatur:

- Erstes Vatikanisches Konzil, Dogmatische Konstitution Dei Filius, DH 3000–3045.
- Adorno, Theodor W.: Negative Dialektik, Frankfurt 1966.
- Anselm von Canterbury: Proslogion,
- Finger, Erhard: Die Agfa-Farbfilmgeschichte bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges und der „Führerauftrag“. Wissenschaftlich-technische Aspekte, in: Christina Fuhrmeister (Hg.), Führerauftrag Monumentalmalerei. Eine Fotokampagne 1943–1945, Köln: Böhlau 2006, 41–61.
- Fuhrmeister, Christina (Hg.), Führerauftrag Monumentalmalerei. Eine Fotokampagne 1943–1945, Köln: Böhlau 2006.
- Hoepts, Reinhard: Vom Himmel nichts als Bilder? In: Wessely, Christin (Hg.): Kunst des Glaubens – Glaube der Kunst. Der Blick auf das unverfügbare „Andere“, Regensburg: Pustet 2006, 218–231.
- Hofstadter, Douglas, Gödel – Escher – Bach. Ein endloses geflochtenes Band, Stuttgart: Klett-Cotta 1985.
- Larcher, Gerhard: Bruch und Innovation. Thesen und Fragen zum hermeneutischen Problem, in: Larcher, Gerhard (Hg.): Gott-Bild. Gebrochen durch die Moderne? Graz: Styria 1997, 47–56, hier: 47, 54.
- Larcher, Gerhard (Hg.): Gott-Bild. Gebrochen durch die Moderne? Graz: Styria 1997.
- Larcher, Gerhard: Religion – Utopie – Kunst, in: Larcher, Gerhard; Woschitz, Karl M.: Religion – Utopie – Kunst. Die Stadt als Fokus, Wien: LIT 2005, 6–9.
- Larcher, Gerhard; Woschitz, Karl M.: Religion – Utopie – Kunst. Die Stadt als Fokus, Wien: LIT 2005.
- Nietzsche, Friedrich: Die fröhliche Wissenschaft, 125. In: Werke in drei Bänden. München: Hanser 1954, Band 2, S. 126–128.
- Rilke, Rainer Maria: Das Stundenbuch, Berlin 1972.
- Valentin, Joachim: Fiktion – Bild – Text, in: Wessely, Christian (Hg.): Kunst des Glaubens – Glaube der Kunst. Der Bloick auf das „unverfügbare Andere“, Regensburg: Pustet 2006, 27–45.
- Verweyen, Hansjürgen: Nach Gott fragen. Anselms Gottesbegriff als Anleitung. Essen: Ludgerus 1978.
- von Weizsäcker, Die Sterne sind glühende Gaskugeln und Gott ist gegenwärtig. Über Religion und Naturwissenschaft, Freiburg 1993.
- von Zglinicki, Friedrich: Der Weg des Films. Die Geschichte der Kinematographie und ihrer Vorläufer, Berlin: Rembrandt 1956.
- Wessely, Christian (Hg.): Kunst des Glaubens – Glaube der Kunst. Der Bloick auf das „unverfügbare Andere“, Regensburg: Pustet 2006.
- Wittgenstein, Ludwig: Tractatus Logico-Philosophicus, Berlin: Akademie Verlag 2001.
- Wittgenstein, Ludwig: Philosophische Untersuchungen, Berlin: Akademie Verlag 1998.
- Wilkening, Albert; Baumert, Heinz; Lippert, Klaus (Hg.): Kleine Enzyklopädie Film, Leipzig: Bibliographisches Institut 1966.

Internetquellen:

<https://blog.scienceandmediamuseum.org.uk/autochromes-the-dawn-of-colour-photography/> [9.2.2022].

https://de.wikipedia.org/wiki/Kodak_Kodachrome [26.1.2022]).

https://praxistipps.chip.de/megapixel-wie-viel-braucht-man_16804 [26.1.2022].

<https://de.statista.com/themen/2506/instagram/#dossierKeyfigures> [9.2.2022].

<https://www.omnicoreagency.com/instagram-statistics/> [9.2.2022].

<http://www.betamax-video.de/Betamaxvsvhs.htm> [26.1.2022]).

Franz Winter

Claus Schedl und Ägypten

Vorbemerkung: Die Religionsgeschichten Ägyptens und Israels als Gegensätze oder als kommunizierende Gefäße

Wenn aktuell das Verhältnis der ägyptischen Kultur- und Religionsgeschichte zur Geschichte der Bibel bzw. zur Religionsgeschichte des alten Israel Thematisierung erfährt, dann dominieren den Diskurs diejenigen Überlegungen, die der Ägyptologe Jan Assmann mit zahlreichen Veröffentlichungen eingeführt und erfolgreich weiterverbreitet hat. In Büchern wie *Moses the Egyptian. The Memory of Egypt in Western Monotheism* (1997, deutsch 1998) oder *Die Mosaische Unterscheidung* (2003) zieht er eine scharfe Trennlinie zwischen „Ägypten“ und „Israel“¹ und verbindet mit dem Aufkommen des Monotheismus, der sich mittelbar mit der Frühgeschichte des Judentums verbindet, einen fundamentalen Einschnitt in der Religionsgeschichte, die viel mit der „Unterscheidung“ zwischen „wahr“ und „falsch“ zu tun hat. Dies sei keineswegs so eindeutig im Wesen der Religionen und ihrer Geschichte eingeschrieben² und führt zu einer großangelegten Transformation des religiösen Selbstverständnisses, zu dem unter anderem Elemente wie ein teleologisches Geschichtsbild, der damit verbundene ethisch-moralische Dualismus, die Ablehnung religiöser Andersartigkeit und deren Punzierung als „Häresie“, die hohe Bedeutung eines zentralen Offenbarungsdokuments (als Kriterium der Unterscheidung), die Aufforderung zu einem starken persönlichen Engagement und Einsatz der Anhänger bis hin zu problematischen Entwicklungen wie Fanatismus oder Ikonoklasmus gehören.³ Dabei folgt Assmann Beschreibungen und Klassifizierungen des Monotheismus, wie sie in der Religionswissenschaft schon länger thematisiert wurden. So betonte beispielsweise bereits der bedeutende italienische Religionswissenschaftler Raffaele Pettazzoni das revolutionäre Moment des Monotheismus, das zu umfassenden Transformationen in der Religionsgeschichte führte.⁴

1 Assmann, *Moses*, 24–26.

2 Vgl. Assmann, *Moses*, 17: „Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß diese Unterscheidung so alt sei wie die Religion selbst...“.

3 Vgl. Assmann, *Moses*, 17–23; vgl. auch die Zusammenfassung bei Stausberg, *Unterscheidungen*, 94f.

4 Vgl. Pettazzoni in seinem Essay *La formazione del monoteismo*; abgedruckt in Giusti, *Storia*, 399–406; eine englische Übersetzung findet sich in Pettazzoni, *Essays*, 1–20.

Diese aktuell sehr dominante Argumentationsfigur steht in direkter Verbindung mit einem zunehmend kritischen Blick auf die großen monotheistischen Religionen, namentlich vor allem Christentum und Islam, die spätestens seit den 1990er Jahren zu maßgeblichen Faktoren in verschiedenartigen problematischen historischen, gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen erklärt wurden. Dazu trugen auch diverse breitenwirksame Publikationen bei, die eine deutliche Trendumkehr im Zugang zu Religionen und deren historischer und gesellschaftlicher Bedeutung signalisieren, wie etwa des Sozial- und Politikwissenschaftlers Gilles Kepel (*La revanche de Dieu*, 1991) zum Islam und – noch umfassender – des Politikwissenschaftlers Samuel Huntington mit seinem Buch *The Clash of Civilisations and the Remaking of World Order* (1996). Die vieldebattierte These von der „Rückkehr der Religion(en)“, die in den 1980er Jahren auftauchte, erhielt so eine völlig andere Polung und verband sich eng mit dem Säkularisierungsparadigma.⁵

Doch war dieser propagierte Gegensatz zwischen Israel und Ägypten keineswegs eine durchgehend präsente Argumentationsfigur in der Forschungsgeschichte. Vielmehr steht sie im Kontrast zu einer lange Zeit sehr bedeutsamen Tradition, die die enge Verwebung von ägyptischer und altisraelitischer, aber auch antiker jüdischer und frühchristlicher Religionsgeschichte in den Vordergrund rückte und dabei von ausgesprochenen Kontinuitäten ausging. Diese Zugänge stehen zumeist auch in Verbindung mit einer völlig anderen Sicht auf eine zugrundeliegende „Einheit“ von Religionen, nicht ihrem prinzipiellen Antagonismus, wie er in der jüngeren Diskussion in den Vordergrund gerückt wurde. Gerade in der Bibelwissenschaft gab es Ansätze für so geartete Untersuchungen – und zwar weit hinaus über die historisch-kritische Untersuchung von kultur- und religionshistorischen Wechselbeziehungen zwischen Ägypten und Israel, die natürlich ein wichtiges Kapitel der Forschung darstellen.⁶ Zudem erweiterte sich auch das einbezogene Interessensfeld und man beschäftigte sich beispielsweise mit der Bedeutung ägyptischer Religionsgeschichte für die Entstehung des Christentums und das frühchristliche Schrifttum. Ein bedeutender Vertreter dieser Forschungstradition war der deutsche Alttestamentler und Ägyptologe Manfred Görg (1938–2012), dessen einschlägige Arbeiten genau in diese Richtung weisen. In Büchern wie etwa *Mythos, Glaube und Geschichte* (1992) arbeitete er entlang des christlichen Glaubensbekenntnisses die Vorprägungen zentraler Inhalte der biblischen und der christlichen Tradition in der ägyptischen Religionsgeschichte ab, wo neben dem Textmaterial die Ikonographie eine zentrale Rolle spielt. Klassische Argumentations- und Untersuchungsfelder dafür stellen etwa die Analo-

5 Zur engen Verwebung der These von der „Rückkehr der Religion(en)“ mit der Säkularisierungsdebatte vgl. Hidalgo, Rückkehr.

6 Vgl. Schipper, Israel und Ägypten; Forschungsgeschichte bis in die 1990er bei Görg, Beziehungen.

gie zwischen einer „Gottessohnschaft“ des ägyptischen Pharaos und des mittelbaren Gründers des Christentums, Jesus, dar, wie dies in der Forschung insbesondere an der Darstellung im Lukasevangelium thematisiert wurde.⁷ In ägyptischen Text- und Bildüberlieferungen, die mit dem sogenannten Neuen Reich verbunden sind (1550 bis 1070 v.Chr.), empfängt die irdische Königin den künftigen König von einem Gott (Amun, in der Ramessidenzeit auch Ptah), das Kind wird vom Schöpfergott Chnum geformt, geboren, benannt, von göttlichen Ammen betreut und dann als König anerkannt. In der griechisch-römischen Zeit spielen dann die in den sogenannten „Geburtshäusern“ (modern *mammisi* genannt) großer ägyptischer Tempelanlagen⁸ überlieferten Mythen von der Geburt eines Gotteskindes eine ganz zentrale Rolle, die als Vorbereitung für Motive wie etwa die jungfräuliche Empfängnis eines kindlichen Heilsbringers interpretiert werden können.⁹ Dazu kommen bedeutende ikonographische Traditionslinien wie um die für diese Spätzeit Ägyptens besonders bedeutsame Göttin Isis,¹⁰ die mit dem Horusknaaben auf dem Schoß dargestellt wird und eng mit der Königstheologie verbunden ist.¹¹ Diese stellen eine wichtige Vorlage für Aspekte der frühchristlichen Mariendarstellung dar.¹²



[Abb. 1: Horusfalke, Tempel von Edfu, 07/04.](#)

-
- 7 Vgl. etwa Brunner-Traut, *Geburtsgeschichte*; dies., *Pharao*; Görg, *Mythos*, 91–121; weitere Literatur bei Schneider, *Geburt*, 1–2; ausführlich dargestellt auch bei Kügler, *Pharao*.
- 8 Vgl. Koch, *Religion*, 478.
- 9 Vgl. Blumenthal, *Weihnachtsgeschichte*; Schneider, *Geburt*, 1; Görg, *Mythos*, 97–100.
- 10 Dazu Assmann, *Ägypten*, 415f und 464–466.
- 11 Diese Darstellungen stehen allerdings nicht nur in Verbindung mit Isis, sondern auch mit Hathor oder mit der Göttin Renenutet; vgl. Görg, *Mythos*, 112–117; Brunner, *Geburt*.
- 12 Zu dieser Kontinuität vgl. Kügler, *Milch*.



Abb. 2: Kom Ombo,
Relief mit Isis und Horus, 10/37.

Der Fokus dieser Forschungstradition war sehr stark vom Moment der Kontinuität geprägt, wobei deutlich gemacht werden muss, dass diese Form der Auseinandersetzung durchaus auch in einen größeren rezeptionsgeschichtlichen Zusammenhang eingeordnet werden kann. Spuren dieser Betrachtung lassen sich bis in Elemente frühneuzeitlicher Neupolungen der Geschichtsbetrachtung hinein beobachten, die eine Ablösung vom biblisch-christlichen Paradigma erkennen lassen.¹³ Und auch die religionsgeschichtliche Forschungstradition dazu geht schon weiter zurück. Der protestantische Theologe Daniel Völter (1855–1942) verfasste bereits 1903 eine Monographie über *Ägypten und die Bibel*, wo alttestamentliches Material vor dem Hintergrund der damals bekannten Informationen über ägyptische mythologische

13 Auf diese geht beispielsweise Assmann, Unterscheidung, 107–117, ein. Darin wird auch der durchaus ambivalente Zugang zur Figur des Moses beispielsweise in der *prisca theologia*-Tradition beleuchtet, wo oft Referenzfiguren wie etwa der iranische Religionsreformer Zarathustra das Gegenüber bilden.

Traditionen gelesen werden (vielfach damals noch auf Basis griechisch-römischer antiker Quellen).¹⁴

Schedl und Ägypten

Obwohl Claus Schedl keinen expliziten Forschungsfokus auf Ägypten hatte, faszinierte ihn dieses Land offensichtlich sehr, was sich insbesondere an den zahlreichen Reisen dorthin erkennen lässt. Wie noch näher auszuführen sein wird, erweist er sich bei den (wenigen) detaillierteren Auseinandersetzungen als Rezeptor der eben beschriebenen Wissenschaftstradition, die den Fokus auf Kontinuitäten und einer Art versöhnenden Betrachtung ägyptischer und altisraelitischer, biblischer und frühchristlicher Motive legt.

Rein biographisch betrachtet geht bei Schedl aber die Beschäftigung mit Ägypten sehr weit zurück. Seine erste Dissertation 1942 schrieb er über die frühchristlichen Wüstenväter in der ägyptischen Thebais und er belegte für das Promotionsstudium auch Fächer am Institut für Ägyptologie und Afrikanistik.¹⁵ Allerdings war Ägypten kein weiterer Schwerpunkt, soweit aus den Veröffentlichungen erkennbar, weil sich seine Interessen (und auch seine Auseinandersetzung mit den notwendigen Sprachen) in Folge sehr stark auf die altorientalische Religionsgeschichte verschoben.¹⁶ Dies ist auch aus seiner umfangreichen mehrbändigen *Geschichte des Alten Testaments* ersichtlich. Dieses Werk war ursprünglich als eine Neubearbeitung des 1923 in 6. Auflage erschienen gleichnamigen Lehrbuchs des katholischen Priesters, Politikers und Gründers des Tyrolia-Verlags Aemilian Schöpfer (1858–1936) gedacht, mit der Schedl betraut wurde. Allerdings wurde die Umarbeitung so tiefgreifend, weshalb Schedl auch die ursprünglich anberaumte Bezeichnung als „7. Auflage“ des Ausgangswerkes nicht übernimmt, sondern die fünfbändige Arbeit als sein eigenes Unternehmen deklarierte.¹⁷ Besonders hervorhebenswert ist dabei die Erweiterung der Darstellung der biblischen Geschichte um die „Umwelt“ des Alten Testaments, die einen großen Raum einnimmt. So werden die Religionsgeschichten bedeutender Umgebungsvölker in der zweiten Auflage als „Geschichte des Alten Orients“ einleitend dargestellt¹⁸ und auch in der Bearbeitung der biblischen Texte nimmt Schedl

14 Vgl. auch Müller, Hirte, zum Motiv des „guten Hirten“ in Ägypten und im Alten Testament.

15 Vgl. Prenner, Schedl, 23.

16 Er belegte im Anschluss an seine erste Dissertation ein zweites Promotionsstudium in Tübingen mit dem Hauptfach Semitistik und dem Schwerpunkt auf Arabisch und Syrisch. Vgl. Prenner, Schedl, 23.

17 Vgl. das Vorwort in Schedl, *Geschichte* 1956, XIII; der Verweis auf Schöpfer fehlt dann auch konsequent in der zweiten, überarbeiteten Ausgabe der *Geschichte*.

18 Vgl. Schedl, *Geschichte* 1964, Bd. 1, 1–181.

ausführlich auf altorientalisches Material Bezug. Es werden etwa in der Darstellung der Schöpfungserzählung ausführlich die „altorientalischen Kosmogonien“ als Vergleichsmomente dargestellt.¹⁹ Das Alte Testament wird damit neu kontextualisiert und in einem größeren Ausmaß in den Kontext seiner Entstehung und seiner Zeit eingeordnet.²⁰

Dabei lässt sich, wie oben schon angedeutet, eine klare Fokussierung auf die altorientalische Religionsgeschichte erkennen, während Ägypten nicht über ein spezifisches Ausmaß hinaus berücksichtigt wird.²¹ Behandlung erfährt Ägypten in der umfangreichen Einführung in die altorientalische Religionsgeschichte im ersten Band, wo eine zusammenfassende Übersicht über die Geschichte, Kultur und Religion gegeben wird.²² Interessant scheinen hier einige terminologische Verschiebungen zwischen der Erstausgabe dieser „Geschichte“ 1956 und der Neubearbeitung 1964. In der alten Ausgabe finden sich noch Abschnittsüberschriften wie „ägyptischer Urmonotheismus“, der hier allerdings nicht mit dem Unternehmen Echnatons gekoppelt ist,²³ sondern als allgemeine religionsevolutionistisch angelegte These über einen ursprünglich anzusetzenden „Allherrn“ als Bezugspunkt der ägyptischen Religionsgeschichte formuliert ist.²⁴

In weiterer Folge lassen sich im Werk Schedls noch einige kleinere Veröffentlichungen ausmachen, die eine Orientierung an den oben ausgeführten Mustern erkennen lassen. So beschäftigt er sich beispielsweise in einem Beitrag über *Die*

19 Vgl. Schedl, *Geschichte* 1964, Bd. 1, 235–252.

20 Schöpfer, *Geschichte*, 8–31, beschäftigt sich demgegenüber mit der Frage des Verhältnisses von biblischer Tradition und „Wissenschaft“, während die altorientalische Religionsgeschichte hier keine Bedeutung hat. Vgl. zu diesem Thema und spezifisch der Stellung Schedls darin auch den Beitrag von Manfred Hutter in dieser Zusammenstellung.

21 Das gilt auch für andere einschlägige Veröffentlichungen Schedls wie etwa *Zur Theologie des Alten Testaments*, eine 1986 bereits posthum veröffentlichte Studie, die sich ganz der von Schedl propagierten, sogenannten „logotechnischen Methode“ hingibt. Vgl. dazu Schedl, *Baupläne*, wo er deren Ursprung übrigens in der babylonischen Religionsgeschichte ansetzt (Schedl, *Baupläne*, 41f) und keinen Bezug auf Ägypten anführt. Die logotechnische Methode steht im Selbstverständnis in der Linie spezifischer jüdischer Traditionen und Zugänge zum biblischen Text (vgl. Schedl, *Baupläne*, 35–52), wobei Schedl gleichzeitig deren universale Gültigkeit betont (vgl. etwa Schedl, *Baupläne*).

22 Vgl. Schedl, *Geschichte*, Bd. 1, 3–40; der Abschnitt entspricht auch im Wesentlichen der Ägyptendarstellung in einer früheren Ausgabe der „Geschichte“ von 1956, ist dort nur anders platziert (in Bd. 1, 196–234).

23 Dazu siehe weiter unten in diesem Beitrag.

24 Vgl. Schedl, *Geschichte* 1956, Bd. 1, 229. Der Text ist wohlgemerkt derselbe wie in der späteren Ausgabe; durch die Überschrift erhält diese Darstellung eine andere Gewichtung. Das ist übrigens auch in der italienischen Übersetzung übernommen worden, wo sich die These von einer „fede nel dio supremo“ propagiert findet (Schedl, *Storia*, 161).

ägyptische *Ma'at* und die spielende Weisheit der Bibel aus 1986 mit der vieldiskutierten Passage aus dem alttestamentlichen Buch der Sprüche 8, 22–31, wo unter anderem die „vor Gott spielende“ Weisheit Erwähnung erfährt. Für diesen Abschnitt und spezifische Aspekte darin wurden in der Forschung immer wieder ägyptische Parallelen genannt,²⁵ die ganz mit der hohen Bedeutung der *ma'at* als über allen stehendes Ordnungsprinzip in der ägyptischen Religionsgeschichte verbunden sind.²⁶ In einem ersten Teil präsentiert Schedl einen Überblick zum zentralen Begriff *ma'at* und dessen Verwendung in verschiedenen Texten, wobei er deren Bedeutung als übergeordnetes Prinzip und die Zuordnung zu zentralen ägyptischen Göttern herausarbeitet. Die daran angeknüpfte Auseinandersetzung mit der biblischen Stelle ist dann allerdings sehr stark von der sogenannten logotechnischen Methode dominiert, wo sich fast kein Zusammenhang zum vorhin herangebrachten ägyptischen Vergleichsmaterial ergibt. Klar ist aber, dass Schedl auch hier damals aktuelle Forschungen zu Wechselwirkungen zwischen ägyptischer und altisraelitischer Religionsgeschichte rezipiert.

Fast selbstverständlich gab es bei Schedl auch eine Faszination mit der Figur des altägyptischen Pharaos Echnaton (14. Jh.v.Chr.), mit dem sich eine kurzzeitige Revolution in der Religionsgeschichte Ägyptens verband²⁷ und der seit seiner Entdeckung durch den deutschen Ägyptologen Richard Lepsius im Jahr 1851 als „königlicher Reformator“ mit einem Programm der radikalen „Purifizierung“ der polytheistischen Tradition der ägyptischen Religionsgeschichte zu einem ausgeprägten Bezugsmoment weit über die ägyptologische Fachforschung hinaus wurde.²⁸ Die positive Rezeption führte zuweilen sogar zur These von einer Nähe zwischen Echnaton als gleichsam Erfinder des Monotheismus und Moses, wie sie von so bedeutenden Ägyptologen und Historikern wie etwa James H. Breasted (1865–1935), Eduard Meyer (1855–1930) oder Ernst Sellin (1867–1946) und in deren Gefolge und sehr breitenwirksam Sigmund Freud (1856–1939) in dessen letzter Veröffentlichung *Der Mann Moses und die monotheistische Religion* (1939) vertreten wurde.²⁹ Claus Schedl beschäftigte sich ebenfalls mit dieser religionshistorisch bedeutsamen Figur und

25 Vgl. etwa unter Einbezug des ikonographischen Materials die Darstellung bei Keel, Weisheit, bes. 62–68 mit weiterer Literatur. Zu den Zusammenhängen zwischen ägyptischer und altisraelitischer „Weisheits“-Lehren vgl. auch Brunner, Herz, 402–416; Görg, Studien, 73–84; Schipper, Israel und Ägypten.

26 Umfassende Darstellung bei Assmann, *Ma'at*.

27 Zusammenfassung neuerer Forschung dazu bei Schlögl, Echnaton; Maciejewski, Gottesstaat.

28 Vgl. Lepsius, Götterkreis, 41 und 45. Vgl. zur Entdeckungsgeschichte auch Hornung, Echnaton, 9–27; zur weiteren Rezeptionsgeschichte v.a. Assmann, Echnaton, und Assmann, Moses.

29 Die Genese der Argumentationsfigur ist ausführlich dargestellt bei Assmann, Moses.

gestaltete auf Basis einer Ägyptenreise 1966 eine ganze Radiosendung im steirischen Landesstudio des Österreichischen Rundfunks.³⁰ Darin beschreibt er seinen Besuch in der vom „Ketzerkönig“ Echnaton gegründeten Stadt Achet-Aton (das ist das heutige Tell al-Amarna in Mittelägypten).



[Abb. 3: Ausgrabungen bei Tell al-Amarna, 1966, 01/27.](#)

Dabei wird Echnaton in den größeren historischen Kontext eingeordnet, indem die hohe Bedeutung einer seiner Vorgänger, Thutmosis III, herausgearbeitet wird, unter dessen Herrschaft Palästina und Teile Syriens erobert wurden. Darauf folgend werden die wichtigsten Materialien zu Echnaton in der konventionellen Darstellung nachgeliefert, von seiner immer wieder behaupteten (und neuerdings eher abgewiesenen) These von einer körperlichen Krankheit,³¹ seinem Reformvorhaben über die Heirat mit Nofretete bis hin zur Aufhebung der religiösen Reformen unmittelbar nach seinem Tod (und die anschließende *damnatio memoriae*). Nicht fehlen darf natürlich die vielbehandelte angebliche Parallele zwischen dem sogenannten Sonnenhymnus Echnatons und dem alttestamentlichen Psalm 104³², die

30 Der Text des „Radiovortrags“ findet sich in diesem Band auf S. 286–S. 292.

31 Vgl. dazu Schlögl, Echnaton, 28–30, der auf bewusste ikonographische Gestaltung verweist.

32 Im Text von Schedl findet sich eine andere Nummerierung des Psalms (103 statt 104), weil er der Zählung der griechischen Septuaginta folgt.

allerdings in der heutigen Forschung kritischer beurteilt wird.³³ All dies bewegt sich im Kontext der Forschung der damaligen Zeit.



[Abb. 4: Relief, angeblich Tochter Echnatons, 1966, 02/39.](#)

Ebenfalls beschäftigt hat sich Schedl mit dem oben zitierten Einfluss der (späten) ägyptischen Religionsgeschichte auf Elemente der frühchristlichen Literatur. So liefert er in einem unveröffentlichten Manuskript mit dem Titel *Das Mysterienspiel „Geburt des Göttlichen Kindes“ in den ägyptischen Mammisi Tempeln* eine Art Drehbuch des rekonstruierten Ablaufs eines von ihm als „heiliges Spiel“ interpretierten Vorgangs. Dabei orientiert er sich am archäologischen und ikonographischen Material, das sich in der klassischen Zusammenstellung zu den ägyptischen *mammisi* beim

³³ Vgl. dazu Nordheim, Selbstbehauptung, 155–184; kritisch dazu Smith, God, 69–76; Lichtheim, Literature, 100 Fn. 3.

Ägyptologen François Daumas (1915–1984) in dessen Monographie *Les mammisis des temples égyptiens* (1958) versammelt findet. Besondere Erwähnung findet dabei die Tatsache, dass diese spezifische Tradition eine Erscheinung war, die gerade in der griechisch-römischen Zeit in Ägypten eine große Bedeutung erlangte (wie gerade der Bau der separaten *mammisi* in den Tempelanlagen unterstreicht). Schedl folgt hier der Argumentationslinie, wie sie in der oben bereits angeführten Literatur ersichtlich ist.

Auch mit dem letzten Beispiel lässt sich deutlich eine Einordnung des Umgangs von Claus Schedl mit Ägypten erreichen: Offensichtlich gab es eine ausgeprägte Faszination durch das Land, die sich gerade auch in der Reisetätigkeit ablesen lässt, jedoch war es kein Forschungsschwerpunkt – nicht zuletzt auch, was sein Umgang mit dem Alten Testament und dessen Umwelt betrifft. Hier folgt er vielmehr dem primären Forschungsparadigma seiner Zeit, wo ein Fokus auf den altorientalischen Kontext (und auch dessen Sprachen) wichtig wurde. Ägypten blieb aber ein Interessensgebiet, wie die kleineren Veröffentlichungen deutlich machen. Die Arbeiten und Bezugnahmen darauf bewegen sich im Umfeld einer damals aktuellen Forschungstradition, die die Kontinuitäten zwischen ägyptischer und altisraelitischer, aber auch frühchristlicher Religionsgeschichte herauszuarbeiten versuchte.

Literatur

- Assmann, Jan: *Ägypten. Eine Sinngeschichte*, Frankfurt am Main 1996.
- Assmann, Jan: *Die Mosaische Unterscheidung. Oder der Preis des Monotheismus*, München, Wien 2003.
- Assmann, Jan: Echnaton, Tutanchamun und Moses, in: Assmann, Jan / Strohm, Harald (Hg.): *Echnaton und Zarathustra*, München 2012, 13–39.
- Assmann, Jan: *Ma'at: Gerechtigkeit Und Unsterblichkeit Im Alten Ägypten*, München 1990.
- Assmann, Jan: *Moses der Ägypter: Entzifferung Einer Gedächtnisspur*, 1. Auflage, München 1998.
- Bayer, Christian: *Echnaton: Sonnenhymnen*. (Ägyptisch/Deutsch. Übersetzt und herausgegeben von Christian Bayer), Stuttgart 2007.
- Bechmann, Ulrike, Monotheismus in der Kritik. Eine religionswissenschaftliche Debatte und ihre Relevanz für den interreligiösen Dialog, in: Kügler, Joachim (Hg.): *Prekäre Zeitgenossenschaft. Mit dem Alten Testament in Konflikten der Zeit*. Internationales Bibel-Symposium Graz 2004, Münster 2006, 9–22.
- Blumenthal, Elke: *Die biblische Weihnachtsgeschichte und das alte Ägypten*, München 1999 (Bayerische Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte; Jg. 1999, Heft 1).
- Brunner, Helmut / Röllig, Wolfgang (Hg.): *Das hörende Herz. Kleine Schriften zur Religions- und Geistesgeschichte Ägyptens*, Göttingen 1988 (Orbis Biblicus et Orientalis 80).
- Brunner, Helmut: *Die Geburt des Gottkönigs. Studien zur Überlieferung eines altägyptischen Mythos*, 2. Auflage, Wiesbaden 1986.
- Brunner-Traut, Emma: Die Geburtsgeschichte der Evangelien im Lichte ägyptologischer Forschungen, *Zeitschrift für Religion und Geistesgeschichte* 12 (1960) 97–111.
- Brunner-Traut, Emma: Pharao und Jesus als Söhne Gottes, in: dies. (Hg.), *Gelebte Mythen*, Darmstadt 1988, 31–59.
- Daumas, François: *Les mammisis des temples égyptiens*, Paris 1958.
- Giusti, Sonia: *Storia e mitologia: con antologia di testi di Raffaele Pettazzoni*, Roma 1988.
- Görg, Manfred: *Die Beziehungen zwischen dem alten Israel und Ägypten: Von den Anfängen bis zum Exil*, Darmstadt 1997.
- Görg, Manfred: *Mythos, Glaube und Geschichte: Die Bilder des christlichen Credo und ihre Wurzeln im alten Ägypten*, 1. Auflage, Düsseldorf 1992.
- Görg, Manfred: *Studien zur biblisch-ägyptischen Religionsgeschichte*, Stuttgart 1992.
- Hidalgo, Oliver: ‚Rückkehr der Religionen‘ und ‚Säkularisierung‘, in: Zapf, Holger [u.a.] (Hg.): *Das Narrativ von der Wiederkehr der Religion*, Wiesbaden 2017.
- Hornung, Erik: *Echnaton: Die Religion des Lichtes*, 2. Auflage, Zürich [u.a.] 2000.
- Keel, Othmar: *Die Weisheit spielt vor Gott. Ein ikonographischer Beitrag zur Deutung der mesahāqāt in Spr 8,30f*, Göttingen 1974 (ursprünglich erschienen in: *Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie* 21, 1974, 1–66).
- Koch, Klaus: *Geschichte der ägyptischen Religion: Von den Pyramiden bis zu den Mysterien der Isis*, Stuttgart [u.a.] 1993.
- Kügler, Joachim: Die himmlische Milch der Gottesmutter. Die Wurzeln des koptischen Marienbilds und seine Nachwirkungen, *Das Heilige Land* 145 (2013) Heft 2, 20–25.

- Kügler, Joachim: *Pharao und Christus? Religionsgeschichtliche Untersuchung zur Frage einer Verbindung zwischen altägyptischer Königstheologie und neutestamentlicher Christologie im Lukasevangelium*, Bodenheim 1997 (Bonner Biblische Beiträge 113).
- Lepsius, Richard: *Über den ersten Aegyptischen Götterkreis und seine geschichtlich-mythologische Entstehung*, Wiesbaden 1981 (Neudruck deutsche Ausgabe Berlin 1851).
- Lichtheim, Miriam: *Ancient Egyptian Literature: Volume 2: The New Kingdom*, 2. Auflage, Berkeley 2006.
- Maciejewski, Franz: Der Gottesstaat von Amarna. Zum Bezugspunkt der Atonreligion, in: Assmann, Jan / Strohm, Harald (Hg.): *Echnaton und Zarathustra*, München 2012, 41–62.
- Müller, Dieter: Der gute Hirte. Ein Beitrag zur Geschichte ägyptischer Bildrede, *Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde* 86 (1961) 126–144.
- Pettazzoni, Raffaele: *Essays on the History of Religions*, Boston 2018.
- Prenner, Karl: Claus Schedl (1914 - 1986): „Einsamer Wanderer ferner Wege“ – Brückenbauer zwischen den Religionen, *Religionen unterwegs* 20 (2014) Heft 2, 23–27.
- Schedl, Claus: *Baupläne des Wortes. Einführung in die biblische Logotechnik*, Wien 1974.
- Schedl, Claus: Die ägyptische Ma'at und die spielende Weisheit der Bibel. Ein religionswissenschaftlicher Vergleich, in: Resch, Andreas (Hg.): *Psyche und Geist. Fühlen. Denken. Weisheit*, Innsbruck 1986, 549–578.
- Schedl, Claus: *Geschichte des Alten Testaments. Urgeschichte und Alter Orient*, Bd. 1, Innsbruck [u.a.] 1956 [zitiert als: Schedl, Geschichte 1956].
- Schedl, Claus: *Geschichte des Alten Testaments*. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage, Bde. 1–5, Innsbruck [u.a.] 1964 [zitiert als: Schedl, Geschichte 1964].
- Schedl, Claus: *Psalmen. Im Rhythmus des Urtextes. Eine Auswahl*, Klosterneuburg 1964.
- Schedl, Claus: *Storia del vecchio testamento. I: Dalle origini all'epoca dei giudici*, Rom 1959.
- Schedl, Claus: *Zur Theologie des Alten Testaments. Der göttliche Sprachvorgang in Schöpfung und Geschichte*, Wien [u.a.] 1986.
- Schipper, Bernd U.: *Israel und Ägypten in der Königszeit: Die kulturellen Kontakte von Salomo bis zum Fall Jerusalems*, Göttingen, Freiburg Schweiz 1999.
- Schlögl, Hermann: *Echnaton*, München 2015.
- Schneider, Thomas: Die Geburt des Horuskindes. Eine ägyptische Vorlage der neutestamentlichen Weihnachtsgeschichte, *Theologische Zeitschrift* 60 (2004) 254–271.
- Smith, Mark S.: *God in Translation: Deities in Cross-cultural Discourse in the Biblical World*, Tübingen 2008.
- Stausberg, Michael: Zoroastrische Unterscheidungen, in: Assmann, Jan / Strohm, Harald (Hg.): *Echnaton und Zarathustra*, München, 2012, 93–118.
- Thonhauser, Johannes. Das Unbehagen am Monotheismus. *Der Glaube an den einen Gott als Ursprung religiöser Gewalt? Eine aktuelle Debatte um Jan Assmanns Thesen zur „Mosaischen Unterscheidung*, Marburg 2008.
- Völter, Daniel: *Ägypten und die Bibel: Die Urgeschichte Israels im Licht der ägyptischen Mythologie*, Leiden 1903.

Claus Schedl
Erwanderte Bibel

Zum Geleit

Schulhof in Bab-el-Luk / Kairo. Pause. Mehrere hundert Kinder stürzen in die Freiheit. Ein uralter Baum wirft kühlenden Schatten. In seinen Blättern und Zweigen hausen bei Nacht tausende Spatzen. Beim ersten Sonnenstrahl am Morgen beginnen sie schlagartig ohrenbetäubend zu schwätzen. So ist's auch in der Pause mit den Kindern. Bei scherzenden, lachenden und spielenden Kindern lernt man am besten eine neue Sprache. Mit dem klassischen Arabisch der Universität konnte ich hier nicht viel anfangen. Bei jedem Satz, den ich sprach, war irgendetwas falsch. Die Kinder hatten ihre größte Hetz mit mir. Da sie gehört hatten, ich sei ein österreichischer Pater, riefen sie mich einfach ABU – NEMSI! Ich hab den Namen also nicht etwa Karl May gestohlen.

„Wer einmal Nilwasser getrunken, kommt immer wieder zurück!“ Seit dem Jahre 1951 bin ich nicht bloß immer wieder nach Ägypten gefahren, mich verschlug es vielmehr über Persien hinaus nach Zentralasien, Indien und Indonesien. Wenn ich zusammenrechne, gibt das fast drei „Wander- und Lernjahre auf den Spuren der Bibel“. Die meiste Zeit gehörte aber dem Land der Bibel selber, also dem heiligen oder unheiligen Land, wie man's nennen mag.

Die ersten Eindrücke sind immer die stärksten. Meist habe ich gleich kurz notiert, was mir besonders auffiel. So entstanden lose Skizzen. Etliche wurden in verschiedenen Zeitschriften publiziert, einige längere im Radio ausgestrahlt.

Wenn etwas mehr als 25 Jahre alt ist, gehört es schon irgendwie zur vergangenen Geschichte. Der Orient hat sich in dieser Zeit so gewaltig geändert, daß er kaum noch in seiner alten Gestalt erkennbar ist. Daher möchte ABU – NEMSI nochmals schlicht und einfach erzählen, was er „auf den Spuren der Bibel“ nicht als Reiseleiter, sondern als „einsamer Wanderer ferner Wege“ (Gilgameschepos) erlebt hat.

Claus Schedl

Anmerkung der Herausgeber: Zur Verwendung von Begriffen wie „Mohammedaner“, „Araber“, „Judenstaat“ und ähnlichen, die Claus Schedl durchaus wertschätzend gebraucht, vgl. die Einführung zu diesem Band. Allgemein ist bei der Lektüre des Textes zu beachten, dass er die allgemeinen Vorstellungen seiner Entstehungszeit von Kultur und kulturellen/religiösen Differenzen aufgreift.

I. Im Heiligen Land: Romantik und Wirklichkeit Exkursionen 28.IV. – 15.VIII.1951

1) Mit dem Schiff auf der Höhe von Kreta, 28.IV.1951

„Ich kann es mir gar nicht vorstellen, ich denk soviel daran!“, sagt mit bangem Gefühl die glückliche Braut.

Morgen ist sie schon ‚daheim‘ in ihrem neuen ägyptischen Heim! Der erste Eindruck wird zwar fremd sein, aber die Liebe, ja die Liebe ...

„Können Sie denn arabisch?“

„Nein! Nur ein paar Worte. Aber das wird sich schon geben. Er hat mich ja so lieb...“

Die Maschinen stampfen weiter. Das Wasser rauscht. Die Möwen kreischen und die Sonne sinkt. Wir haben die Felseninsel Kreta weit hinter uns gelassen, und nehmen Kurs auf Ägypten. Wenn man mehrere Tage auf dem engen Raum eines Schiffes zusammenlebt, können einem die Schicksale der Menschen nicht verborgen bleiben. Die eine junge Dame aus der Schweiz fährt also nach Ägypten, um dort ihr Lebensglück zu machen. Soeben hat die Kinovorstellung begonnen. Die Schaulustigen verlassen das Deck und steigen in den Bauch des Schiffes hinab, um dort auf die fließende Leinwand zu schauen. Verlassen und einsam bleibt die Schachpartie der beiden jungen Amerikaner zurück. Der eine läßt sich nach orientalischer Art den Bart wachsen, schaut noch abscheulich schmutzig aus; es wird aber einmal ein echter Prophetenbart werden. Sind zwei sehr sympathische Leute, sitzen bei Tisch mir gegenüber. Bei dem einen entdeckte ich ein „Leben Jesu“. Ach so! Die beiden Idealisten fahren im Geiste der Kreuzritter ins Heilige Land. Beim Besteigen des Schiffes fallen dem Europäer sofort die orientalischen Typen auf. Sie bilden eine Gemeinschaft für sich. Das macht vor allem die gemeinsame Sprache; denn sie reden sehr lebhaft, nicht bloß mit Worten sondern noch mehr mit den Händen.

Von vorn herein war ich entschlossen, auch diese Sprachbarriere zu durchbrechen. Wie immer, so war es auch hier. Die Sprache erschließt die Seelen und Schicksale. – Da war ein alter Araber aus Beirut. Wenn er den Mund aufmachte, sah man die kranken Zähne, und aus seiner Lunge kam ein pfeifender Atem. Die Fremde hatte ihn angelockt. Er wollte in der Ferne sein Glück bauen. Es gelang nicht. Und so kehrt er als alter Mann in die Heimat zurück.

Auf dem Hinterdeck packte ich heute nachmittag zwei Buben. Sie sprachen eine Sprache, die ich nicht verstand. Ich begann arabisch, worauf sie antworteten, sie seien armenische Christen. Die Großeltern waren von den Türken in Armenien um-

gebracht worden. Der Vater konnte flüchten, fand in Syrien Frau und Heimat, und suchte nun durch Handel im Mittelmeer das tägliche Brot für seine Familie. Diesmal nahm er auch die beiden Buben mit.

Von den beiden Franziskanerpatres, die bereits 20 Jahre im Osten als Missionare arbeiteten und nach kurzem Besuch in ihrer Heimat wieder auf ihre Posten zurückkehrten, von den zwei katholischen und vier protestantischen Krankenschwestern möchte ich nur das eine sagen, daß ich ihre Arbeit gerade hier besonders schätzen gelernt habe. Die Araber, die ich auf dem Schiff traf, bekannten sich stolz als Muslime, sie fühlten sich als die Rechtgläubigen. Sie hätten das Licht, die Wahrheit; die Christen dagegen wären in der Finsternis und müssten bekehrt werden.

Man könnte noch erzählen von dem belgischen Flugzeugunternehmer, dem die Heimat zu eng wurde, und der in Damaskus neu anfangen will; der mit seiner jungen Frau Europa besuchte.

Verschwenden all diese Schicksale wie eine Welle des Meeres am fernen Horizont, als ob sie nie gewesen wären? Oder sind sie getragen von der Hand des unsichtbaren Gottes, so, wie dieses große Schiff von den Wogen des Meeres getragen wird?

2) Die ägyptische Feuertaufe – Alexandrien, 30.IV.1951

Als unser Schiff im Hafen von Alexandrien einlief und die Schiffsbrücke niedergelassen wurde, stand ich oben und schaute mit bangem Herzen auf die Menge hinab, die wie heißhungrige Wölfe auf uns wartete. Doch ich hatte nicht Zeit, viel nachzudenken. Schon stürmte die Meute – ich muß schon so sagen – die Stiege hinauf, stürzte sich auf die Fahrgäste. Da ich vorne stand, war ich das erste Opfer. Ein baumlanger Kerl, braun wie die Wüste, im wallenden weißen Gewand – doch vom ursprünglichen Weiß war nur mehr eine Erinnerung geblieben, schmutzstarrend von oben bis unten – stürzte sich auf mich, redete auf mich ein, hielt mir seine Marke vor die Augen. Ich dachte nur noch, jetzt heißt es schwimmen oder untergehen! Daher packte ich die Marke und wollte sie einstecken, um irgendwelche Garantien zu haben, meine zwei Koffer wieder zu bekommen. Doch das war nicht recht. Fast wäre der Hüne mit mir handgemein geworden. Daher riß ich noch schnell ein Stück Papier hervor und krizelte die Nummer darauf. Dann hieß es aber schon laufen; denn meine Koffer waren schon unterwegs. Ich, nur noch auf diesen Goliath schauend, hinter ihm her wie ein treuer Hund, durch alle Sperren hindurch... Draußen standen die Taxis. Ins nächstbeste hinein, wie abgekartet, und aufs Zollamt.

Als wir in den Hof einbogen, schrie mein Riese triumphierend: „El primo!“ Dann riß er die Wagentür auf, im Laufschrift ins Zollamt hinein... Es ging alles in einem

Tempo, als ob wir in einer Stunde die Wüste hätten durchqueren müssen. Hier merkte ich so recht, daß wir orientalischen Boden betreten hatten. Der Beamte fragte: „Wieviel Geld haben Sie?“ Ich gestand wahrheitsgemäß und einfältig meinen großen Besitz von 30 ägyptischen Pfund. Darauf der Beamte: „Nimm das Papier und schreib 20!“ Fast wie im Evangelium: „Nimm den Schuldschein und schreibe ...“

Dafür lief der Riese von Mann zu Mann. In fünf Minuten war alles erledigt und ich saß bereits wieder im Wagen, der mich zum Bahnhof bringen sollte. Nun kam die Stunde des Abschiedes von meinem treuen Begleiter. Ich dachte schon angestrengt nach, was er verlangen würde. Als ich ägyptisches Geld zeigte, hob er beschwörend die Hände. Als ich aber hartnäckig blieb, kam er wieder in den Wagen. Ich dachte: „Jetzt geht's dir an den Kragen!“ Er wollte unbedingt Dollar sehen und haben. Am liebsten hätte ich meine Koffer selber getragen; doch da wäre es unmöglich gewesen, durch die Sperrkette der Träger zu kommen. Ich gab ihm einen Dollar.

Dann ging es mit dem Taxi weiter zum Bahnhof. Einen Fremden kann man ja leicht betrügen. Wir fuhren natürlich die „gerade Strecke“, kreuz und quer. Ich verfolgte das Spiel auf den Stadtplan, bis es mir zu dumm wurde und ich grob zu werden begann. Die Höhe der Schurkerei war erreicht, als der Mann für die kurze Strecke 5 Pfund (etwa ein Monatsgehalt) verlangte. Das war mir zu viel. Ich warf ihm statt 5 Pfund 5 Piaster hin, packte meine Koffer und wollte in den Bahnhof hinein. Es muß doch alles sein Maß und Ziel haben! Doch da hatte ich wieder europäisch gedacht. Diese Art von Leuten ist miteinander verschworen. Mit dem Chauffeur verstellten mir gleich zehn oder mehr Träger den Weg. So mußte ich wohl oder übel einen „guten“ Preis zahlen.

In Kairo traf ich einige Tage später Reisegefährten vom Schiff. Die erste Frage: „Wie sind Sie durch diese Brandung gekommen?“

Ich getraute mich nicht mehr, einen Einheimischen zu fragen, wo diese oder jene Gasse sei. Kaum hat er die Antwort gegeben, hält er schon die Hand hin. Wenn er sich anbietet mitzugehen, kann man einer hohen Forderung sicher sein.

Als ich gestern die blaue Moschee besuchte, drängte sich gleich ein Wahrsager und Sterndeuter an mich heran. Mit der einen Hand prophezeite er; seine Augen starrten mich an, sein Mund lächelte: Ich sei ein herzenguter Mensch, werde viel Freude erleben und einen Brief erhalten... Die andere Hand war offen, damit man etwas hineinlege. Wenn man Silber und Gold hineinlegte ... Ich hatte Mühe, den Menschen abzuschütteln.

3) Unvorstellbares Elend – Kairo, 1.V.1951

Gestern machte ich noch eine Nachtpartie. Ich kam von einem Außenbezirk erst spät zurück. Um das wirkliche Leben zu sehen, fuhr ich nicht mit Auto oder Straßenbahn, sondern ging zu Fuß; nicht durch die Hauptstraßen, sondern durch finstere Nebengässchen. In einem Straßenwinkel hockte eine junge Mutter, das Kind im Arm. Beide schliefen schon. Neben ihnen stand geduldig ein Schäflein, das Wache hielt. Vor unserem Haus kann man die Leute wie die Würmer auf dem Straßenpflaster liegen sehen. Ein Stein unter dem Haupt genügt als Nachtlager.

Zwar gibt es in Kairo und Alexandrien die modernen Stadtviertel nach europäischer und amerikanischer Art; doch schroff daneben, von all dem Luxus unberührt, steht das ganz Andere. Der erste Eindruck, den der Orient auf mich machte, war der eines unvorstellbaren Elends und einer für europäische Begriffe unvorstellbaren Armut, und diese Armut ist mit einem ebenso unvorstellbaren Schmutz verbunden. Mir wurde bange bei dem Gedanken, daß diese Masse einmal in Bewegung geraten könnte. Das Feuer glimmt schon unter der Asche. Diese Menschen haben nichts zu verlieren – viele sind auf der Straße geboren und sterben auf der Straße – wohl aber hoffen sie, viel zu gewinnen!

4) Wenn ein König Hochzeit hält – Kairo, 8.V.1951

Hier möchte ich nicht erzählen, was sowieso in den Zeitungen stand, wie nämlich Allah dem großen König Faruk eingegeben habe, die erste Frau, die ihm keinen Knaben geboren hatte, zu entlassen und eine neue, junge Frau zu heiraten. Wenn man einen Ägypter fragte, was er dazu sage, hob er beschwörend die Hände zum Himmel: „Allah ist groß! Wenn Allah es will!“ Dabei konnte man sich alles denken: Fluch und Segen. Ich habe kaum einen Orientalen getroffen, der seine Meinung gerade heraus gesagt hätte.

So lag auch über dem Sonntag der ägyptischen Königshochzeit (6.Mai 1951) eine eigenartige Stimmung. Dazu wußte man, daß der Vater der neuen Königin plötzlich gestorben war (weil er gegen die Verbindung gewesen sei). Für mich war es reizvoll, an Ort und Stelle einmal orientalisches Volksleben zu sehen und zu studieren. Mich interessierte nicht die große Hochzeit, sondern das Leben und Treiben des kleinen Mannes. Zwanglos möchte ich einige Szenen aus dem bunten Getriebe des Tages herausgreifen:

„Da hast die Bescherung!“ – Ein Bäckerjunge, auf dem Kopf ein großes Brett mit Brot, schlängelt sich durch das Gedränge. Wie es schon das Schicksal wollte, verlor er das Gleichgewicht, und Brett und Brotfladen flogen jählings in den Staub der Straße. Ein Geschrei, ein Gezeter ... Ich hielt mich fern, sonst wäre ich noch schuld

gewesen ... Nachdem genug geschrien war, packte der Bäckerlehrling sein Brett, klaubte die Brotfladen zusammen, wischte mit dem Handrücken den Staub ab, nahm das ganze Zeug auf den Kopf und rief weiterhin mit anpreisender Stimme: „êsch, êsch!“ „Brot, Brot!“



[Abb. 1: Kairo, die Zitadelle des Saladdin, 53/23.](#)

Dieses Brot ist aber nicht gutgebackenes Anker-Brot aus Wien; das, was sich Brot nennt, sind nur runde Fladen, die beim Essen leicht in kleine Stücke zerrissen werden können. Mit einem solchen Stück Brot taucht man in die Fleischbrühe ein; denn Löffel und Gabel gibt es nicht. Dieses Brot ersetzt das ganze Essbesteck.

Ich muß an das Wort der Schrift denken: „Der mit Mir das Brot in die Schüssel taucht, wird Mich verraten!“ – ‚Und Er nahm das Brot, brach es und gab es den Jüngern ...‘

Inzwischen wurde ich weitergeschoben und gehoben; half auch selber kräftig mit, die eine Hand immer schützend auf meinem Fotoapparat. Man kann ja nie wissen.

Wir nahmen Richtung auf das Abdin-Palais, das Königsschloß. Um 11 Uhr war große Parade angesagt. Wer etwas sehen wollte, mußte sich irgendwo einen Platz erobern. In der Gasse, wo ich mich heranschob, war ich in meiner europäischen Kleidung eine seltene Erscheinung; rund um mich wogte das bunte Farbgewirr der langen orientalischen Kleidung. Was sich hier bewegte, waren fast nur Männer. Bei vielen sah ich die Tätowierungsschnitte, je drei auf jeder Wange, oder ein Mal

auf der Stirn, einen Ring in der Nase ... Um mich surrten die arabischen Kehllaute, daß es nur so eine Freude war. Die Verkäufer von Coca-Cola, Zuckerln und anderen Erfrischungen schrien um die Wette. Allmählich wurde es mir in diesem Geschiebe doch etwas eng, zumal drei Meter vor mir eine Rauferei losbrach. Ich entsetzte mich darüber, in wie wenigen Minuten aus einem Festgemenge ein wildes Handgemenge werden kann. Den Grund dafür habe ich nicht herausgebracht. Jedenfalls hielten einander zwei Männer am Kragen und würgten einander. Die Freunde ergriffen Partei. Sie schlugen aufeinander ein mit allem, was sie gerade in die Hände bekamen. Ein Mann lag bereits blutend und ohnmächtig neben einem Baum.

Ich dachte nur: „Wie kommst du weg von diesen rasenden, raufenden Menschen?!“ Es gab nur einen Ausweg: den freien Raum vor dem Palais zu erreichen, den Polizeikordon zu durchbrechen ...

Inzwischen griff berittene Polizei ein, vor der sich die Streitenden in die Höfe der umliegenden Häuser flüchteten. Verhaftet wurde niemand. Wer sich nun des niedergeschlagenen Mannes angenommen hat, weiß ich auch nicht. Das Menschengewoge spülte mich immer näher zum freien Raum vor dem Königspalast. Noch einige Rucke und der Polizeikordon war durchbrochen. Wie bei einem Dammbruch strömten – im wörtlichsten Sinne – die angestauten Massen in den freien Raum. Die paar Polizisten gingen im Getriebe unter. Ich benutzte diesen Moment, um unter einem Baum Posten zu beziehen. Da konnte ich nun sehen, wie man „orientalisch“ Ordnung macht. Neu anrückende Polizei drängte die Menge zurück. Mit Latten, Stecken, Gummiknüppeln wurde auf die Massen eingeschlagen, als ob es sich um Demonstranten und nicht um Hochzeitsgäste handelte.

Ich selbst wurde von einem Detektiv gestellt, der mich in die Menge zurückwies. Ich stellte mich, als ob ich nichts verstünde, blieb fünf Minuten; und als er mich dann nochmals verwies, dachte ich mir: „Mußt es mit orientalischer Geduld anfangen! Wer hat mehr Geduld, er oder ich?“ Und so blieb ich, wo ich war, entschlossen, nicht mehr in dieses lebensgefährliche Treiben zurückzukehren. Nach zehn Minuten warf mir der Mann nur mehr wütende Blicke zu; nach einer halben Stunde grüßte er mich freundlich und gab mir den Gelbfilter, den ich soeben beim Knipsen verloren hatte, zurück. Damit war ich autorisiert und fungierte von nun an als Presereporter, konnte die große Parade am Vormittag und den Einzug der Königin am Nachmittag aus nächster Nähe ansehen und fotografieren. – Doch davon haben die Zeitungen schon genug geschrieben.

5) Der Baum der Sitti Marjam – Matarijeh, 10.V.1951

In der Bibel wird erzählt, wie der große Pharao den ägyptischen Joseph gar herrlich auszeichnete. Er nahm den Siegelring von seiner Hand und übergab ihn Josef, dann legte er eine goldene Kette um seinen Hals, ließ ihn in Byssus kleiden, gab ihm einen eigenen Amtswagen, vor dem die Herolde herliefen und schrien „Abrek!“ (Achtung), und alle mußten Platz machen und dem hohen Herrn huldigen.

Unter all diesen Auszeichnungen ist auch erwähnt, daß der Pharao Josefs Namen in Zafnot-Paneach (vom Hl. Hieronymus mit „Erlöser der Welt“ übersetzt) umänderte und ihm eine Frau aus der Stadt On mit Namen Asenat, Tochter des Potiphera, gab. Potiphera war aber Priester in dieser Stadt. Damit war der arme ägyptische Josef aus der verachteten Kaste der Hirten in die höchste Kaste der Priester und Adeligen emporgehoben. Die Griechen nannten diese Stadt später Heliopolis, die Sonnenstadt.

Als am 8.Mai 1951 ägyptische Königshochzeit war, stand in den Zeitungen: „Am Nachmittag wird die neue Königin von Heliopolis im neuen Hochzeitswagen in den Königspalast nach Kairo fahren ...“ Als ich das las, war mein erster Gedanke der an die Frau des ägyptischen Josef. Dazu erinnerte ich mich noch, daß auch die Juden nach der Zerstörung des Tempels von Jerusalem gerade in der Stadt Heliopolis

einen neuen Tempel erbauten. Auch die heilige Familie soll sich auf der Flucht nach Ägypten in Heliopolis aufgehalten haben! – Ich ging also mit Feuereifer daran, dieses Stück unbekannten Landes für mich zu entdecken.

Zunächst mußte ich eine gewaltige Korrektur vornehmen. Die moderne Vorstadt Kairos mit gleichem Namen hat mit dem alten Heliopolis nichts zu tun. Wohl muß man durch die weiten, luftigen Straßen des modernen Heliopolis mit Autobus, Straßenbahn, Zug oder Taxi fahren, um zur



[Abb. 2: Obelisk von Heliopolis; errichtet von Senusret I \(a.k.a. Sesostris I; 12. Dynastie; regn. 1971–1926\); ältester noch stehender Obelisk in Ägypten; Teil eines Tempels für Re-Atum, 01/02.](#)

versunkenen alten Stadt zu kommen; die Reste der alten Stadt verbergen sich jedoch hinter dem Araberdorf Matarijeh.

Um nicht zu sehr in die mörderische Mittagshitze hineinzukommen, brach ich schon um 6 Uhr auf, und überredete einen Autofahrer, der mich dann bis an den Rand des modernen Heliopolis mitnahm. Da stand ich nun auf der Straße nach der heiligen Sonnenstadt der Ägypter. Mit unbeschreiblichen Gefühlen trat ich den gut ein-stündigen Marsch in den Morgen an. Die Felder waren gut bestellt und gut bewässert. Gute Felder sind immer ein Zeichen des Wohlstandes der Bevölkerung. Als ich gar zu oft in meinen Plan hineinguckte und dann die ganze Gegend mit den Blicken absuchte, muß ich einem des Weges kommenden Polizisten als ein sehr verdächtiges Subjekt vorgekommen sein. Er sprang vom Rad, verlangte meine Papiere ... Das Gewehr, das er trug, könnte aus der Zeit des Kaisers Franz Josef gewesen sein. Sein Schnurrbart erinnerte mich an einen ungarischen Veteranen. Ich zeigte ihm meine arabische Visitenkarte, auf der stand, daß ich ein Professor aus Österreich sei, worauf er stramm salutierte und mich meines Weges ziehen ließ.

Das alte ägyptische Heliopolis war eines der bedeutendsten religiösen Zentren des Pharaonenreiches. Hier gab es die großen Tempelanlagen für die Hauptgötter des Reiches, hier gab es eine weithin herrschende Priesterschaft; hier wurde eine eigene „Theologenschule“ entwickelt; hierher zu pilgern war die Herzenssehnsucht manch eines alten Ägypters.

So wanderte ich also nicht so sehr auf der staubigen Straße nach Matarijeh, sondern auf der vergessenen Straße der Jahrtausende, bis ich mich unversehens mitten im Marktgetriebe von Matarijeh befand. Der eine pries seine Melonen, der andere seine Gurken und Paradeiser an..., alles was die Erde trägt, war hier zum Morgenkauf angeboten. Doch das interessierte mich nicht. Ich wollte lieber wissen, wo die Reste des alten Heliopolis zu finden waren. Ein freundlicher alter Herr in ägyptischer Tracht, der auch gut englisch sprach, klopfte mir verstehend auf die Schulter und meinte: „Effendi, da sind Sie zu weit gefahren; Heliopolis ist nicht hier; Heliopolis ist bei Kairo. Sie müssen zurückfahren“. Als ich mich nicht überzeugen ließ und weiterhin behauptete, hier müsse das alte Heliopolis liegen, gab er meinen Fall als „unbelehrbar“ verloren.

Mit meinen anderen Fragen hatte ich eben so wenig Glück. Das Bewußtsein, daß das Araberdorf Matarijeh auf dem Boden der althehrwürdigen Gottesstadt stand, ist völlig verlorengegangen. Schließlich kam ich mit allem Fragen von selber an das andere Ende des Dorfes. Da sah ich plötzlich mitten in einem Gurken- oder Melonenfeld einen zum Himmel ragenden Steinobelisken, 20 m hoch, der nun nicht mehr auf die ehrfürchtigen Scharen der Pilger herabblickte, sondern auf Gurken

und Melonen und arbeitende Fellachen, die sich über diesen Stein mitten in ihrem Felde höchstens ärgerten. Wo einst Tempelanlagen und Häuser standen, waren heute nur mehr Felder.

Ich schüttelte den Kopf ob eines solchen Schicksals. Was ist aus den „großen“ ägyptischen Göttern geworden? – Sie sind vergessen, wie ihre Tempel und Städte. Auf dem Rückweg suchte ich noch den „Baum der Jungfrau Maria“, unter dem die heilige Familie geruht haben soll. Der Baum ist wirklich alt; er soll auf einen noch älteren zurückgehen, und so fort...

Wie dem immer sei, ich setzte mich auf die knorrige Wurzel im Schatten dieses ehrwürdigen Baumes und suchte mir so lebhaft die heilige Familie auf der Flucht vorzustellen. Ein Mann, eine junge Frau, ein Kind, ein Esel ... Man braucht sich das nicht auszumalen, man braucht nur die Augen zu heben und sieht alles lebendig vor sich: eine ägyptische Familie, die auf ihrem Esel die staubige Straße entlangzieht...

6) Das Wasser und der Tod – Meadi, 15.V. 1951

„Wer einmal Nilwasser getrunken hat, kehrt immer wieder zurück“, lautet ein Sprichwort. Denn das Nilwasser ist nicht bloß zum Trinken da, es ist wie das Brot, das nährt und kräftigt.



[Abb. 3: Dahabija auf dem Nil.](#)

[Die Form dieser traditionellen Boote ist seit Jahrhunderten kaum verändert, 11/43.](#)

Der Orient ist sicher das Land, in dem man das Staunen nicht verlernt. – Die Schwestern des Krankenhauses von Meadi gaben mir für die „Hausbesichtigung“ als Führer ihren arabischen Diener Matbule mit, der auch ein wenig Deutsch versteht. In dieser Begleitung konnte ich mich in das arabische Dorf vorwagen. Allein wäre es mir nie gelungen, die Geheimnisse eines solchen „Hauses“ zu besichtigen.

Alles Leben hängt vom Vater Nil ab. Soweit die Kanalisierung reicht, soweit reicht auch das Grün der Felder. Wo die Bewässerung aufhört, beginnt jäh die Wüste.

Die erste Bekanntschaft am Anfang des Dorfes machte ich mit dem „Wassertreter“, der mit einer primitiven Pumpanlage Wasser aus dem tiefer liegenden Kanal auf die höher gelegenen Felder pumpte. Ein hohler Baumstamm wurde mit einer Kurbel in schwindelndem Tempo gedreht, wobei der Mann halb im Wasser stand. Die Anlage funktionierte wie vor mehreren tausend Jahren unter den Pharaonen. Sie wird auch weiter ihren Dienst tun, wenn nicht das Maschinenzeitalter dieser Primitivität ein Ende setzt.

Denn mehr als primitiv ist auch das Haus des Fellachen. Eine alte Frau traf ich gerade beim „Hausbau“. Alles, was man zum Hausbau braucht, liefert der Nil. Gebrannte Ziegel oder gar Steine kommen für die armen Fellachen nicht in Frage. Da muß schon die Erde und das Stroh genügen. Die Erde, wie sie überall zu finden ist, wird mit Nilwasser durchtränkt, mit Kleinstroh vermischt und geknetet, und dann ohne Lot und Winkel zu einer Mauer bis in die Höhe von eineinhalb bis zwei Meter aufgeführt. Die Sonne tut das ihre. In kurzer Zeit kann das „Haus“, oder besser gesagt die Erdhütte, fertig sein.

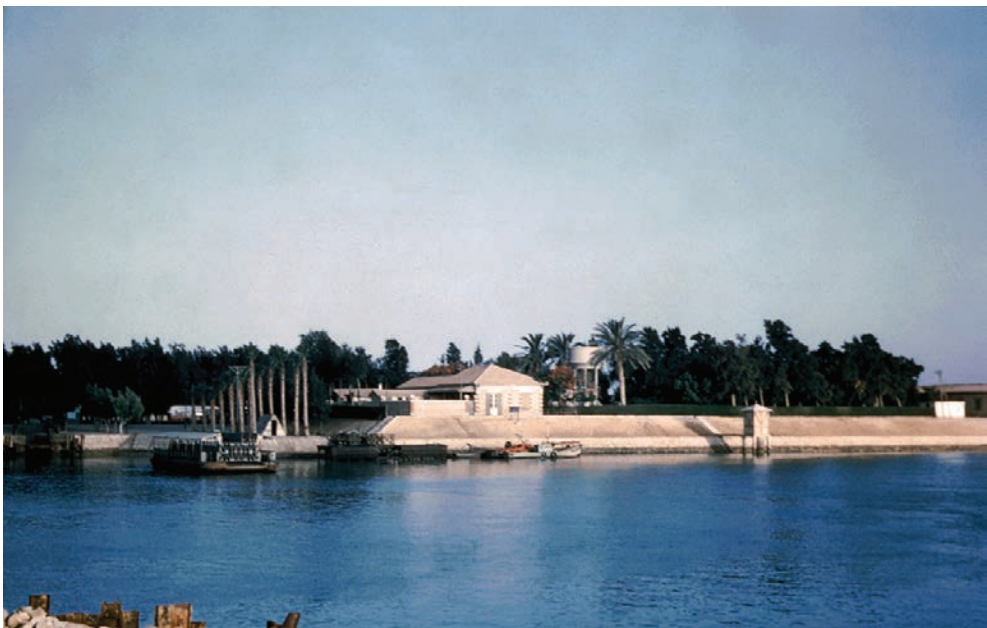
Die Einrichtung ist über alles einfach. Man braucht keinen Tisch, keine Bank und keine Sessel. Wozu denn auch? Es genügt eine Strohmatte, die man abends zum Schlafengehen auf die gestampfte Erde breitet. Wozu kostbares Bettzeug? Es genügen die paar Fetzen, die man am Leibe trägt. Wozu auch ein großer Herd für verschiedene komplizierte Speisen? Das „tägliche Brot“, das sind die Brotfladen, die täglich beim offenen Feuer zubereitet werden, das bißchen Milch, Käse, Erbsen, Linsen... und der Speiszettel des Fellachen ist fertig. Ein anspruchsloses Leben, wie es in Europa unvorstellbar ist. – Getrunken wird natürlich Nilwasser. Die Regierung hat versucht, große Wasserwerke anzulegen, in denen das Flußwasser zu Trinkwasser filtriert wird. Der Fellache verschmäht aber dieses gereinigte Wasser, und schlürft um so lieber das „nährhafte“ Nilwasser.

Ich habe nur so gestaunt, als ich einen alten Mann mit struppigem Bart sah, wie er sich niederhockte und aus einer schmutzigen Pfütze eine Handvoll um die andere schlürfte.

Wenn die Dämmerung anbricht, sieht man die Frauen und Mädchen, manchmal singend, manchmal laut schwätzend – selten still – zum Nil hinuntersteigen und Wasser schöpfen. Die Krüge werden mit großer Geschicklichkeit auf dem Kopf getragen. Statt der Tonkrüge sah ich auf manchem Kopf eine Konservenschachtel, die sich als Kostbarkeit in diese Gegend verirrt hatte.

In den meisten Häusern wird das Wasser in hohen Tonkrügen aufbewahrt, die es recht kühl erhalten. Oft mußte ich den angebotenen Trunk abweisen. Wehe dem Europäer, der ungefiltertes Nilwasser trinkt! Es wird ihm zum Wasser des Todes. Schon den Einheimischen macht es viel Beschwerden. Man braucht nur mit freiem Auge eine Handvoll solchen Wassers zu prüfen. Kleine rote Würmer schwimmen darin. Was würde erst die mikroskopische Untersuchung ergeben!?

Wenn in einem Dorf das Wasser verseucht ist, kann es daher geschehen, daß die ganze Ortschaft, bis zum letzten Mann, ausstirbt. Vor zwei Jahren herrschte hier eine Choleraepidemie. Ganze Dörfer starben aus. Schuld? – Das Lebenswasser des Nils, das vielen ein Wasser des Todes wurde.



[Abb. 4: Wohlhabende Familien sichern sich die schönsten Häuser am Ufer des Nil, 13/22.](#)

Da das Wasser mit viel Mühe herbeigeschafft werden muß, kann man verstehen, daß für Reinlichkeitszwecke nicht zu viel von diesem kostbaren Naß verwendet wird. Am schlimmsten wirkt sich dies bei den Kleinkindern aus. Ich habe Kindergesichter gesehen, von denen ich nicht behaupten möchte, daß sie heuer schon ein-

mal gewaschen wurden. Kein Wunder, daß sich gerade die Fliegen solche Gesichter aussuchen. Die Folgen davon sind Augenkrankheit und Blindheit.

Doch ich will nicht so pessimistisch schreiben. Vielleicht sind wir Europäer nicht mehr fähig, solch ein primitives Leben zu verstehen. Auf's erste wird es wohl jedem ergehen wie mir: Nur fort von hier! Dies ist kein Ort für uns!

Wenn man dann aber versucht, sich in die Seele dieses Volkes einzufühlen, sieht man auch andere Dinge. Der Vater, der vor seiner Erdhöhle saß und mit Frau und Kindern gerade die Mahlzeit nahm – Brot, Käse und Nilwasser –, antwortete auf meine Frage, wie es ihm gehe: „Al-chamdu-Allah! Kuwajis!- Gott sei Dank, gut!“

Als ich das Araberdorf verließ, folgte mir ein ganzer Schwarm von Kindern nach. Kinder gibt es so viel, wie Blätter am Baum. Obwohl wir schon gute Freundschaft geschlossen hatten, konnten sie es nicht lassen, mir ihre Hände entgegenzustrecken, und im Chor zu singen: „Bakschisch Abune! Bakschisch Abune!“

7) Die Perle des Orients: Damaskus, 5.VI.1951

„Auge der Wüste“, „Perle des Orients“ wird Damaskus genannt. Herrliche Namen der großen Sehnsucht – denn all diese Namen sind aus einer großen Sehnsucht entstanden und aus einer noch größeren Not, aus Sehnsucht und Not der Wüste. Endlos dehnen sich die weiten Durststrecken. Kein Baum, kein Strauch, keine Quelle erquicken Auge und Mund. Wenn man aber dann plötzlich von ferne das Rauschen einer Quelle hört und einen schüchternen grünen Streifen am Horizont sich abzeichnen sieht, so ist das wahrlich ein Wunder Allahs, ein Geschenk des Himmels.

Fast alle Abendländer, die das „Auge der Wüste“ besucht haben, sagen, Damaskus sei nur von weitem schön und anziehend; wenn man durch die dunklen Basare wandert, erkenne man plötzlich, daß die Perle in den Schmutz gefallen sei. Und doch war gerade diese Stadt berufen, wesentlich im Drama der alttestamentlichen Geschichte mitzuspielen. Als wir auf der Höhe des Antilibanon, von Beirut kommend, eine letzte Kehre machten, lag tief unten die Stadt Damaskus vor uns, wie ein Traumgesicht. Ich war wie gefesselt. Alle geschichtlichen Erinnerungen nahmen nun leibhaftige Gestalt an. Ich sah über der Oase die Gestalten König Davids, König Salomons aufsteigen, welche beide in das Schicksal der Stadt mächtig eingegriffen hatten; ich sah den Propheten Jesajah, der harte Worte gegen die aramäische Hauptstadt schleuderte..., ich sah vor allem Paulus, der von Süden her mit einer kleinen Reiterschwadron gegen die Stadt heranstürmte, haß- und wutschnaubend gegen die Christen.

Was hat Damaskus mit König David zu tun? – Unter König David erreichte das Reich Israel seine größte Ausdehnung und politische Bedeutung. Um das Jahr 1000 v.Chr. kam es zum ersten Kräftemessen zwischen Israel und den von Norden vordringenden Aramäern (Syrern). Die Entscheidungsschlacht wurde nördlich des Sees Genesareth ausgefochten. David schlug 20.000 Aramäer und erbeutete 1700 Kriegswagen. Unter den Geschlagenen befand sich auch eine Abteilung der Aramäer von Damaskus. Durch diese Niederlage verlor nun Damaskus seine Selbständigkeit. David setzte einen jüdischen Stadthalter ein und machte sich die Stadt tributpflichtig. Nach diesem Sieg beherrschte er auch die Karawanenwege der arabischen Wüste. Davids Großreich reichte also vom Bache Ägyptens (Nil?) bis zum „Großen Strom“ (Euphrath).



Abb. 5: Das „Auge der Wüste“: Anflug auf Damaskus, 1951, 24/46.

Unter Salomon gingen die Außenprovinzen des Reiches verloren. Die Aramäer von Damaskus benutzten eine gute Gelegenheit, schüttelten die jüdische Oberhoheit ab und erwählten sich einen eigenen König. Die Könige von Damaskus hießen meist Benhadad, d.i. Sohn des Hadad. Hadad war Kriegs-, Wetter- und Hauptgott von Damaskus. Ihm zu Ehren wurden große Tempelbauten aufgeführt. Unter diesen Königen erreichte Damaskus eine beträchtliche Blüte. Das Verhältnis zu Israel wird in dem Satz zusammengefaßt: „Und es war Krieg alle Tage zwischen Aram(Syrien) und Israel“.

Nur als beide Reiche daran waren, von der assyrischen Walze zu Tode gewalzt zu werden, reichten sie einander in letzter Stunde noch einmal die Hand zum Bündnis; doch dieses konnte das Verhängnis nicht mehr aufhalten. Der Prophet Jesajah erlebte von Jerusalem aus die Zerstörung von Damaskus durch die Assyrier. Die Stadt hatte sich lange verbissen gehalten; daher war das Gericht schrecklich. Wer aus der Stadt floh, wurde von den Belagerern entlang der Stadtmauer gepfählt. Auch den König ereilte dieses Schicksal.

Doch es gibt Städte, die, werden sie auch noch so oft zerstört, nicht sterben können. Zehnmal zerstört, wurde Damaskus elfmal aufgebaut. Und zur Zeit des Apostels Paulus erreichte die Stadt eine große Blüte. Damaskus war damals im Besitz der nabatäischen Könige, deren Hauptstadt Petra war, „die „Geisterstadt im Felsengebirge“; von dort aus beherrschten sie den ganzen arabischen Karawanenweg.

Ich bin viel in Damaskus herumgewandert, durch die dunkelsten Basare, durch lichte, moderne Wohnviertel; ich habe die Ommajadenmoschee betreten, die einst eine christliche Kirche war; ich bin vor Ruinen des alten Damaskus gestanden... Doch vor allem wollte ich den Spuren des Völkerapostels nachwandern. In Begleitung eines Franziskanerpaters gingen wir hinaus vor die Stadt und suchten den Ort von Pauli Bekehrung auf.



[Abb. 6: Die Umayyaden-Moschee, 1951, 24/44.](#)

Ich muß zugeben, daß ich mein Phantasiebild gewaltig korrigieren mußte. Nichts von einer romantischen Landschaft, man wollte denn den tief-staubigen Weg zwischen den hohen Friedhofsmauern romantisch nennen. Vor den Toren von Damaskus dehnt sich nämlich heute die Friedhofsstadt der verschiedenen Religionsgemeinschaften. Mitten darin, irgendwo, schwer zu finden, steht eine kleine Kapelle, die das Gedächtnis des Apostels Paulus festhält; bescheiden, und traurig genug für das große Ereignis.

Vom Ort des Sturzes vom Pferd wurde Paulus in die „gerade Straße“ gebracht. Sie heißt auch heute noch so und war einmal die wichtigste Straße von Damaskus; von einem Tor bis zum anderen hatte sie gereicht, 1500 Meter lang und 26 m breit. Rechts und links reihten sich Verkaufsläden und Wohngebäude. In einem dieser Häuser fand Paulus Aufnahme; hier vollzog sich seine innere Wandlung. Auch dieses Ereignis wird nur durch eine kleine, unterirdische Kapelle festgehalten. – Von dort wanderten wir die alte Stadtmauer entlang, von der Paulus in der Nacht heruntergelassen wurde. Die Fundamente der Mauer gehen auf die Römerzeit zurück.

Beim Gang durch Damaskus erschütterte mich die Elendsgestalt des auf verschiedene Konfessionen aufgespalteten Christentums. Es gibt zwar noch Kirchen; aber stärker als die Glocken schallt der Ruf von den Minaretten über die Dächer. Eine kleine, verängstigte Herde ist der Rest von Pauli Bekehrung in Damaskus. In der



[Abb. 7: Die Sultan-Süleyman-Moschee, 1951, 24/45.](#)

Franziskanerkirche im Viertel Bab-Tuma stand ich vor dem Märtyrerschrein. Der uralte Pater weiß noch von Augenzeugen zu berichten, die das Christengemetzel vom 9.-11.Juli 1860 miterlebt hatten; er nannte die Zahl von 6.000 hingsgeschlachteten Christen, nicht gezählt die Frauen und Mädchen, die in die Harems verschleppt wurden.

Die neue syrische Regierung ist zwar als tolerant und liberal bekannt, doch man kann nur mit Sorge auf den neu erwachenden Nationalismus schauen, der das Christentum durchaus nicht als seinen Freund betrachtet, da es doch mit der politischen Besatzungsmacht (den Franzosen) verbündet war.

8) Eine Königsstadt im Aufbau – Amman, 8.VI.1951

Die syrische Wüste durchquert! Die Augen brennen. Die trostlos ausgebrannte Erde hat zu sehr weh getan. Die Zunge klebt am Gaumen. Keiner mag ein Wort sprechen. Von Zeit zu Zeit treibt der Wind ganze Sandböen über unseren Wagen hinweg. Die Fenster sind trotz der Hitze geschlossen. Jeder duckt sich in eine Ecke, um mit „unendlicher“ Geduld die endlos wiederkehrende Straße an sich vorbeiziehen zu sehen. Der Karte nach müssen wir nun bald nach Amman kommen. Ich bin gespannt, wie die neue Hauptstadt Jordaniens uns empfangen wird.

Der Empfang war tatsächlich überraschend. Wer vor 20 Jahren Amman besuchte, fand ein größeres Dorf vor. Heute ist Amman eine Königsstadt im Aufbau. Es gibt kaum einen Fleck, wo nicht gebaut wird. Die steinigen Feldwege, auf denen einst Esel und Kamele ihre Lasten in gelassenem Tempo dahinschleppten, sind abgelöst von erstklassigen Asphaltstraßen, auf denen Lastautos in wahnsinnigem „orientalischem“ Tempo dahinrasen und den Begriff der Zeit mit Autohupen in den zeitlosen Orient hineintuten. Denn das Hupen lieben die Wagenlenker – wie kleine Kinder. Eine Fahrt durch einen Ort ist ein unablässiges Getute, bis die Buben zusammen- und die Tiere davonlaufen. Der Staub des Autos vermischt sich mit dem Fluchen der Fellachen.

Die Beduinen-Idylle hat sich in die tiefere Wüste zurückgezogen. Ich weiß zwar nicht, ob man dieses Leben wirklich eine Idylle nennen kann. Bevor ich die Beduinen aus der Nähe kennen lernen konnte, habe ich für sie geschwärmt. Die Bilder und Fotos in den Büchern schildern ja das Beduinenleben so schön: Ein Kamel am Horizont, eine ferne Sanddüne, ein offenes Zelt im Vordergrund, mit einigen Schafen und Ziegen; vielleicht noch ein Araber in seiner malerischen Tracht. Ist das nicht alles schön und romantisch? Jawohl, romantisch für den, der es nicht kennt! Für mich sind diese schmutzigen Zigeunerzelte und -dörfer zum Zeichen der Faulheit und Unfähigkeit geworden. In den inneren Steppengebieten mag ein solches

Leben seine Berechtigung haben; dort wächst ja nur die knappe Nahrung für dahinziehende Herden. Auf den fruchtbaren Hochebenen von Amman und Moab aber ist ein solches Leben nicht zu verantworten.

In der Römerzeit, und vor allem in den ersten christlichen Jahrhunderten, gab es hier Städte und Dörfer, Kirchen mit wunderschönem Mosaikböden, wie ich sie sonst nirgends gesehen habe. Dann kam zwischen 600–700 n.Chr. der Perser- und Arabersturm, und aus dem Fruchtgarten wurde eine Steppe, teilweise kahle, ausgebrannte Wüste, über die ein paar Nomaden ihre Herden dahintreiben, nicht ahnend, daß unter ihren Füßen eine große Kultur begraben liegt. Der Araber hat es verstanden, zu erobern und zu zerstören, er hat aber nicht gelernt, wieder aufzubauen.



[Abb. 8: Landschaft bei Amman, 1951, 25/09.](#)

Der Großteil der Arbeit ruht auf den Schultern der verachteten Frauen. Wenn man sieht, welche Lasten Araberfrauen auf ihrem Kopf dahinschleppen, tut einem das Herz weh. Noch vor 10 Jahren soll es in Amman für einen Mann unmöglich gewesen sein, sich mit einer Frau auf der Straße zu zeigen. Tief eingehüllt, meist mit einem schwarzen Schleier vor dem Gesicht, kann man auch heute noch diese „Gespenster“ durch die Straße huschen sehen. Seit dem Ersten Weltkrieg ist aber dieser Orient in einen vollständigen Umbruch hineingerissen worden. Das beste Beispiel hierfür ist eben die Hauptstadt Jordaniens, Amman. Nicht bloß Straßen werden gebaut, sondern auch Häuser. Ganze Reihen alter Behausungen werden niedergerissen und an

ihre Stelle neue, repräsentative Steinhäuser hingebaut, die einen gesunden, modernen Eindruck machen. Diesen Umbruch haben vor allem die arabischen Flüchtlinge aus Israel nach Amman gebracht. 30.000 Flüchtlinge hausen noch in Zelten um die Stadt herum. Wer Geld hat, sucht Boden zu fassen und eine neue Heimat zu gewinnen. Amman ist ein einziger großer Bauplatz geworden. Gebaut werden vor allem auch Schulen; denn das neue, junge Volk muß lesen und schreiben können. Meine arabischen Stempel und Empfehlungsschreiben haben mich kaum vor dem Erschießen retten können, weil die „Herren“ nicht lesen konnten. Das Revolutionäre im Schulwesen besteht aber darin, daß sogar für Mädchen Schulen errichtet werden. Man erkennt den Unterschied zwischen einem christlichen und einem mohammedanischen Dorf gleich daran, daß in den Christengemeinden von jeher auch Schulen für Mädchen waren, meist geleitet von irgendwelchen Schwestern, die unter größten Opfern dieses orientalische Leben teilten...

Doch als Alttestamentler interessierte mich vor allem das alte Amman, das in der Zeit Davids den stolzen Namen Groß-Amman führte. Das heutige Amman ist in das tief eingeschnittene Tal hineingebaut, das alte stand auf der Höhe, eine trutzige, uneinnehmbare Burg. Im Tal sind heute noch die Reste eines römischen Amphitheaters erhalten. Die Menschen aller Zeiten gehen ja gerne dorthin, wo es etwas zu sehen gibt, heute ins Kino, damals ins Felsentheater. Ich setzte mich am Eingang des Theaters nieder, um die Lage zu studieren, hatte aber nicht lange Ruhe. Denn das Theater ist heute „voll besetzt“. Wo unter den in Stein gehauenen Sitzen noch ein Raum ist, eine Loge oder ein Zugang, haben sich Heimatvertriebene eingenistet. Eine alte, gebrechliche Frau schleppte sich bei untergehender Sonne mit einer zerdrückten Konservendose (Aufschrift „Eggs“-Eier) über die Steinstufen durch den einstigen Zuschauerraum zu ihrer Behausung hinauf. Als sie stolperte, verschüttete sie das kostbare Wasser. Ein groteskes Theater! Erschüttert wandte ich mich ab. – Mein Blick blieb nun an der alten Ammoniterburg haften; oftmals zerstört, wurde sie immer wieder aufgebaut. Heute trauern aber Ruinen in die aufsteigende Nacht, da ja im modernen Krieg Burgen keinen Schutz mehr bieten können. Hier, vor den Mauern dieser Festung hat König David die große Sünde seines Lebens begangen. Denn zur Zeit, da die Könige Krieg zu führen pflegten, d.i. im Frühjahr, hatte David seinen Feldherrn Joab mit den Truppen gegen Groß-Amman geschickt. Er selbst blieb daheim in Jerusalem. In einer schwülen Nacht stieg er auf die Terasse seines Palastes, um Kühlung zu finden. Da sah er, wie die schöne Batseba, ebenfalls auf dem Dach eines Hauses, sich wusch. Er ließ sie holen und beging mit ihr Ehebruch. Um die Schande zu verbergen, ließ er Batsebas Mann, Uria, der ein höherer Offizier war, vom Feldlager im Amman heimrufen und gab ihm „großzügig“ Urlaub. Doch der Soldat verschmähte es, zu seiner Frau zu gehen und schlief auf der Erde im Wachthof. Daraufhin sandte ihn David mit einem Brief, in dem geschrieben stand,

man solle ihn an der gefährlichsten Stelle einsetzen, damit er sicher zugrundegehe, an die Front zurück. In den nächsten Tagen fiel Uria tatsächlich bei einem Sturm auf die Festung Amman, von seinen Kameraden im Stich gelassen, wie es der Befehl des Königs gewesen...

Als ich in einer Ecke des arabischen Pfarrhofes mein Nachtlager bezog und in einen vor Müdigkeit unruhigen Schlaf fiel, tanzten im Traum die Bilder der Wüste, der alten Ammoniterburg und der neuen Flüchtlingslager wild durcheinander. Mehr als einmal wachte ich auf bei dem Gedanken, daß es so viel Elend und Not um mich herum gab!

9) Zweimal verhaftet – Nebi Samwil, 11. und 12.VI.1951

Nur 6 km nördlich von Jerusalem erhebt sich rechts von der nach Ramallah führenden Hauptstraße ein 839 Meter hoher Hügel. Ich möchte ihn Pyramidenberg oder Stufenberg nennen. Denn von weitem sieht man, wie der Berg in mehreren Terrassen ansteigt. Wer etwas von Altertumskunde versteht, dem kommen diese Stufen sofort verdächtig vor. Die können nicht so gewachsen sein, da war sicher Menschenhand im Spiel. Tatsächlich begannen die Amerikaner hier zu graben und legten die Grundmauern der Stadt des Königs Saul frei, die man bisher nur aus der Bibel gekannt hatte, deren Lage aber in Vergessenheit geraten war.

Wer wird es einem Alttestamentler verübeln, wenn er sich entschließt, die Hauptstadt des Königs Saul zu besuchen? Also brach ich am Montag, dem 11. Juni 1951 das erste Mal von Jerusalem auf, um zur Saulsburg zu wandern. Ich stellte mir vor, wie schön es wäre, wenn man sich dort oben mitten unter den Ausgrabungen für ein Stündchen hinsetzen und die biblischen Texte nachlesen könnte. Ich nahm also meine hebräische Bibel unter den Arm – denn an einem so ehrwürdigen Ort kann man die Bibel nur im Urtext lesen – und wanderte heiteren Gemütes die Straße von Jerusalem nach Norden.

Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten... Schon war ich am Fuß des Hügels angelangt und sprang die Straßenböschung hinauf, da kam eine Polizeistreife angefahren. Ich hatte den Mann gar nicht kommen gesehen. Für ihn mußte es den Eindruck machen, als ob ich gerade vor ihm ausweichen wollte. So schrie er mich an und stellte mich. Das erste verdächtige Objekt war das Buch unter meinem Arm. Als er die hebräischen Buchstaben sah, war für mich die Sache verloren. Da nutzten keine Papiere und keine Worte. Er hielt das nächstbeste Auto an und ließ mich auf die Polizeistation nach Jerusalem bringen. Dort Leibesuntersuchung, um festzustellen, ob ich nicht doch ein Spion sei. Als ich gegen diese Behandlung protestierte, wollte man mich an die höhere Polizeistelle einliefern.

Schließlich erreichte ich, daß ein Polizist mit mir in mein Quartier ging. Erst als er die Schwestern sah, glaubte er mir und entschuldigte sich.

Da mir die Ausgrabungen von Tell-el-Ful so wichtig vorkamen, wollte ich es am Dienstag, den 12.VI.51 nochmals probieren. Diesmal setzte ich statt des Verdacht erregenden Tropenhelmes die arabischen Kefije auf – ein großes, nach hinten herunterhängendes weißes Tuch, das am Kopf mit einer schwarzen Schnur wie eine Krone festgehalten wird. So ausgerüstet konnte ich anstandslos, wie ein Einheimischer, die Saulsburg besichtigen und den vergangenen Zeiten nachsinnen.

Die Saulsburg hat eine wunderschöne Lage. Von hier aus kann man wahrhaftig das Land beherrschen. Der Blick umspannt die Jordanaunen, das Tote Meer, die jüdischen Berge im Süden, die Philisterberge im Westen; im Norden ragen die Berge von Samaria empor ... Besser hätte Saul nicht wählen können.

Eine Wegstunde genau westlich von der Saulsburg grüßt der Nebi Samwil, der Berg des Propheten Samuel, ins Land. Da die Sonne noch hoch stand, entschloß ich mich, querfeldein zum Nebi Samwil hinaufzusteigen.

Ich freute mich des schönen Tages, denn einige Wolken standen am Himmel und spendeten etwas Schatten in diesem schattenarmen Land. Ich will nicht lange die ausgetrockneten Felder schildern; hatte es doch in diesem Jahr fast gar nicht geregnet. Einige Weinstöcke und etliche Feigenbäume sind das einzig erquickende Grün. Ich möchte gleich von meinem Einzug in Nebi Samwil erzählen.

Die Begrüßung war keineswegs freundlich. Am Eingang des Dorfes traf ich gleich drei Männer in ihrer malerischen arabischen Kleidung. Ich grüßte sie freundlich. Die Antwort war handgreiflich. Ein alter Mann – später erzählte er mir, er sei 67 Jahre alt – packte mich aufgeregt beim Hemd und schrie: „Enta jahud!“ – „Du bist ein Jude“. Doch ich ließ mich nicht aus der Fassung bringen, besänftigte ihn und zeigte meine Papiere mit dem arabischen Stempel.

Nun schlug die Stimmung um. Da sie nun wußten, daß ich aus Österreich komme und Professor für all diese alten Dinge sei, luden sie mich zur Moschee ein. Am Eingang zur Moschee saßen wir nun, eine Versammlung von Männern. Vor diesem Forum mußte ich nun meine schwerste Arabisch-Prüfung bestehen. Ein alter, abgegriffener Koran wurde mir vorgelegt. Als ich aber aus der 2. Sure den Thronvers fließend herunterlas, nickten die Bärte wohlgefällig und befriedigt.

Ich dachte nun, alles Mißtrauen sei geschwunden, verabschiedete mich, um die alten Steinhäufen aus vergessener Zeit zu besichtigen. Die Moschee ist eine Kirche aus der Kreuzfahrerzeit. Damals nannte man diesen Berg Montjoie, Berg der Freude, weil die Pilger von hier aus das erste Mal Jerusalem erblicken konnten. Es

gibt noch einige Grabanlagen, die ich nicht besichtigen konnte; denn inzwischen nahm das Verhängnis seinen Lauf. Bei meinem Gang aus dem Dorf verfehlte ich den schmalen Pfad in Richtung Beth-Hanina und ging etwas zu weit die Talstraße hinab. Als ich den Fehler bemerkte, bog ich von der Straße ab, um querfeldein gehend, den richtigen Steig zu finden. Doch dieses Abirren war das Zeichen zum Angriff. Plötzlich hörte ich hinter mir Rossegetrampel, Geschrei, schließlich Schüsse. „Idäk la fog!“ „Hände hoch!“ Was will man gegen eine so brutale Gewalt anfangen? Mit lächelndem Gesicht – denn ich betrachtete das ganze immer noch als Scherz – übergab ich den Paß und hob die Hände hoch. Nachdem der Paß das hundertste Mal geprüft war, konnte ich die Hände senken, mußte aber doch ins Dorf hinauf vor den Dorfrichter. Einem solchen Menschen möchte ich nicht wieder begegnen. Hier sah ich, daß die Leidenschaft blind macht. Weder Paß noch Priesterkragen noch Beteuerungen konnten auf ihn einwirken. Er war von der fixen Idee besessen, ich sei jüdischer Spion, und hatte Befehl gegeben, auf mich zu schießen, als ich den Weg verfehlt hatte. Er wollte mich ins Polizeigefängnis nach El-Qubebe bringen. Nur dem vernünftigen jungen Führer der arabischen Legion verdanke ich es, daß ich freikam. Er versprach, mich mit zwei anderen Legionären – einfachen Bauernburschen ohne jede Uniform, die aber jetzt bewaffnet sind – an die Autostraße nach Jerusalem zurückzubegleiten.

Der Araber Palästinas erlebt den Juden als Eindringling und als Räuber. Er hat es verlernt, zwischen Fremd und Fremd zu unterscheiden. Jeder Fremde ist sofort verdächtig. Die Zeiten, wo man sich ruhig auf einen Hügel setzen und das Heilige Land studieren konnte, sind vorbei.

10) Durch den Siloatunnel – Jerusalem, 13.VI.1951

Buben können sehr schadenfroh sein, zumal wenn es sich um einen Fremden handelt, der sich in ihren Bereich eindringt. Es ist doch Vorrecht der Buben, durch den finsternen Siloatunnel zu kriechen. Dieser Chawatscha, dieser Fremde, wie will der überhaupt mit den langen Hosen durch das tiefe Wasser...? Ich wurde also nicht freundlich empfangen, als ich vom Tempelplatz in Jerusalem zur Marienquelle ins Kedrontal hinunterstieg. Am Eingang des Brunnenhauses trieben sich einige Buben herum. Von der Quelle, zu der man viele Stufen hinuntersteigt, drang das frohe Lachen und Kichern von Mädchenstimmen herauf.

Als ich meinen Willen kundgab, durch das Tunnel zu gehen, lachten die Buben etwas spöttisch, und als ich die Stufen hinabstieg, um ernst zu machen, begannen die Mädchen zu kreischen und zu schreien. „Was ist denn los?“ – dachte ich nur. Ein

verständiger Junge sagte mir: „Es darf doch kein Mann hinuntersteigen, solange Frauen und Mädchen an der Quelle sind!“

So setzte ich mich geduldig auf eine der Stufen und wartete. Da stiegen die Wasserträgerinnen herauf – denn es ist Hauptarbeit der Mädchen, das tägliche Wasser heimzubringen. Einige trugen einen irdenen Wasserkrug auf dem Kopf, wie es auch vor 2000 Jahren Sitte war, wie ihn auch Maria, die Mutter des Herrn getragen haben kann; die Mehrzahl der Mädchen war aber schon „modern“ ausgerüstet mit Benzinkanistern oder anderen Konservendosen.

Als die Luft rein war, konnte ich endlich zur Quelle hinab. Hier sprang das Wasser frisch und belebend aus der Erde hervor. Welche Kostbarkeit das Wasser ist, habe ich erst hier im Morgenland verstehen gelernt. Wo Wasser ist, da ist Leben; da gibt es Gras, Bäume, da können Mensch und Tiere hausen. Wo kein Wasser ist, erstreckt sich die Wüste, da ist Tod.

Nun aber ist Palästina von jeher ein sehr wasserarmes Land mit nur wenigen Quellen. Was die Erde nicht gibt, muß der Himmel geben. Jeder Tropfen Regenwasser wird in Zisternen gesammelt. Die Gründung einer Stadt war in alter Zeit vom Vorhandensein einer Quelle abhängig. Da die Zeiten aber unsicher waren, konnten die Städte nicht in der freien Ebene erbaut werden, sondern auf der Höhe der Hügel oder Berge. Die alten palästinischen Städte waren daher nicht „Städte“ im modernen Sinn, sondern glichen vielmehr unseren Burgen, die mit Wall und Graben und hohen Mauern gegen jeden Angriff geschützt waren.

So war auch das alte Jerusalem „eine Stadt auf dem Berge“. Die Jebusiter fühlten sich darin so sicher, daß das Sprichwort entstand: „Es genügt ein Lahmer, um Jerusalem zu verteidigen“. Doch diese Stadt hatte einen wunden Punkt, den Joab, der General Davids, bald heraus hatte. Es heißt nämlich, daß Joab durch einen Brunnenschacht von unten in die Stadt einstieg, die Tore von innen öffnete, so daß die Soldaten eindringen und die Stadt einnehmen konnten.

Woher sollte eine Stadt auf dem Berge ihr Wasser nehmen? Auf Bergesgipfel entspringen keine Quellen. Diese sind meist in der Talsohle zu finden. In friedlichen Zeiten konnten die Frauen und Mädchen getrost zur Quelle hinabsteigen, um Wasser in die Stadt hinaufzutragen. Was aber in Kriegszeiten? – Wir finden in einigen kanaaniischen Städten die Reste eines Schachtes, der vom Inneren der Stadt zu der Quelle außerhalb hinunterführt. Solche technische Gewaltleistungen sind nur durch drohende Kriegsgefahr erklärbar.

Einer solchen Notzeit verdankte auch der Siloa-Tunnel in Jerusalem seine Entstehung. Von Norden her wälzte sich immer beängstigender die assyrische Kriegswal-

ze heran. Kaum eine Stadt hatte bisher standhalten können. Und Jerusalem? Alle Befestigungen nützten nichts, wenn die Stadt kein Wasser hatte.

Daher gab König Ezechias den Befehl, durch den Berg einen Tunnel zu treiben, um das Quellwasser für die Stadt zu sichern. Beim Heranrücken des Feindes wurde die äußere Quelle verschüttet. Man begann an beiden Seiten des Berges zu graben. – Heute noch merkt man am Verlauf des Tunnels die Hast und Unruhe jener bedrohten Zeit. Der Tunnel verläuft nicht grade; in der Mitte des Berges macht er eine Wendung im rechten Winkel. Dort wo die Arbeiter von beiden Seiten aufeinandertrafen, wo Pickel an Pickel schlug, wurde eine Inschrift angebracht, die heute im Museum zu Konstantinopel zu sehen ist...

So stand ich also unten an der berühmten Quelle, zog meine Sandalen und Socken aus und „strickte“ die Hose soweit wie möglich herauf. Zwei Buben erklärten, mit mir gehen zu wollen. Das Schicksal wollte es, daß ich ausrutschte und mit samt der Hose bis zur Mitte ins Wasser glitt; es war gerade an der tiefsten Stelle. Mitleidige, hämische Blicke...

Es wäre nicht der Wahrheit entsprechend, wenn ich den Gang durch den Berg als „gefährlich“ schildern wollte. Man kann fast durchwegs aufrecht gehen. Vor einer stattgehabten Generalreinigung soll der Tunnel allerdings derart angeschwemmt gewesen sein, daß man teilweise auf dem Bauche kriechen mußte. Heute ist auch schon wieder alles mögliche Zeug angeschwemmt, so daß ich keine Lust hätte, aus diesem Wasser zu trinken. Da ich sehr langsam ging und jede Stelle genau untersuchte, brauchten wir für die ungefähr 550 Meter eine halbe Stunde. Als wir uns dem Ende des Tunnels näherten, riefen meine beiden Jungen: „Ja banat! Achtung, Mädchen!“ Ein Warnruf, daß die Mädchen die Quelle zu verlassen hätten, bis wir Männer wieder ans Licht des Tages gestiegen wären. Ich setzte mich noch ein wenig an die Sonne, um meine Kleider zu trocknen; dann stieg ich durch das Misttor in die Stadt hinauf.

11) Wo das goldene Kalb stand... – Bethel, 14.VI.1951

Einer der bewegtesten Reichstage war jener nach dem Tode des Königs Salomon, in Sichem. Der Thronfolger Roboam war gekommen, die Vertreter aller Gauen waren zugegen. Schwüle Luft lag über der Stadt. Heute mußte die Entscheidung über die Zukunft fallen. So konnte es nicht weitergehen. Salomon war zwar wegen seiner Weisheit und Pracht beliebt; er hatte aber am Ende seiner Regierungszeit seine ganze Volkstümlichkeit verloren. Seine Hofhaltung und seine Bauten hatten ungeheure Summen verschlungen. Für die Auslagen des Sonnenkönigs mußte das Volk

aufkommen: die Steuern wurden immer höher bis zur Unerträglichkeit emporgeschraubt. So konnte es wahrlich nicht weitergehen.

Beim Tod des Königs Salomon ging ein Aufatmen durch das Land. Man setzte alle Hoffnung auf den Thronfolger, daß er die Steuern ermäßigen und die Abgaben erleichtern werde. Aller Augen waren also auf den Reichstag nach Sichem gerichtet.

Es kam zur Sitzung. Beschwerden wurden vorgebracht, Erleichterungsvorschläge gemacht. Der König Roboam zog sich dann zurück, um sich zu beraten. Er fragte zuerst die alten Ratgeber, die noch vor seinem Vater gestanden waren. Sie rieten zur Milde: „Wenn du dem Volke diesmal entgegenkommst, wirst du die Herzen aller gewinnen!“ – Der junge König nickte und entließ seine betagten, erfahrenen Berater. Dann rief er die Jungen herein, die mit ihm aufgewachsen waren. Die Beratung wurde immer leidenschaftlicher: „Nachgeben? Unmöglich! Wenn du jetzt nachgibst, bist du für immer den Launen dieses Volkes ausgeliefert!“ Roboam besann sich nicht lange und entschied sich für den Weg der Härte. Dem Volke sagte er: „Mein kleiner Finger ist dicker als die Lenden meines Vaters. Hat er euch mit Peitschen geschlagen, so will ich euch mit Skorpionen schlagen...“ Diesen Worten folgte unheimliche Stille, wie vor Ausbruch eines Gewitters. Bald zischt da, bald dort ein Schrei der Empörung auf. Bald beginnt ein Gemurmeln der Menge, das sich immer bedrohlicher an den Sitzungssaal heranschiebt: „Wir wollen Nachlaß der Steuern und Abgaben!!!“

Dem jungen König wird es bang. Er schickt Adoram hinaus, um zu vermitteln. Als die Menge den Vermittler des Königs erblickte, brach der Sturm los. Gestalten bückten sich und suchten Steine; bald flog schon da einer, bald dort. – Adoram brach im Steinhagel tot zusammen und wurde von der wütenden Menge zertrampelt. Der König erreichte mit knapper Not seinen Wagen und floh aus der Stadt. Damit war die Herrschaft des Davidshauses über das Nordreich zu Ende. Die Nordstämme suchten sich einen anderen König – dieser stand bereits in ihrer Mitte. Es war Jeroboam, seines Zeichens Revolutionär; denn er hatte noch zu Lebzeiten Salomons den Mut gehabt, sich gegen die Ausbeutungspolitik zu erheben. Dafür mußte er ins Ausland flüchten. Er begab sich nach Ägypten, und wartete dort den Tod des Tyrannen ab.

Der Tag von Sichem war Wasser auf seine Mühle. Einstimmig wurde er zum König des Nordreiches erwählt. Was Wirtschafts- und Außenpolitik anbelangt, scheint er eine glückliche Hand gehabt zu haben. In der Religionspolitik schlug er aber einen Kurs ein, der in der Folge dem Nordreich zum Verhängnis wurde.

Denn eines Tages mußte er sich sagen: Israel stellt doch, religiös gesehen, eine Einheit dar, auch über die politische Trennung in Nordreich und Südreich hinweg. Jerusalem ist und bleibt das religiöse Zentrum des Volkes. Dort ist der herrliche neue

Tempel, dort der Opferaltar; dort werden die Jahresfeste gefeiert; dorthin werden auch weiterhin die Nordstämme pilgern wollen. Wenn sie aber in Jerusalem die religiöse Einheit erleben, werden sie wieder Sehnsucht bekommen auch nach politischer Einheit. Und eines Tages werden sie kommen und Jeroboam aus dem Wege schaffen, um des einen Reiches willen...

Jeroboam erkannte also klar in der Religion den Erzfeind seines Thrones. Daher ging er mit Schlaueit ans Werk, um diesen Feind zu bezwingen. Religion muß es geben. Ohne Religion kann das Volk nicht leben. Warum aber soll das Volk gerade nach Jerusalem, in das verhaßte Juda hinaufpilgern? Schaff dem Volke andere, neue Heiligtümer, und Jerusalem wird bald vergessen sein! Daher ließ Jeroboam in Bethel, an der Südgrenze seines Reiches und in Dan im Norden je einen herrlichen Tempel bauen, darin das goldene Kalb aufstellen und ausrufen: „Seht her, da euer Gott, der euch aus Ägypten herausgeführt hat!“ Die Grenze gegen Süden wurde gesperrt, die Pilgerfahrt nach Jerusalem verboten. Mit dieser königlichen Verfügung waren vor allem Priester, Leviten und Propheten nicht einverstanden. Sie mußten auswandern. Darauf schuf der König ein neues, ihm gefügiges Priestertum und führte einen neuen Festkalender ein.

Bethel war ja ein altehrwürdiger Ort: Hier hatte bereits der Patriarch Abraham seine Zelte aufgeschlagen und dem Allmächtigen seine Opfer dargebracht; hier schlief Jakob auf der Flucht vor Esau auf einem Stein und sah die Himmelsburg und die Engel Gottes auf- und niedersteigen. In Bethel gab es auch eine Prophetenschule unter der Leitung eines „Abtes“; hier hatte sich auch jene schreckliche Szene abgespielt, als 40 Buben, die den Propheten Elisäus verspottet hatten, von Bären zerrissen wurden. – Mit diesen und anderen biblischen Erinnerungen bewaffnet, ging ich die alte Stadt Bethel suchen. Der Name existiert heute nicht mehr. Es heißt in den Büchern, dort wo heute das arabische Dorf Beitin steht, sei einst Bethel gewesen. Damit hatte ich einen sicheren Wegweiser.

Am Eingang von Beitin sah ich auf einem Hügel in einer Ruine einen Ziegenhirten sitzen. Er saß unbeweglich, als gehörte er zur alten Mauer, und dachte vielleicht über tiefe Geheimnisse nach; vielleicht dachte er auch an gar nichts. – Als ich näher kam, löste er sich vom Gestein, hielt mir eine alte Münze hin und hoffte auf guten Bakschisch. – Ich hatte vermeint, hier die Reste des alten Bethel zu finden, hatte mich aber getäuscht. Die Ruine stammt von einer arabischen Burg, die in eine zerstörte christliche Kirche hineingebaut war. Burg wie Kirche sind Ruinen. – So suchte ich die Hügel ringsum ab nach dem alttestamentlichen Bethel. Es müßte doch leicht zu finden sein, da die Amerikaner dort gegraben hatten. Da ich nichts fand und es Abend wurde, mußte ich wohl oder übel an den Heimweg denken. Ich war schon 10 Minuten außerhalb des Ortes, da heftete sich ein Bursche an meine Fersen. Als

ich ihn nach den Ausgrabungen fragte, wies er auf einen Steinhaufen mitten im Dorf. Halb im Laufschrift kehrte ich zurück; wir sprangen über die Feldmauern und liefen, bis ich das Vergnügen hatte, oben auf dem Steinhaufen zu stehen. Doch hier sah ich auch nichts von den Ausgrabungen, denn diese waren wieder zugeschüttet worden. So schlummert das alte Bethel mit seinem goldenen Stier unter der Erde weiter, ein Friedhof und ein Gericht zugleich!

12) Gespenst in den Ruinen – Ai, 15.VI.1951

Da sprach der Herr zu Josue: Sei ohne Furcht und zage nicht!
Nimm alles Kriegsvolk mit dir! Auf! Ziehe gegen Ai hinauf!
Siehe, ich gebe den König von Ai, dessen Volk, Stadt und Land in deine Hand!
(Jos 8,1)

Wie kommt man nach Ai? – Auf verschiedenen Wegen! Mein Weg führte von Jerusalem nach Norden. In Jerusalem bestieg ich den gewöhnlichen Bus, in dem schon viele arabische Bauern saßen, die mich verdächtig musterten. Doch in meiner Anfangsbegeisterung sah ich diese argwöhnischen Blicke nicht. Ich war noch ganz im Banne des Neuen: Endlich im Heiligen Land auf den Spuren der Bibel! Da vergißt man Krieg und Kämpfe und lebt nur den Gedanken an die einstige Menschwerdung des Wortes Gottes in diesem Land. Ich meine jetzt nicht bloß die Menschwerdung in Jesus von Nazareth, dem Sohne Gottes; das Wort Gottes hat in den langen Jahrhunderten der Geschichte verschiedentlich Gestalt angenommen, in Propheten, Königen und Richtern. Beschäftigung mit der Geschichte Palästinas ist daher nicht einfach profanes Geschichtsstudium oder Archäologie, sondern ist ein Nachgehen in den Spuren des Meisters. – Soviel als theologischer Vorgedanke, als Präludium zu meiner Arbeit.

Die Endstation des Autobusses ist Ramallah. „Alles aussteigen!“ – Es hat ja keinen Sinn, weiter sitzen zu bleiben, denn der Bus wird ja doch nicht weiterfahren. Da heißt es schon, sich selber zu Fuß, zu Esel oder Roß durchzuschlagen, wenn man den verrückten Gedanken hat, nach Ai zu kommen.

Ich verfehlte nach meinem Plan zunächst die richtige Straße. So blieb mir nichts anderes übrig, als irgendwo zu fragen. Da stand ein arabischer Offizier vor seiner Villa. Als er mich hilflos herumirren sah, begann er selber zu fragen, was ich wollte und suche. Sobald er gemerkt hatte, daß ich deutsch sprach, lud er mich zu sich in sein Haus, denn seine Frau sei Schweizerin. Nach kurzer, herzlicher Begrüßung der jungen Frau holte der Offizier seinen Jeep heraus und fuhr mich soweit an Ai heran, wie eben nur ein Jeep fahren kann.

Doch wer wußte noch etwas von dem alten Ai? Auf der Generalstabskarte war kein Hinweis auf diesem Ort zu finden. Der heutige arabische Name lautet Et-Tell, auf Deutsch einfach „Ruine“. Das hebräische Wort „Ai“ bedeutet schließlich auch nichts anderes als „Ruine“. Der Offizier fuhr mit seinem Jeep zurück und ich stand nun auf freiem Feld inmitten einer wilden Felsenlandschaft. Der Wind pffte über die Höhen, vom Westmeer herkommend; so war es angenehm kühl trotz des warmen Junitages. Am Horizont sah ich ein Felsenwirrwarr aufragen, das nur von den Ausgrabungen herrühren konnte. Denn seit 1934 waren die Ausgrabungen durch die Stiftung von Baron E. von Rothschild ermöglicht worden. Die Leitung lag in den Händen von Frau J. Marquet Krause. Kurz bevor ich an den Ruinenhügel herankam, entdeckte mich ein Hirtenbub, der einige Ziegen hütete. Er sprang auf mich zu und winkte lebhaft. Er schrie mir auch einige arabische Worte zu, die ich jedoch nicht verstand, da der Wind ihm das Wort aus dem Munde stahl und wegwehte.



Abb. 9: Claus Schedl im Bus – allerdings als Reiseleiter um 1980, 56/26.

Endlich war ich oben auf dem Ruinenhügel, der 3 km südöstlich vom alten Bethel liegt. Der Wind war unheimlich, und so stieg ich hinab in die Ausgrabungsschächte und -gräben. Mit jedem Meter kam ich in ein entfernteres Jahrtausend. Bereits im 3. vorchristlichen Jahrtausend blühte hier auf diesem Hügel eine hohe Kultur. Die Stadt war eine schier uneinnehmbare Festung. Doch dreimal wurde sie im 3. Jahrtausend zerstört, obwohl die Stadtmauern eine Dicke von 6 Metern aufweisen und an den gefährdeten Punkten noch eine zweite Mauer vorgebaut ist. Auf dem höchsten Teil des Hügels befand sich der Königspalast. Im Untergeschoß war ein Saal, 20 m lang und 6 m breit. Das Obergeschoß war wahrscheinlich aus Holz und Lehm gebaut. Damals gab es ja

noch Holz in dieser Gegend. Heute muß das Auge weit wandern, will es einen Baum finden.

Selbstverständlich hatte die alt-kanaanäische Stadt einen Tempel. Die Zerstörung schien so überraschend über die Stadt gekommen zu sein, daß man nicht Zeit hatte, irgendetwas in Sicherheit zu bringen. Der Tempel ist in drei Teile gegliedert: Vorhof mit Brandaltar, auf dem noch Knochenreste und ein Messergriff sich fanden; desgleichen fand sich dort ein Holzpfehl, Sinnbild der Fruchtbarkeitsgöttin Aschera; an den Wänden lagen Scherben von Krügen und Schalen. Im zweiten Hof fand man einen Steintisch mit zwölf Schalen und drei Gruben für Opferreste. Im dritten Raum stand auf einem verputzten Altar in einem Kreis von fünf Steinen noch unbeschädigt ein rotbemalter Tonkrug.

Die größte Blüte dieser Stadt fällt also in die Zeit von 3000–2000 vor Chr. Um 2000 wurde sie derart zerstört, daß sie 800 Jahre eine Ruine blieb. Vielleicht stammt von daher der Name Ai, d.i. „Ruine“. Um 1200 wurde die Stadt neu besiedelt; die Siedlung verschwand aber schon nach 150 Jahren, zurück blieb erneut eine Ruine. Welches Ai haben also die Israeliten bei ihrer Landnahme unter Josua zerstört? – Es heißt die Frage vereinfachen, wenn man harmonisiert und gleichsetzt. Pater Vincent, Professor für Archäologie an der Bibelschule der französischen Dominikaner in Jerusalem schlug folgende Lösung vor: „Zugegeben! Josue fand nicht die im 3. Jahrtausend blühende Stadt Ai vor. Diese war bereits lange von ihm zerstört worden. Aber dieser Hügel hatte eine derart strategische Wichtigkeit, daß die Kanaanäer hier ihren Widerstand gegen die aus Osten eindringenden israelitischen Beduinenstämme konzentrierten. Der Kriegslust Josues gelang es aber, diesen Widerstand bei den Ruinen von Ai zu brechen und die aufgebauten Festungswerke wieder vollends zur Ruine zu machen!“ Eine sehr verständliche Lösung, die auch mit dem archäologischen Befund durchaus vereinbar ist.

Ich stieg also in den Gräben herum, bestaunte die Wucht der alten Mauern. Schließlich setzte ich mich in einem windgeschützten Graben nieder, um etwas auszurasen. Da entdeckte mich oben vom Hügel ein Mädchen, das auf irgendetwas aufzupassen hatte. Erschreckt warf sie die Hände zum Himmel und stürmte schreiend davon. Bald sah ich den Erfolg ihres erschreckten Aufschreies. Eine große Schar von Frauen und Mädchen kamen den Berg heraufgelaufen, um das Gespenst in den Ruinen zu sehen. – Vielleicht habe ich tatsächlich so gespenstisch ausgesehen; denn ich stieg ja aus vergangenen Jahrtausenden wieder an das Licht der Gegenwart empor. Ich legte meine Hand auf das erschreckte Kind und sagte in unbeholfenem Arabisch: „Hab‘ keine Angst, mein Kind, ich tu dir ja nichts zuleide!“

Die Frauen gingen in ihr Dorf zurück. Ich wanderte wieder westwärts gegen Bethel und Ramallah. Für das letzte Stück des Weges bot mir ein freundlicher Bauer seinen Esel zum Reiten an.

13) Ausgrabungen um das Lazarusgrab – Bethanien, 17.VI.1951

Kapharnaum war die Stadt der großen Wunder und Reden Jesu. Unter den Fischern von Kapharnaum suchte er sich seine Jünger aus. Kapharnaum war einfachhin „seine Stadt“. Doch Kapharnaum, das gleichsam bis zum Himmel erhoben war, nahm das Wort Jesu nicht auf. Der Meister fühlte sich in seiner Stadt nicht mehr wohl. Er sah sich gezwungen, das „Wehe“ über diese so sehr geliebte Stadt auszurufen.

Einen Ort gibt es aber in Palästina, den Jesus mehr liebte als die anderen Städte und Dörfer seiner Heimat. Gerade dieser Umstand zeigt uns Jesus in gewinnendstem Lichte. Jesus war Mensch, ganzer Mensch mit einem fühlenden Herzen, in Freundschaft mit Menschen verbunden. Wir denken uns den Herrn viel zu sehr in seiner göttlichen Würde über alles Menschliche hinausgehoben. Und doch ist Jesus zuerst und vor allem als Mensch in der gewinnendsten Weise durch das Heilige Land gewandert. Wenn er von diesen Wanderungen zu sehr ermüdet war, gab es einen Ort, an den er sich gern zurückzog: Bethanien, ca. drei Kilometer östlich von Jerusalem, hinter dem Ölberg gelegen. Dort wohnte Lazarus, den Jesus „Freund“ nannte. Dort wohnten die Geschwister des Lazarus, Maria und Martha, denen Jesus mit bevorzugter Liebe zugetan war. Hier in Bethanien geschah das große Wunder der Totenerweckung des Lazarus. Von Bethanien aus trat Jesus am Palmsonntag seinen Triumphzug nach Jerusalem an.

Bethanien, ein Ort voll der schönsten biblischen Erinnerungen! Daher war ich von stiller Neugier erfüllt, dieses Stück heiliger Erde zu besuchen, das der Herr so sehr geliebt hatte. Meine Neugier wurde noch gesteigert, als ich hörte, die Franziskanerbibelschule habe unter der Leitung des Professors für Archäologie, P. Sylvester Saller, in Bethanien drei Kirchen ausgegraben...

Jerusalem, 18. Juni 1951: Am Damaskustor war ich nachmittags um halb drei Uhr mit den beiden Archäologen P. Sylvester und P. Bellarmino verabredet. Der Platz vor dem Tor ist ein großer Autopark. Von hier fahren Autobusse nach allen Richtungen; hier stehen auch Taxis in großer Zahl. Als wir auf dem Platz auftauchten, stürmten gleich eine ganze Schar Taxi- und Autobuslenker auf uns zu: „Abuna – wohin? Kommen sie zu mir! Der Wagen ist ausgezeichnet. Ich fahre gut und billig...“ Die Autobusse fahren hier erst ab, wenn sie voll sind, so daß man manchmal seine Geduld erproben kann. Der Schnelligkeit halber nahmen wir daher ein Taxi, fuhren am Herodestor vorbei, hinab ins Kedrontal, am Gethsemanegarten vorbei, über den

Ölberg... In zehn Minuten waren wir bereits an Ort und Stelle.

P. Bellarmino machte sich mit einem Arbeiter daran, einige Meßarbeiten am Ausgrabungsgelände durchzuführen. P. Sylvester, der Chef der Ausgrabungen, führte mich nun in die Geheimnisse dieses Trümmerhaufens ein. Denn der erste Eindruck, den ich hatte, war der eines Trümmerhaufens. Ein gewaltiger Berg von Schutt und Steinen. Arbeiter fuhren unermüdlich hin und her, um den Berg noch größer zu machen. Die Größe dieses Schutthaufens läßt auf die Größe und Mühsal der Arbeit schließen. Man wußte nur mehr aus fernen Erinnerungen, daß hier einmal eine Kirche gestanden haben könnte. Schutt war auf Schutt gehäuft. Und auf den Schutt hatten die Araber ihre armseligen Hütten draufgebaut. Bevor die Grabungen begonnen werden konnten, mußten diese Hütten aufgekauft werden. Was das aber bedeutete, versteht nur der recht, der die orientalischen Rechtsverhältnisse kennt. Ein Haus hat z.B. nicht nur einen einzigen Herrn und Besitzer, sondern Brüder, Verwandte und Kindeskinde haben einen Anteil. Diesen Umstand benutzen die Mohammedaner, um die Ausgrabungen immer wieder zu verhindern und zu hintertreiben. Trotz aller Schwierigkeiten sind die Grabungen heute soweit gediehen, daß man die ursprüngliche Anlage und Geschichte klar erkennen kann.



Abb. 10: Das Damaskustor in Jerusalem,
1951, 49/31.

Ein scharfer Wind trieb uns den Staub in die Augen. Doch was macht schon Staub und Schmutz, wenn man in die vergangenen Jahrhunderte und Jahrtausende hinabklettern kann? Am Grunde angekommen, traute ich meinen Augen kaum. Ein Arbeiter kehrte mit einem Besen die Erde weg. Da erschien ein wunderschöner Mosaikboden, die Farben so frisch, als ob er erst neu gelegt worden wäre. Herrliche, schlanke Steinsäulen lagen da, aber in Stücke zerbrochen. Man kann klar den Altar-

raum erkennen, das Kirchenschiff, die Sakristei. Hinter der Kirche schloß sich ein Hof an, der zum Lazarusgrab führte. Die Kirche zeigt die gleiche Anlage wie die von Kaiser Konstantin erbaute Grabeskirche auf Golgatha, dürfte also aus dieser Zeit stammen. Die älteste Kirche wurde nach kurzer Zeit durch ein Erdbeben zerstört. Aber die Christen scheuten die Opfer nicht und bauten an der gleichen Stelle eine neue Kirche, größer und stärker. Der Fußboden liegt einen halben Meter über dem ersten, ist ebenfalls in Mosaik ausgeführt, aber lange nicht so schön wie der erste. Als diese zweite Kirche im Arabersturm zugrunde ging, bauten die Kreuzfahrer eine neue, dritte Kirche am gleichen Ort, dazu ein großes Kloster. Mit dem Fehlschlagen der Kreuzzüge war auch das Schicksal dieser großen Anlage besiegelt. Unter Saladin, dem Eroberer von Jerusalem, wurde Kirche und Kloster zerstört, Ruinen blieben zurück, in die sich Familien einnisteten. Ein Teil wurde als Moschee eingerichtet.

Man fragt sich, warum die Christenheit mit so hartnäckigem Eifer gerade an diesem Ort festhielt. Doch wohl nur deshalb, weil man wußte, daß hier das Grab des Lazarus war, an dem der Herr das unerhörte Wunder der Totenerweckung gewirkt hatte. Tatsächlich befindet sich die ganze Anlage inmitten eines Gräberfeldes. Der Ausdruck „Feld“ ist natürlich falsch, weil die Gräber in den Felsen eingehauen sind und eher Wohnkammern gleichen als unseren Gräbern. Der Zugang ist ein kleines Felsenloch, das mit einer Steinplatte verschlossen wurde. Ich ließ es mir nicht nehmen, in einige solche Gräber hineinzukriechen und sie genauer zu besichtigen. In einem fanden sich noch die Gebeine des Toten. Dem Typ und der Art nach gehen diese Gräber bis ins erste Jahrhundert n. Chr. zurück. Dadurch wird die Echtheit jenes Grabes bestärkt, das man noch heute als Lazarusgrab zeigt. Dieses hat aber den Grabescharakter ganz verloren, da es schon im Altertum als Kapelle eingerichtet wurde.

Als wir mit schmutzigen Händen und Kleidern wieder heraufkletterten, war die Sonne bereits hinter dem Ölberg untergegangen. Die letzten Strahlen fielen noch auf die Berge jenseits des Jordan. Der Berg Nebo, von dem aus Moses ins Gelobte Land schauen durfte, war zum Greifen nahe. In der Tiefe schlummerte das Tote Meer und die Jordanaue. Ein herrliches Stück Erde, wo man frei und weit werden muß. Als wir über den Ölberg ins Kedrontal hinabwanderten und ich einen letzten Blick auf das stille Bethanien zurückwarf, wunderte ich mich nicht, daß Jesus diesen Platz – menschlich gesprochen – lieb haben mußte.

14) Die in den Gräbern wohnen... Deir Chasanehm, 18.VI.1951

In den Evangelien kann man lesen, daß Jesus einen Besessenen heilte, der „in den Gräbern wohnte“. Diese Stelle ist mir immer sonderbar vorgekommen. Wie kann man schon in „Gräbern“ wohnen? Auf meinen Streifzügen durch das Heilige Land habe ich fast jedes Mal bewohnte Gräber gefunden. Am eindrucksvollsten war das Josua-Grab. Solch groteske Gegensätze können Menschen nicht erfinden. Diesmal fuhr ich nicht allein; wir waren unser fünf: ein Belgier, ein Franzose, ein Kanadier und ich als Österreicher, lauter Spezialisten für Heilige Schrift. Als Fünfter kam ein arabischer Führer dazu. Mit einem Taxi amerikanischer Herkunft fuhren wir durch das Hügelland von Ephraim, besuchten unter anderem auch das Dorf Deir Chasanehm, das einmal – wie die Leute selber noch erzählen – ganz christlich war, aber dann mit Militärgewalt mohammedanisch gemacht wurde. Christliche Baureste sind noch an der Moschee und an den Häusern erkennbar.

Am späten Nachmittag erreichten wir die Stadt Josuas. Wer die Schrift kennt, weiß, was der Name Josua in der Geschichte Israels bedeutet. Er war Nachfolger des großen Moseh, des Führers durch die Wüste. Moseh konnte das gelobte Land nur aus der Ferne, vom Berg Nebo aus, sehen; Josua aber hat das Werk des Moseh vollendet und das Land Kanaan mit Feuer und Schwert erobert. Zuerst belagerte er Jericho, dann Ai; dann lieferte er eine siegreiche Schlacht gegen die fünf Könige des Südens; schließlich auch eine ebenso siegreiche Schlacht gegen die vereinigten Könige des Nordens. Zu seinen Lebzeiten vollzog sich die tatsächliche Landnahme Palästinas. Hart und brutal ging Josua zeitweise ans Werk, aber am Ende seines Lebens konnte er die Genugtuung empfinden, ein großes Werk für sein Volk durchgeführt zu haben.

Doch wir würden die Gestalt Josuas falsch zeichnen, würden wir in ihm bloß den kriegesischen Führer seines Volkes sehen wollen, der selbst vor den blutigsten Mitteln der Kriegsführung seiner Zeit nicht zurückschreckte. Josua ist vielmehr eine religiöse Gestalt. Sein Kampf war nicht in erster Linie ein nationaler, sondern ein religiöser. Dies kam beim letzten Reichstag in Sichem zum Ausdruck. Hier stellte er das Volk nochmals vor die Entscheidung: „Wollt ihr dem Herrn, eurem Gott, dienen und seine Gebote halten, oder leben wie die Heiden? Wenn ihr nach heidnischer Art lebt, werdet ihr wieder aus dem Lande vertrieben werden, das euch der Herr geschenkt hat... Ich für mein Teil will dem Herrn dienen...!“ Und der greise Heerführer erneuerte noch einmal den Bund vom Sinai. Damit hatte er seine Aufgabe erfüllt. Er zog sich in sein Erbe nach Timnat-Serach zurück, wo er im Alter von 110 Jahren starb und in seinem Grab begraben wurde.

Timnat-Serach war, wie alle altkanaanäischen Städte, eine Bergstadt. Die heutige Landstraße führt unten im Tal vorbei. So mußten wir den Hügel erklettern, durch

Disteln und über Felsen. Die Westseite des Hügels ist ein Steilhang, für Verteidigung äußerst günstig. Die Höhe des Hügels ist heute nichts anderes als ein ebenes, umgeackertes Feld, auf dem irgendeine Frucht angebaut war. Sonst ist nichts mehr zu sehen, kein Haus, kein Palast, keine Befestigungsanlagen ... nur ein Feld, Disteln, Steine. – Doch etwas ist noch übrig: die Totenstadt. Am Abhang des der Stadt gegenüberliegenden Hügels sehen wir schon von weitem Löcher in den Felsen, die, gleich hohlen Totenaugen, uns anstarren. Dort drüben soll auch das Josuagrab sein.

Als wir von der verschollenen Stadt des Josua hinabstiegen, sagte uns der arabische Führer, die Gräber seien bewohnt. Ob wir sie trotzdem besuchen wollten? Wir bestanden darauf. In diese Grabanlagen hatten sich die heimatvertriebenen Araber geflüchtet und führten da mit ihren Familien ein armseliges Leben. Ein solches Felsengrab besteht aus einer großen Vorkammer, in der Größe eines normalen Zimmers. Von hier zweigen dann einzelne Stollen in die inneren Kammern ab, in die die Toten gelegt wurden. In solchen Höhlen läßt sich im Notfall vorübergehend ganz gut hausen.

Auch das sogenannte Josuagrab sollte von einer Flüchtlingsfamilie bewohnt sein. Als wir aber hinkamen, war es bereits verlassen, und so konnten wir es einer genaueren Untersuchung unterziehen. Der Vorraum zeigte noch die Spuren des Herdfeuers; noch andere unbeschreibbare Reste lagen herum. Dieser Ort muß früher einmal sehr verehrt worden sein; das beweisen die 290 Nischen in der Felswand, die zunächst den Eindruck eines Taubenkobels machen, in Wirklichkeit aber für kleine Öllämpchen verwendet wurden.

Von diesem Vorraum führt ein Schacht, so schmal, daß ein Mann auf Händen und Füßen knapp durchkriechen kann, in die eigentliche Grabanlage. Mich ekelte zwar, aber schließlich kroch ich doch durch, in das finstere Loch hinein. Was tut man nicht alles um der Wissenschaft willen! Im Inneren fanden sich keine Knochenreste mehr. Die ganze Anlage kann auch nicht auf Josua zurückgehen, sondern erst auf römische Zeit. Man hatte im Laufe der Kriege und Zerstörungen des Alten Bundes den ganzen Ort vergessen; nur ungefähr blieb in Erinnerung, daß in dieser Gegend das Josuagrab sein müsse. Als ich aus der Höhle – schmutzig an Händen, Hose und Hemd – herauskroch, verstand ich, warum die Flüchtlingsfamilie ausgezogen war. In diesen Erdhöhlen vermehren sich die Flöhe mit verzehnfachter Fruchtbarkeit und wachsen zu Millionenschwärmen an. Meine Hände waren fast schwarz, so daß man diese springenden Tiere abstreifen konnte.

Welche Gegensätze! Herrlicher Josua, kampfgewählter Führer deines Volkes, heute ist deine Stadt ein Acker und dein Grab eine Höhle für Ungeziefer.

15) Lauter Steinhaufen – Südlich von Hebron, 20.VI.1951

Als wir wieder ins Auto stiegen und unserem letzten Tagesziel, Beni Naim, östlich von Hebron im jüdischen Bergland gelegen, zusteuerten, begann einer nach dem anderen zu gähnen. Und weil das Gähnen bekanntlich ansteckend ist, wurde ich schließlich auch davon erfaßt, und ohne daß ich es recht merkte, gähnte ich vor Müdigkeit. – Es ist hier in diesem Land, das man das Heilige Land nennt, doch immer das gleiche, erschütternde Lied...

Gestern, am 20. Juni, fuhren wir in vier Taxis von den Toren der biblischen Hochschule der französischen Dominikaner in Jerusalem ab. Ziel: Besichtigung des Berglandes südlich von Hebron bis an die Grenzen des Staates Israel. Nach Bethlehem wäre es auf der Hauptstraße nur 8 km. Da aber ein Teil der Straße in den Machtbereich Israels fällt, ist diese Straße zurzeit unpassierbar. Statt der 8 km muß man heute einen Umweg von 25 km durch die Wüste Juda machen. Während des jüdisch-arabischen Krieges hatten die Araber durch das Kedrontal hinunter über Mar Dusios eine kühne, halsbrecherische Militärstraße gebaut, die heute dem normalen Verkehr zwischen Jerusalem, Bethlehem und Hebron dienen muß. Für den, der an Schwindel leidet, ist diese Fahrt nichts, denn der Weg führt an tiefen Abgründen vorbei.

Bis Hebron ging die Fahrt anstandslos. In Hebron aber mußte der Führer unserer kleinen Karawane auf die Polizeistation, um eine eigene Erlaubnis zum Betreten des Gebietes südlich der Stadt zu erreichen. Zu unserer „Sicherheit“ bestieg ein Soldat in voller Bewaffnung den ersten Wagen. In seiner Bedeckung traten wir die Weiterfahrt an. Als erstes besuchten wir die altjüdische Stadt Esthemoa, einst sehr einflußreich, mit einer großen Synagoge; heute ein armseliges arabisches Dorf. Die Synagoge wurde vor mehr als tausend Jahren bei der arabischen Landnahme zerstört. In die noch stehenden Mauern sind Wohnhöhlen eingebaut. In einem Misthaufen sahen wir noch die Rundung, die zur Aufbewahrung der Torah, der Heiligen Schrift, gedient hatte. Größere Steine mit Verzierungen wurden als Türstock in die verschiedenen Häuser eingebaut...

Unser Erscheinen hatte einen wahren Aufruhr im Dorf verursacht. Im Nu waren wir von einer großen Volksversammlung umgeben. Männer und Buben folgten mißtrauisch unseren Spuren. Frauen und Mädchen guckten neugierig hinter den Steinmauern, die jedes Haus umgeben, hervor. Wenn man schärfer hinblickte, verhüllten die gläubigen Töchter des Propheten sofort ihr Angesicht, aber nur drei Viertel! Mit den freibleibenden Augen verfolgten sie uns mißtrauisch. Es ging das Gerede, wir seien Juden und wollten nun das Land und das Dorf besichtigen, um dann wiederzukommen und die Araber zu vertreiben. Als wir aber dann erklärten,

wir seien friedliche Studenten aus aller Welt, schlug die Stimmung in Wohlwollen um. Beim Abschied winkten sie uns noch freundlich nach...

Die nächste Station, der Ruinenhügel von Maon, war sehr schwer erreichbar. Auf unausgefahrenen Felswegen rüttelten und ratterten die Wagen voran, bis wir uns ihrer erbarmten und zu Fuß über Felsen und Disteln die Anhöhe erreichten. Der Führer der Karawane, Professor Benoit, gab nun seine einführenden Erklärungen ab: „Maon war einst eine große Stadt. Daß es eine große Stadt war, erkennen sie an den Resten der fünf Kirchen, die hier gestanden sind...“ Wir suchten das ganze Gelände ab und fanden die traurige Tatsache bestätigt. Trümmer von Säulen und Gebäuden kündeten von der vergangenen Herrlichkeit. In christlicher Zeit residier-te hier auch ein Bischof. Von Maon ging's über Stock und Stein nach Chirbet Kurmul, dem Karmel aus den Davids geschichten. Der Name bedeutet „Weinberg“. Doch wenn man hier eine Traube sucht, wird man nur kahle Felsen und verödetes Land finden.

Hier hatte sich David auf seiner Flucht vor Saul im Wald versteckt. Doch wollte man heute einen Baum finden, müßte man weit wandern. Das einzige, das von der alten Herrlichkeit geblieben ist, ist die Quelle am Grund eines Felsentrichters. Hierher treiben die Beduinen ihre Schaf- und Ziegenherden zur Tränke, wie sie es vor tausend Jahren getan haben.

Hier spielte sich auch jene Idylle zwischen David und Abigail ab. David war landesflüchtig. Saul wollte den unliebsamen Rivalen los sein. Als David eines Tages vor Saul spielte und sang, holte dieser mit seiner Lanze aus, um ihn an die Wand zu speißen. David wich aus und floh. Zunächst versteckte er sich im Gebirge im Westen; seine Getreuen folgten ihm nach. Als er hier nicht mehr sicher war, zog er sich immer weiter nach Süden zurück und hielt sich in der Nähe der alten Städte Maon, Karmel und Ziph auf. In Maon wohnte ein reicher, geiziger Herdenbesitzer. Die Freischärler Davids mußten irgendwie überleben; David gestattete aber nicht, daß sie sich an den Herden vergriffen. Es kam kein Schaf und kein Lamm abhanden. Als aber die Zeit der Schafschur kam, forderte David für den geleisteten Schutz einen Tribut von Nabal. Dieser geriet in Zorn über den dahergelaufenen Taugenichts. Dies wurde David brühwarm berichtet, worauf dieser zum Rachezug rüstete. – Als die kluge Abigail davon hörte und das Unheil kommen sah, zog sie David mit großen Geschenken entgegen, worauf dieser sich versöhnen ließ. Nabal hielt inzwischen ein großes Gelage, wobei dem Bier in ausreichendem Maße zugesprochen wurde. Als Nabal vom Rausch erwachte und man ihm mitteilte, welches Unheil ihm gedroht hatte, traf ihn der Schlag. David nahm darauf die kluge und schöne Abigail zur Frau.

Karmel hatte in der christlichen Zeit eine Kirche und eine Festung, von denen wir in den Steinhaufen noch Spuren entdecken konnten. Von Karmel ging es weiter nach Ziph. Hier der gleiche Eindruck und Anblick. Hier war einmal eine Stadt mit Kirche und zahlreicher Bevölkerung. Heute ein Steinhaufen mit spärlichen Spuren vergangener Herrlichkeit. Am Rande der alten Stadt sah ich zwei Hütten aus aufeinandergeschichteten Steinen, die armselige Behausung einer Familie. Als ich näher hinging, flogen zwei verschreckte Hühner auf und davon...

In der schattenlosen Mittagshitze verzehrten wir unseren Proviant, tranken das mitgebrachte Wasser; denn Quelle ist weit und breit keine. Von all diesen traurigen Eindrücken ermüdet, war es eine Freude, in Jutta, der wahrscheinlichen Heimat der Eltern Johannes des Täufers, ein bewohntes Dorf vorzufinden. Doch das letzte Tagesziel war Beni-Naim. Der Ausblick von der Höhe ist wunderbar: man sieht tief unten das Tote Meer und die im Osten aufragenden Berge Moabs. Hier soll der Patriarch Abraham für Sodoma und Gomorrha gebetet haben. Die Araber zeigen noch die Fußstapfen Abrahams in einem Felsen. Die heutige Moschee ist in eine frühere Kirche eingebaut.

Als wir über den Ölberg wieder in Jerusalem einfuhren und ich nochmals nach Süden zurückblickte, erfaßte mich tiefe Traurigkeit. Das südliche Bergland war einst in der christlichen Epoche ein blühendes Land mit Dörfern, Städten, Kirchen und zahlreicher Bevölkerung. Der Perserkrieg unter Chosroa (ca.600 n. Chr.) und die arabische Invasion haben all dem ein Ende gesetzt. Die Araber haben es zwar verstanden, dieses Land zu erobern und zu zerstören; sie haben es aber im Laufe ihrer tausendjährigen Herrschaft nicht verstanden, dem Lande auch nur einen Bruchteil der Herrlichkeit wiederzuschenken, den das Heilige Land in der altchristlichen Zeit hatte.

16) „Denn es will Abend werden ...“ – Emmaus, 24.VI.1951

Die orientalischen Verkehrsregeln brachten es so weit, daß ich abends um 7 Uhr als einziger Fahrgast in einem großen Autobus von Jerusalem nach Emmaus abfuhr. Eigentlich hätte der Bus um 3 Uhr nachmittags wegfahren sollen. Doch das stimmt schon nicht mehr, da es hier im Orient keinen Fahrplan und keine bestimmten Fahrzeiten gibt. Der Bus fährt ab, wenn er vollbesetzt ist. Normalerweise war der Bus nach Emmaus ca. um 3 Uhr nachmittags voll besetzt und fuhr ab. An diesem Sonntag, den 24.Juni 1951, stimmte etwas nicht. Schon um 9 Uhr saßen die Leute mit ihren Körben und Kisten am Abfahrtsplatz. Ein Diener stand auf der Lauer, um für mich einen Platz zu besetzen und mich rechtzeitig zu alarmieren. Ich saß inzwischen in meiner Stube und studierte die Geschichte von Emmaus. Eigentlich gibt

es zwei Orte, die den Anspruch erheben, jenes Emmaus zu sein, in dem der Herr am Ostersonntag abends sich den beiden Jüngern geoffenbart hatte. Der eine Ort ist Emmaus-Nikopolis, das heutige Amwas, der andere Emmaus-Kubaba. Wieso ist eine solch doppelte Überlieferung möglich? Die beste Erklärung hierfür ist die Geschichte. Bald nach dem Tode Jesu setzte eine der furchtbarsten Katastrophen für Palästina ein. Die Römer marschierten mit ihren Legionen gegen das aufständische Jerusalem. Unbarmherzig wurde der Widerstand gebrochen. Dörfer und Städte verschwanden von der Bildfläche. Das entvölkerte Gebiet wurde nach dem Sieg vom römischen Kaiser unter die Veteranen verteilt.

Die Urkunden berichten, Kaiser Vespasian habe 800 Veteranen in Emmaus, das 60 Stadien (=12 km) von Jerusalem entfernt liegt, angesiedelt. Diese neue Siedlung wurde aber im zweiten jüdischen Krieg um 130 n.Chr., der mit ungemeiner Erbitterung geführt wurde, von den Juden wieder zerstört. Dieses Emmaus in der Nähe von Jerusalem scheint damit aus der Geschichte ausgelöscht zu sein. Ungefähr 100 Jahre nach dem Judenkrieg taucht aber der Name von neuem auf. Diesmal wird ein Ort Emaus, 160 Stadien (=32km) von Jerusalem entfernt, vom römischen Kaiser Heliogabal zur Erinnerung an die siegreichen Legionen im jüdischen Krieg mit dem Namen Nikopolis, d.i. Siegestadt, ausgezeichnet. Das Erregende aber ist, daß die Franziskaner während des Krieges (1940) im alten Emmaus, 12 km westlich von Jerusalem, Ausgrabungen durchgeführt und so die Emmausfrage nun endgültig geklärt hätten...

Da ich selber ein bißchen mit dem ungläubigen Thomas verwandt bin, war ich aufs äußerste gespannt, an Ort und Stelle die Ausgrabungsergebnisse zu prüfen. Ich hatte vergessen, auf meine Uhr zu schauen. Plötzlich sah ich, es war Punkt drei Uhr. Der Autobus mußte jeden Moment abfahren. Ich sprang auf, packte Tropenhut und Aktentasche und stürmte beim Tor hinaus. Der orientalische Diener hielt mich lächelnd zurück: „Aber, Abuna, der Bus ist noch gar nicht da! Sie haben noch Zeit ...“ „Ach so! Wir sind im Orient!“ So schlich ich wieder in mein Zimmer zurück und schlug die Bücher auf.- Inzwischen hatten sich alle Fahrgäste verlaufen. Der Bus hatte heute ein Nebengeschäft gemacht und die wartenden Leute einfach sitzen gelassen. Vielleicht sind die meisten zu Fuß gegangen. An und für sich wäre es ja nicht weit, der gerade Weg ist nur 12 km. Doch den kann man nicht gehen, weil er in der strittigen Grenzzone liegt. Man muß also mit der Kirche ums Kreuz fahren und einen Umweg von fast 30 km machen, um in den toten Winkel zu kommen, wo Emmaus liegt.

Da ich der einzige Fahrgast war, raste der alte Kasten mit einem schauerlichen Tempo an seinen Ausgangsort nach Emmaus zurück. Ich ließ mich nicht stören und sann nach, was die Evangelien erzählen: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend

werden...“ Obwohl es erst halb 8 Uhr abends war, brach die Nacht nach kurzer Dämmerung fast plötzlich herein. Im Westen lagen schwere, dunkle, reglose Wolken, und vom Meer blies ein kalter, harter Wind herauf. Mich fröstelte. Im Frühjahr mag dieser Gegensatz zwischen Tag und Nacht noch stärker sein, so daß es einem sehr begreiflich vorkommt, wenn die beiden Jünger dem Herrn eifrig zuredeten, doch bei ihnen einzukehren.– Zum Glück wartete auch auf mich ein Quartier, das mich freundlich aufnahm.

Anderntags, um 5 Uhr früh, machte ich mich auf den Weg zur Emmaus-Basilika. Als ich eintrat (halb 6 Uhr) sangen bereits die Knaben der Franziskanerschule mit frischen Stimmen ein Choralrequiem. Vom Hochaltar grüßt eine gut gearbeitete Darstellung des Herrn, wie er das Brot bricht und den Jüngern reicht. Im Seitenschiff steht der Gnadenaltar, an dem ich das Geheimnis des Brotbrechens feiern durfte. Einstweilen stellte ich meine wissenschaftlichen Zweifel zurück. Denn schließlich sind die heiligen Orte überall dort, wo die heiligen Geheimnisse gefeiert werden.

Nach dem Gottesdienst ging ich aber gleich an die genaue Besichtigung. Die Basilika ist eine dreischiffige Kirche. Das linke Seitenschiff hat aber seine Eigenheit. Hier sind nämlich die Grundrisse eines alten Hauses aus der römischen Zeit eingebaut. Warum dies? Weil die Christen nie den Ort des Osterwunders vergessen hatten. Die Kreuzfahrer hatten bereits hier auf älteren Fundamenten eine Basilika gebaut, die aber in der Folgezeit zerstört wurde. Nur noch einige Trümmer ragten aus einem Erdhügel. Diese Reste wurden bereits 1901 freigelegt und die Basilika in den alten Ausmaßen wieder aufgebaut. Diese Dinge wußte man also schon lange.

Als aber die Franziskaner während des Krieges (1940) hier interniert waren, nützten sie ihre Zeit dazu, auf ihrem Gelände weiter zu graben. Das Ergebnis ist einer der besten Beweise für die Echtheit der Überlieferung. Sie gruben nämlich neben der Kirche die römische Straße aus und rechts und links davon die Reste von Häusern in dem gleichen Ausmaß wie jenes Haus, das in die heutige Basilika eingebaut ist. – Man kann sich also lebhaft vorstellen, wie die drei Wanderer die Straße herabkamen, auf dem schweren Straßenpflaster vor einem Haus stehen blieben. Die zwei redeten auf den dritten ein, doch bei ihnen einzukehren... Nichts Besonderes! Und doch ist in dieser Alltäglichkeit der Herr bei Menschen eingekehrt und hat das Emmaus-Wunder vollbracht.

Doch die Tagesereignisse rissen mich aus dieser evangelischen Glücksstimmung heraus. Irgendwo ging wieder eine Mine an der nahen Grenze, die mit Blut gezeichnet ist, hoch. In Begleitung eines bewaffneten Arabers konnte ich mich, in guter Deckung durch Felsen und Bergrücken, an die alte Gabaonitenstadt Kaphara heranarbeiten und die Höhe erreichen, auf der einst eine Festung gestanden hatte. Einige

Mauerreste, Felsen und Disteln waren das Ergebnis dieser gewagten Expedition. Da die Höhe in jüdischen Schußbereich liegt (nur 400 m), mußten wir uns nach einigen verstohlenen Blicken wieder zurückziehen. Unter solchen Verhältnissen hört die Wissenschaft auf, anziehend zu sein, denn „Im Krieg schweigen die Musen“. Als ich ins Quartier zurückkam, hörte ich noch, daß zwei Brüder im Dorf wegen eines Sackes in Streit geraten waren. Da zog der eine das Messer und erstach den anderen.

17) „... und fiel unter die Räuber“ – Jericho, 27.VI.1951

„Es ging ein Mann von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber“ lesen wir im Evangelium. Ich hätte gern den nicht allzu langen Weg von Jerusalem nach Jericho, 38 km, zu Fuß gemacht, um etwas vom Zauber der Landschaft und der alten Zeiten zu spüren. Doch mein Hausherr riet mir dringend ab: ich würde sicher unter die Räuber fallen. Große Strecken der Straße sind heute unsicher. Ich sollte doch diese romantische Idee aufgeben. – Weil man den Rat eines alten Mannes, der schon so viele Jahre hier lebt, nicht verachten soll, bequeme ich mich zum Autobus. – Die Fahrt ging wirklich durch eine Gegend, wo Räuber hausen könnten. Es muß nicht immer böser Wille da sein, wenn man von Überfällen hört. Es kann die letzte Verzweiflungstat von Menschen sein, die allen Halt verloren haben. In den Flüchtlingslagern um Jericho befinden sich ungefähr 60.000 bis 70.000 heimatvertriebene Araber in Zelten und Elendshütten. Man hat sie von Haus und Hof verjagt, ihnen alles genommen. Kein Wunder, wenn solche Menschen dann keinen Unterschied mehr kennen zwischen Mein und Dein, zumal sie in jedem Ausländer einen verhaßten Juden vermuten, an dem sie ihren Zorn auslassen. – Ich war doch froh, im Autobus durch diese Gegend fahren zu können. Ist das europäische Flüchtlingselend schon groß, so ist es das orientalische doppelt und siebenfach. Es ist das Vorrecht unserer Zeit, solch große Elendsstädte geschaffen zu haben. –

Doch als Wissenschaftler muß ich diese Gedanken zurückdrängen und die Spuren der alten Zeiten suchen. Im Terrasanta-Kolleg gaben mir die gastfreundlichen Franziskaner einen arabischen Buben als Begleiter und Schutz mit. Jericho hat einen guten Klang in der Geschichte: die Palmenstadt, die Stadt der Rosen! Hier hatte der große Herodes seinen Winterpalast erbaut und eine neue Stadt nach römischem Muster aus dem Boden gezaubert.

Lot sah mit Sehnsucht hinab in die grüne Jordandauen. Weite, fruchtbare Felder zogen sich einst hin bis zum Jordan. Hier wuchs das tägliche Brot für viele Tausende. In christlicher Zeit erreichte Jericho seine höchste Blüte und wurde Bischofsstadt. Aber der Perser- und Arabersturm hat all dem eine Ende bereitet: im 6. und 7. Jahrhundert wurde durch diese Horden mehr als 2000 Kirchen und Klöster im Heiligen



[Abb. 11: Ruinen in Jericho, 1951, 51/15.](#)

Land zerstört. Aber nicht bloß Kirchen gingen zugrunde, auch die Felder verfielen immer mehr. Die Bewässerungskanäle wurden nicht mehr gepflegt. Als Folge davon entstand dort, wo einst Fruchtgärten und Äcker blühten, eine wahre Wüste. Als wir zur Taufstelle am Jordan hinausfuhren, stiegen über diesen ausgedehnten Brachfeldern die „Sandfeuer“ zum Himmel. Die Hitze erreicht hier einen schier unerträglichen Grad, 40° Celsius im Schatten. Manche Stellen des Bodens erhitzen sich derart, daß ein Wirbel entsteht, der Sand und Erde mit sich gen Himmel fortreißt. „Ebene in Flammen“ und nicht „grüne Jordanaue“ möchte ich dieses ausgebrannte Land nennen.

Der Jordan selber ist im Sommer eher ein harmloser Bach von 3 oder 4 Meter Breite denn ein Fluß. Zur Zeit der Schneeschmelze aber tritt er aus seinen Ufern und wird zu einem großen, reißenden Strom. Wie eine Merktafel zeigt, erreichte der Jordan im Jahre 1934 einen Wasserstand, der 6 Meter höher ist als der heutige. Josua überquerte den Jordan im Frühjahr zur Zeit des höchsten Wasserstandes. In diesem Zusammenhang muß die wunderbare Überquerung des Jordan durch die Israeliten gewertet werden.

Sehr gespannt war ich auf den Anblick jenes Ruinenhügels, der einst die Stadt Jericho war, die durch Josua in einer Art Gottesgericht zerstört wurde. Von den Leuten wird dieser Hügel, Dschebel es-Sultan, gemieden, einfach aus dem Grunde, weil



[Abb. 12: Tell, Jericho, 1951, 52/25.](#)

es dort nichts zu sehen gibt als einen Wirrwar von Gräben und Schutthaufen, auf denen nichts wächst. Ich kann gut verstehen, daß die Einheimischen mit Mißgunst und Groll die Ausgrabungen verfolgen. Mein arabischer Begleiter hatte ebenfalls wenig Verständnis für diese von Spaten aufgewühlte Erde. Nach fünf Minuten drängte er bereits zum Weitergehen, während ich mit zäher Geduld einen Graben um den anderen, ein altes Stück Mauer um das andere untersuchte. Die altkananäische Stadt hatte nur eine Ausdehnung von fünf Hektar, lag auf einem kleinen Hügel und war durch Mauern stark befestigt. Wie die Ausgrabungen bewiesen, ging diese Stadt durch Feuer und Erdbeben zugrunde. Die Archäologie bestätigt also die Nachricht der Bibel. Der Ruinenhügel blieb bis in die israelitische Zeit hinein unbesiedelt. Erst Hiel baute die Stadt wieder auf. Bei der Grundsteinlegung opferte er seinen Erstgeborenen, bei der Vollendung der Stadt aber seinen jüngsten den Göttern. So erfüllte sich der Fluch des Josua.

Der alten Stadt gegenüber ragt fast senkrecht der Dschebel Kuruntul zum Himmel. Wie ein Schwalbennest ist eine Kapelle und ein Kloster hoch in die Felsen hineingebaut. Nach der Überlieferung ist dies jener Ort, wo der Herr 40 Tage gebetet und gefastet hat. Trotz der tropischen Hitze kletterten wir im prallen Sonnenschein den Pfad hinan. Der Ausblick lohnt wirklich die Mühe. Die Jordanaue, das Tote Meer, die Berge Moabs... zum Greifen nahe.

Nach diesem heißen Tag fuhr ich am Abend zum Toten Meer hinaus, um ein kühles Bad zu nehmen. Ich schwamm auch weit hinaus in die salzige Flut. Das Schwimmen geht leicht, weil der Salzgehalt des Wassers sehr hoch ist. Man kann fast nicht untergehen. Doch bietet ein solches Bad nicht die gewünschte Erfrischung, denn kaum steigt man ans Land, ist der ganze Körper von einer feinen Salzschrift bedeckt. Und kommt ein Tropfen Wasser in die Augen, brennt es wie Feuer.

Jäh, fast unmittelbar, brach die Nacht über Jericho herein, eine jener tropischen Nächte, die den Menschen nicht ruhen lassen, die eher eine Folter denn eine Erquickung sind.

18) Die gestörte Hochzeit – Madaba, 28.VI.1951

Da kamen aus Madaba die Ambriten und nahmen Johannes, den Makkabäer, und alles, was mit ihm war, gefangen und zogen damit ab.
– Nach diesen Ereignissen meldete man Jonathan und seinem Bruder Simon, daß die Ambriten große Hochzeit feierten [...] (1 Makk 9,36)

Die Stadt Madaba im heutigen Transjordanien, östlich des Toten Meeres, ist wie alle Städte im Orient auf einem Hügel erbaut, von dem aus man die umliegende Gegend beherrschen kann. Ich befand mich auf einer hohen Warte, das heißt auf der höchsten Spitze des Kirchturmes der Pfarrkirche von Madaba, die auf dem höchstgelegenen Punkt der Stadt steht. Ich wollte das umliegende Land sehen, deshalb war ich heraufgestiegen. Doch bei den Turmfenstern hatte man keine gute Aussicht; daher ging es höher und höher! Die Mühe lohnte sich! Es war ein klarer Tag, wie ja im Orient fast alle Tage klar sind, wenn nicht gerade ein Sandsturm den Himmel verdunkelt. Und es hatte in diesem Jahr fast überhaupt nicht geregnet. Im Osten sah man, wie sich die von Kamelen ausgetretenen Wege in der Wüste verliefen. Doch im Süden, welch grandioser Anblick! In wilden, schwarzen Schatten stürzte das Tal des Arnon in die Tiefe.

Es ist eigenartig, wie jeder Mensch anders in die Gegend schaut. Ich war durch meine biblischen Studien vorbelastet. So sah ich im Geiste, wie sich über den Arnon her die Beduinenscharen der wandernden Israeliten langsam, aber unaufhaltsam voranwälzten. Vor ihnen ging der „schrecken Gottes“, sie galten als unbesiegbar; hatte sich doch auch das Meer vor ihnen geöffnet und sie trockenen Fußes durchziehen lassen. Die im Land ansässigen Amorräer aber wollten den Kampf doch wagen. Schon, der König von Hesebo, stellten sich den Eindringlingen entgegen...

Ich kletterte auf die nördliche Seite des Turmes und suchte mit den Augen den Hügel von Hesebon, heute die arabische Siedlung Hesban. Schon bekam Verstärkung

von Og, dem König von Basan, dessen Bett als größte Sehenswürdigkeit lange Zeit in Amman aufbewahrt wurde; hatte es doch eine Länge von 9 Ellen (3 m) und eine Breite von 4 Ellen. – Doch beide Könige wurden geschlagen und die Israeliten besetzen das ganze Land östlich des Jordan.

Es ist ja leicht, in Gedanken Jahrhunderte zu überspringen. Mein Blick blieb am Hügel von Dibbon haften, ich sah im Geiste den schwarzen Basaltstein des Königs Mesa vor mir. Eine stolze Inschrift, in den Stein gemeißelt, berichtet von Siegen und Triumphen. Den Moabitern war es gelungen, das Joch Israels abzuschütteln. König Mesa lebte in der Zeit, da in Israel der Prophet Elias mit gewaltigen Zeichen auftrat. Auf dem Stein rühmt sich Mesa: „Israel hatte sich des Landes von Madaba bemächtigt und wohnte vierzig Jahre darin ... doch unter meiner Regierung wohnt mein Gott Kamosch wieder darin!“

Dieser Stein war bereits 1868 von einem elsässischen Missionar gefunden worden. Als die Araber merkten, welch großen Wert die „Franken“ diesem Stein zuschätzten, zerschlugen sie ihn in Stücke und verkauften ihn um teures Geld. Heute befindet sich der Mesastein im Louvre in Paris. Als ich vom Turm herabkletterte, kam ich auf das flache Dach des Pfarrhofes zu stehen, auf dem der Pfarrer seinen Weizen zum Trocknen aufgeschüttet hatte. Auch Zwiebeln und andere Früchte lagen da, um in der Sonne die letzte Reife zu bekommen. – Nachdem der gastfreundliche arabische Pfarrer mir einen arabischen Kaffee angeboten hatte, trat ich den Streifzug durch die Gegend an. Heute ist Madaba in vollem Umbau. Die alten Häuser werden niedergerissen, neue Straßenzüge angelegt. Eine neue Epoche beginnt.

Diese Stadt hat seit der ältesten Zeit ihren Namen behalten. Sie war immer vor Ort östlich des Toten Meeres. Ausgehend von Blüte und Niedergang dieser Stadt kann man die Geschichte des ganzen Landes studieren.

Zunächst zog mich die am Stadtrand erbaute griechische Kirche an. Die heutige Kirche ist ein Neubau, birgt aber unerhört große Schätze. Ich meine nicht Schätze an Gold und Silber, sondern Schätze an Altertümern. Sie ist nämlich auf den Fundamenten einer frühchristlich-byzantinischen Kirche gebaut. Jene Zeit hatte eine große Vorliebe für schöne Fußböden, herrliche Mosaikarbeiten. Man scheut sich, solche Kunstwerke mit Schuhen zu betreten – „Zieh deine Schuhe aus, denn der Ort, wo du stehst, ist heiliges Land!“ Von schweren Bretterläden bedeckt, die erst mit Mühe abgehoben werden müssen, verbirgt sich dieses Kunstwerk. Den Mittelraum des Kirchenschiffes nahm eine Mosaikkarte von Palästina ein! Wieviel Orte, wieviel Städte gab es in den ersten christlichen Jahrhunderten dort, wo heute Ruinen, Steppe und Wüste sind! Es kamen die Perser im Jahre 614, die Araber einige Jahrzehnte später... und eine große Kultur war in Trümmer gesunken. Dieses Schicksal hatte

auch Madaba zu teilen. Es lag Jahrhunderte lang öde und verlassen. Erst 1880 siedelten sich dort auf Betreiben des lateinischen Patriarchates von Jerusalem einige Christen an; ein armseliges Dorf, eine traurige Erinnerung an die einstige Größe. Doch heute schickt sich Madaba an, wieder die herrliche Stadt von einst zu werden.

Hinter den kleinen würfelförmigen Häusern lugten neugierige Mädchenaugen hervor; das Antlitz wurde sofort verhüllt, sobald man hinblickte. Eine mohammedanische Frau darf nur verschleiert vor einem Mann erscheinen. Ich lachte innerlich über diese Neugier der Frauen. Dann fiel mir noch jene denkwürdige Hochzeit aus der Makkabäerzeit ein:

Der tapfere Judas der Makkabäer war im Kampf gefallen. Seine Brüder hatten Mühe, sich zu halten. Die Männer von Madaba erlaubten sich den Übergriff, Johannes, den Makkabäerbruder, gefangenzunehmen und umzubringen. Die beiden anderen Brüder, Jonathan und Simon, sann auf Rache. Da wurde ihnen gemeldet, in Madaba werde eine große Hochzeit vorbereitet. Die Braut wurde aus einer nahen Stadt in feierlichem Zuge zum Bräutigam geleitet. Dieser zog aus Madaba selber in fröhlichem Hochzeitszuge, nichts Böses ahnend, seiner Braut entgegen. Die Makkabäer hatten sich in einem Hinterhalt versteckt, fielen über den Zug her und machten alles nieder. „So ward die Hochzeit in Trauer verwandelt und das Blut des ermordeten Bruders gerächt“.

19) Der Freund Gottes – Hebron, 2.VII.1951

Mit Polizei in Hebron! – Diesmal ging ein Polizist mit, nicht, weil ich wieder als „Spion“ verhaftet worden wäre, sondern um für meine persönliche Sicherheit in der Stadt „des Freundes Gottes“ zu sorgen. Dies ist der arabische Name der alten Stadt Hebron: el Chalil, d.h. „der Freund“, zu ergänzen ist „Gottes“. Denn der Patriarch Abraham durfte von Angesicht zu Angesicht mit Gott sprechen, wie ein Freund zu seinem Freunde.

Hebron ist eine heilige Stadt der Juden und Araber, denn hier ist ja das Grab Abrahams, des Stammvaters beider Völker, hier sind die Gräber der anderen Patriarchen Isaak und Jakob... Hebron war im Alten Bund die Krönungsstadt der Könige. Hier ließ sich David zum König ausrufen und salben; hier begann auch Absalom seinen Aufstand wider seinen Vater David. Hebron ist für die Juden das, was für das deutsche Mittelalter die Kaiserstadt Aachen bedeutete, eines der größten Nationalheiligtümer.

Umso schmerzlicher muß es für die Juden sein, daß sie zum Grab des Patriarchen keinen Zutritt haben. Die Araber gestatten ihnen höchstens den Zugang bei der Ein-

gangsstiege, worauf die Juden dann in der Mauer ein Loch bohrten, um in das Innere sehen zu können. Im Jahre 1923 kam es zu einem Pogrom, wobei die Araber alle Juden in Hebron mit Kind und Kegel ausrotteten. Wenn sich in Palästina jemand als „el Chalil“, also als Hebroner vorstellt, so weiß man sofort, daß man es mit einem ganz besonders fanatischen Anhänger des Propheten zu tun hat; denn nach Mekka ist Hebron eines der größten islamischen Heiligtümer, eben wegen des Grabes Abrahams, von dessen erstem Sohn Ismael sich die Araber herleiten.

Noch vor einem Menschenalter war es einem Christen fast unmöglich, nach Hebron zu kommen, um dort die Patriarchengräber zu besuchen. Manche haben es trotzdem gewagt. Wurden sie entdeckt, so waren sie ihres Lebens nicht mehr sicher. So hat sich z.B. im Jahre 1927 Professor Mader als mohammedanische Frau verkleidet, in die Moschee eingeschlichen. Diese Maskierung war insofern leicht durchführbar, da die mohammedanischen Frauen tief verschleiert gehen. Ein dichter, dunkler Schleier läßt auch das bärtigste Gesicht weiblich erscheinen, wenn die andere Kleidung der Frauentracht entspricht. Auch heute ist das lange, bis an die Knöchel reichende Kleid noch das Normale. Solche Vorkämpfer der Wissenschaft wie Mader setzten einiges aufs Spiel. Heute ist der Gang nach Hebron zum Teil ein Kanzleiakt geworden. Ich mußte mir bei der obersten mohammedanischen Behörde in Jerusalem einen Eintrittsschein für Hebron holen, der auch bereitwillig und ohne Stempelmarken gegeben wurde, nachdem ich einige arabische Empfehlungsschreiben, darunter eines von der Wiener Universität hatte vorlegen können, nur mahnte mich der Verstand, gerade in den letzten Tagen des Ramadan auf die Gefühle der gläubigen Muslim Rücksicht zu nehmen...

Unser Wagen überquert die Stadtgrenze von Hebron. Ein Franziskaner, der Direktor der Casanova von Bethlehem, fährt als Führer mit mir. Die Polizeiaußenstelle meldet unsere Durchfahrt sofort in die Zentrale. Bei der nächsten Kreuzung wartet schon ein Polizist, der zu uns in den Wagen steigt und uns dann auf Schritt und Tritt begleitet, damit uns nichts geschehe. Bei der Moschee angekommen, entwickelt sich schon der erste Konflikt! Zuerst muß man eine lange Stiegenreihe emporsteigen, um zum eigentlichen Eingang zu kommen. Diese ganze Stiegenreihe war aber heute blockiert, Ströme schmutzigen Wassers flossen herab. Großreinigung für die Ramadanfesttage! Als uns die Kehrer und Putzer erblickten, begannen sie trotz der Polizeibegleitung noch lauter zu schreien und zu gestikulieren, als sie es ohnehin schon taten. Keine Aussicht, hier durchzukommen.

Der Ramadan hat natürlich nichts mit dem mundartlichen Ausdruck „Rama dama“(wir tun abrahmen) zu tun, sondern ist der mohammedanische Fastenmonat. Unsere Fastenzeit daheim ist ja gar kein Fasten zu nennen im Vergleich zum mohammedanischen Fasten. Von 3 Uhr morgens bis 8 Uhr abends darf nichts geges-

sen, getrunken und geraucht werden. Im heißen orientalischen Juli ein sehr schweres Opfer! Die Reichen machen dann zwar die Nacht zum Tag, indem sie am Tag schlafen und bei Nacht essen und trinken; für die Erntearbeiter z.B. ist der Verzicht selbst auf einen Tropfen Wasser ein heroisches Opfer. Und doch wird dieses Opfer von den Gläubigen wirklich gebracht; heute mehr denn früher, da der Islam heute eine neue Blüte erlebt. Der Fastenmonat wird dann mit drei oder vier Feiertagen abgeschlossen.

Wir wollten schon umkehren, da erschien unsere „Rettung“ in der Gestalt des Sohnes des ‚Hohenpriesters‘. Als er den Franziskanerpater sah, winkte er freundlich, heraufzukommen. Die schimpfenden Waschmänner machten uns unwillig Platz.– Es ist kennzeichnend für die Haltung des neuen Islam, das der junge Sohn des ‚Hohenpriesters‘ seine Studien in den Schulen der PP. Franziskaner gemacht hatte.– Als wir dazu noch die Eintrittserlaubnis von Jerusalem vorlegten, war das Eis völlig gebrochen. Wir zogen unsere Schuhe aus und betraten den heiligen Raum. Zunächst fühlte ich mich an die Kaisergruft in Wien erinnert, denn im Wesentlichen ist die Moschee von Hebron eine Gruft. Abraham hatte die Höhle Machpela für sich und seine Familie als Begräbnisstätte gekauft. Über den alten Felsengräbern erhebt sich die von hohen Mauern umgebene Moschee. Den eigentlichen Gräbern in der Tiefe entspricht im Raum der Moschee ein großer Zier-Sarkophag in arabischer Arbeit, mit kostbaren türkischen Teppichen behangen. Die eigentliche Grabanlage ist vermauert. Seit Menschengedenken hat kein Menschenfuß jene Felsengräber mehr betreten. Über dem Abrahamsgrab ist eine Öffnung, durch die eine Öllampe hinabgelassen wird, um als „ewiges Licht“ vor dem Patriarchengrab zu wachen. Tief beeindruckt verließen wir diesen Ort, der Juden, Mohammedanern und Christen heilig ist; denn Abraham ist nicht bloß ein Nationalheld sondern vor allem eine religiöse Gestalt.

Auf der Rückfahrt bedankten wir uns bei unserem Leibwächter, der wieder zur Polizeistation zurückkehrte; wir hielten dann noch 2 km außerhalb von Hebron an, um die Abrahams-Eiche im Tal Mambre zu besichtigen, wo der Patriarch seine Wohnstätte aufgeschlagen hatte. Hier wurde er auch seines innigen Verkehres mit Gott gewürdigt. – Dieser ehrwürdige Ort ist heute ein Ruinenfeld. Man sieht noch Trümmer eines Baues aus der Zeit Herodes’ des Großen und Reste einer Kirche. Die Quelle hat aber alle Umstürze überdauert. Hier in der Nähe hat David die Mörder von König Sauls Sohn aufhängen lassen. – Heute sind die Höhen kahl und öde; in den Niederungen wachsen aber immer noch, gerade wie zur Zeit der Kundschafter, Weintrauben, die fast 1/2 m groß werden können. Doch das Land ringsum ist arm geworden seit den Tagen, da Abraham unter der Eiche mit Gott wie mit einem Freund reden durfte.

20) Militärparade in Bethlehem, 3.VII.1951

Die verwahrloste Geburstbasilika – Glanz und Elend der Davidstadt – Bethlehem ohne Weihnachtsromantik...

Militärparaden und Bethlehem sind zwei Dinge, die nicht zusammenpassen wollen. Wie im Leben vieles ungereimt ist, so bot sich mir Bethlehem, die Stadt des Friedenskönigs, in kriegerischem Kleid. Sonntag, den 1.VII 1951 war große Militärparade angesagt. Schon lange vor Beginn waren die angrenzenden Häuser von neugierigen Zuschauern wie von Bienenschwärmen besetzt. Zum Teil versteht man ja die große: Anteilnahme der Bevölkerung an diesem Soldatenspiel, da es sich um die Söhne und Brüder handelt, die nach Abdienung des Rekrutenmonats nun als stramme Soldaten heimkehren, um abzurüsten und dem nächsten Trupp Platz zu machen. Ich konnte bei diesem Aufmarsch auf dem Platz vor der Geburtskirche nicht recht warm werden, obwohl patriotische Reden geschwungen wurden, zeitweise von lebhaftem Klatschen unterbrochen. Doch die drohende Angst vor einer Entscheidung lag uneingestanden schwer auf allen Gemütern; denn noch ist kein Friede geschlossen zwischen Juden und Arabern, nur ein leicht verletzbarer Waffenstillstand hält die Gegner auseinander.

Eine drohende Wolke der Unsicherheit liegt düster über Bethlehem, das heute eine Grenzstadt geworden ist. Wundert es einen, wenn unter diesen unsicheren Verhältnissen ganze Sippen sich entschlossen haben, aus Bethlehem auszuwandern? Brasilien oder Australien ist das Ziel dieser Wanderungen. Ich hörte in mehreren Familien das Wort: „Lieber wollen wir jetzt gehen, solange wir uns noch frei entscheiden können, als zu warten, bis wir mit Gewalt vertrieben werden; denn der Jude wird früher oder später doch ganz Palästina nehmen...“ – Ebensowenig wie die Militärparade paßt das große Flüchtlingslager zu Bethlehem, der Friedensstadt. Nicht Zeltdörfer, sondern Zeltstädte sind über Nacht auf den steinigen Hügeln vor Bethlehems Toren aus dem Boden geschossen. Schätzungsweise haben hier 20.000 bis 30.000 heimatvertriebene Araber Zuflucht gefunden. Über die ärgste Not helfen die UNRRA und das päpstliche Hilfswerk hinweg.

Nochmals muß ich ansetzen und sagen: auch der Zustand der Geburtskirche paßt nicht zu unserer Glaubensüberzeugung. Viele Dorfkirchen der Heimat sind besser herausgeputzt als die vernachlässigte Geburstbasilika. Schon das Portal gibt Zeugnis von den hier stattgefundenen Kämpfen. – Kaiser Konstantin und Kaiserin Helena hatten über der Geburtsgrötte eine herrliche Basilika erbaut, die in Gold und Mosaik erstrahlte. Die vorhandenen Reste künden noch von der gewesenen Herrlichkeit. Da aber die verschiedenen mohammedanischen Eroberer auf ihren Pferden durch das Portal hineinritten, sah man sich gezwungen, den Eingang so klein zu machen, daß ein Mann nur gebückt hineingelangen kann. Und so ist es geblieben bis zum

heutigen Tag. Wenn man nun in demütig gebückter Haltung durch das „Portal“ eintritt, starrt einem die düstere Kälte einer vernachlässigten Basilika entgegen. Im Wesentlichen ist die konstantinische Basilika erhalten geblieben; auch die erste arabische Besetzung hat daran nichts geändert. Als dann die Kreuzfahrer heranrückten und schon im Emmaus lagerten, sandten die Bewohner von Bethlehem eine Gesandtschaft an Balduin. Über Nacht drang eine kleine Schar tapferer Ritter in Bethlehem ein, und als die Sonne aufging, flatterte bereits die christliche Fahne über der Geburtskirche. Hier wurden die Kreuzfahrerkönige gekrönt und gesalbt. Ja, Bethlehem hat schöne Tage in jener christlichen Zeit erlebt. Basilika und Geburtsstätte bekamen ein neues Gesicht.



Abb. 13: Betlehem, Geburtskirche, Prozession, 1951, 49/01.

Nach dem Fehlschlagen der Kreuzzüge gab es Tage, an denen in Bethlehem kein Priester mehr war. Das größte Verdienst um die Erhaltung der heiligen Orte erwarben sich seit der Gründung des Ordens die Franziskaner, die auch unter größten Opfern auf verzweifelterm Posten sich als Hüter des Heiligen Landes bewährten und das Öl in den Lampen der Geburtsgrötte nicht ausgehen ließen. Das Jahr 1757 ist besonders traurig in der Geschichte der Geburtskirche. Heute haben wir ein neues Verständnis unter den christlichen Konfessionen gefunden. Die Gegensätze werden zurückgestellt und das große Gemeinsame gesehen. Gehässigkeit soll begraben sein. In jenem Jahre aber rotteten sich griechisch-orthodoxe Mönche und Priester zusammen und trieben die Römisch-Katholischen mit Gewalt aus der Basilika hinaus. Seither haben die Lateiner nur einige kleine Rechte in der Geburtsgrötte erworben. Die Basilika selber ist im Besitz der Griechen und verfällt immer mehr und mehr der Vernachlässigung. Um einen Raum für den Gottesdienst zu haben,

erbauten die Franziskaner seitlich neben der Geburtsbasilika eine neue Kirche, die in gutem Zustand gehalten und viel besucht wird. Nachdem ich mich am Tag vorher angemeldet hatte, konnte ich am 2. Juli in der Geburtsgrotte die heilige Messe feiern. Der Stall von Bethlehem war ja kein Stall im europäischen Sinn, sondern eine Felsenhöhle, wie es viele in dieser Gegend gibt. Auch heute treiben die Hirten noch ihre Tiere in solche von der Natur selber gebaute Ställe. Ich habe viele solche Höhlen gesehen, die auch heute noch von Familien bewohnt werden.

Die Echtheit der Geburtsgrotte ist durch Gläubige und Heiden bezeugt. Zum Protest gegen das Christentum hatte bereits Kaiser Hadrian dort einen heidnischen Tempel zu Ehren des Frühlingsgottes Adonis und der Göttin Venus erbauen lassen. Diese Prophanierung wurde aber bald darauf von der gläubigen Verehrung der Christen wieder gutgemacht. Wie die Evangelien berichten, befand sich die Geburtsgrotte außerhalb der damaligen Stadt. Die alte Davidstadt lag auf einem anderen Hügel. Als die Sonne nicht mehr so mörderisch brannte, stieg ich zur alten Davidstadt hinauf. Sie ist immer wieder zur Gänze zerstört worden im Laufe ihrer Geschichte, so daß heute nur mehr Gräben Zeugnis von den alten Zeiten ablegen. Ich gedachte des Hirtenknaben David, den der Prophet Samuel heimlich zum König gesalbt; ich dachte daran, wie David im Eichental den Riesen Goliath erschlug; wie er von Bethlehem auszog ein Königreich aufzubauen. Am tiefsten erschütterte mich aber die Tatsache, daß hier, unter den armseligsten Verhältnissen Jesus, der Messias und Sohn Davids aus der Jungfrau Maria geboren wurde. Wir sind von Kindheit an daran gewöhnt, Bethlehem mit einer Weihnachtsromantik zu umgeben. Die Wirklichkeit muß sehr bitter gewesen sein: eine Felsenhöhle vor der Stadt, die für Tiere berechnet war!

21) Am Rachel-Grab – 4.VII.1951

An der Straße außerhalb Bethlehems befindet sich ein weithin sichtbares Bauwerk, das man sofort als einen orientalischen Grabbau erkennt. Heute ist Bethlehem eine Grenzstadt geworden. Der alte Pilgerweg von Jerusalem nach Bethlehem, die 7 km lange Straße, ist nicht begehbar, da sie im Grenzgebiet zwischen dem neuen Judenstaat und Jordanien liegt. – Trotzdem bin ich – in guter Begleitung – zu jenem Grabbau an der Straße gewandert. Es ist das Grab der Rachel, die bei der Geburt Benjamins ihr Leben lassen mußte und vom Patriarchen Jakob an der „Straße nach Süden“ bestattet wurde. Das Rachel-Grab war ein Heiligtum für Juden, Araber und Christen. In alten Reisebüchern ist noch zu lesen, wie jüdische Mütter zum Rachel-Grab wanderten, um dort ihr Herz auszuschütten. Die Anlage ist nicht groß: eine kleine Kuppel, unter der der Kenotaph (das leere Grab) der Mutter Rachel steht. Vor diesem Sarg setzten sich die Frauen hin, beteten und weinten und schlugen den Kopf

auf die Erde. Dann schrieben sie ihre Herzenswünsche auf Zettel und legten diese in das Grab. Zum Abschied lehnten sie noch den Kopf an die Mauer, um den Segen der Mutter Rachel mit nach Hause zu nehmen.

Von all diesen Zeremonien und Gebeten habe ich jetzt nichts gesehen. Keine jüdische Frau kann heute diesen Ort ohne Lebensgefahr betreten. Auch die Araber halten sich zurück, weil die Kapelle zu nahe an der Grenze ist. Man wird ganz traurig gestimmt, wenn man diesen Ort betritt! Es ist, als ob auch heute ein Klagen und Weinen durch das Land ginge, wie es der Prophet Jeremia geschrieben hat: „Horch! Auf der Höhe erschallt ein Klagen, bitteres Weinen! Rachel beweint ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen, weil sie nicht mehr sind!“



Abb. 14: Bethlehem: Die junge Frau trägt einen Wasserkrug auf die überlieferte Art, 1962, 42/48.

Der Prophet Jeremias hatte dieses Lied nach der erste Zerstörung Jerusalems gedichtet. Der Evangelist Matthäus aber hörte in diesem Klagelied das Weinen der Mütter, deren unschuldige Kinder Herodes ermordete. Ist die Nachricht des Evangeliums glaubwürdig? – Vom Kindermord in Bethlehem berichten doch die anderen Geschichtsschreiber gar nichts! – Man muß nur wissen, wer und wie Herodes war, dann zweifelt man nicht mehr an der Echtheit des Evangelienberichtes. Er war ein Emporkömmling, ein König von Roms Gnaden, der sich mit brutaler Gewalt zur Macht durchgekämpft hatte. Er kannte keine Skrupeln und hatte keine Hemmungen, wenn er von irgendwoher die schwerer kämpfte Macht bedroht sah. – In seinen alten Tagen wurde sein Argwohn krankhaft. Aber schon im Jahre 37 v. Chr. hatte

er den letzten Hasmonäer-Fürsten Antigonus enthaupten lassen, weil er fürchtete, dieser könnte ihn einmal vom Throne stürzen. Diesen Schritt versteht man noch irgendwie. Doch daß er gegen seine eigene Gemahlin Mariamne zu wüten begann, wer kann das begreifen? Auch sie mußte unter Henkerhand ihr Leben lassen. -Sein Schwager und Hohepriester Jonathas war ein großer, stattlicher Mann. Als er vor dem Volke erschien, um den hohepriesterlichen Segen zu erteilen, jubelte ihm das Volk zu. Dies war Grund genug, ihn in den Fischteichen von Jericho ertränken zu lassen. – Seine eigenen Söhne Alexander und Aristobul ließ Herodes aus Angst um seine Herrschaft in Samaria erdrosseln. Als 300 Offiziere dagegen protestierten, ließ er auch diese töten. Was bedeuten für einen solchen Wüterich 50 oder 60 Fellachenkinder aus Bethlehem? Sie wurden aus Angst um den Thron vernichtet.

Herodes hatten den Tempel der Juden, der als eines der sieben Weltwunder galt, neu aufgebaut. Doch es gelang ihm nicht, die Herzen des Volkes zu gewinnen. Da er aber nach seinem Tode betrauert werden wollte, ließ er im Stadion von Jericho 7000 vornehme Juden einsperren; auf den Galerien wurden parthische Bogenschützen aufgestellt, die bei der Nachricht vom Tode des Tyrannen die Menschen im Stadion erschießen sollten, damit wenigstens auf diese Weise Trauer im Lande herrsche. Der Befehl wurde nicht ausgeführt. Herodes hatte sich südlich von Bethlehem auf dem nach ihm benannten Herodesberg ein Grabmal errichten lassen. Weithin sichtbar ragt dieser Berg inmitten der jüdischen Wüste gen Himmel.

Ich wäre gern zum Grab dieses Tyrannen hinaufgestiegen, doch die Gegend ist zu unsicher; es ist ja noch Krieg, die direkten Feindeshandlungen nur durch einen Waffenstillstand hintangehalten. – So betrachtete ich diesen Berg des Grausens, der ein Mahnmal dafür geworden ist, daß gerade in dieser Stadt unter der Regierung des Königs Herodes der Messias geboren wurde, dessen Reich kein Reich der Tyrannei und der Unterdrückung, sondern ein Reich der Liebe und des Friedens sein sollte.

22) Wer mehr zahlt... – Mispah, 5.VII.1951

Geld regiert die Welt, die Politik im Großen und im Kleinen. Mit Geld kann man nicht bloß Lebensmittel und Kleider kaufen, sondern auch Kriege! Es war wieder einmal Krieg zwischen Israel und Judah – Ich spreche nicht von heute sondern von längst vergangenen Zeiten. Aber die Menschen sind so einfältig, daß sie in gewissen Dingen nichts Neues erfinden. Trotz tausendmaliger schlechter Erfahrung gehen sie immer wieder dieselbe Unheilsstraße. Nach dem Tode Salomons war das davidische Großreich in eine Nord- und eine Südhälfte zerfallen. Da aber das Nordreich Israel größer und mächtiger war, war es immer bestrebt, sich das kleine Judah mit der Hauptstadt Jerusalem einzugliedern. So schob Bascha (909-886 v.Chr.) der sich

nach einer blutigen Militärrevolte zum König von Israel aufgeschwungen hatte, die Grenze des Nordreiches bis auf 12 km an Jerusalem heran. Hier lag der Ort Ramah (die Höhe). Von da aus konnte man die Bewegungen des Südreiches genau einsehen; denn es gab ja nur die eine Höhenstraße, den alten Pilgerweg, der Nord und Süd miteinander verband. Diesen Ort Ramah wollte Bascha nun zu einer Festung ausbauen um damit seinen Gegner auf das Empfindlichste zu treffen. Auf Ochsenkarren, Eselsrücken und Kamelhöckern wurden die Steine herbeigeschafft. Ein Heer von Arbeitern kam in Einsatz, um im Königsrobot die Festung in kürzester Zeit fertigzustellen (1 Kg 15,16ff). Asa, König von Jerusalem (912–871 v. Chr.), brauchte nur auf den Ölberg zu gehen, um sich das Treiben dieses Ameisenhaufens anzusehen. Da wurde ihm Angst und Bange: das Reich in äußerster Gefahr! Ramah durfte nicht Festung werden! ... Und er hielt große Ratssitzung.

Bei Nacht und Nebel hätte man sehen können, wie sonderbare Gestalten mit schweren Lasten auf den Rücken der Tiere aus den Toren Jerusalems unter sicherer Deckung zur Jordansfurt hinunterstrebten. Sie trugen die Schätze Jerusalems. Der Reichsrat hatte beschlossen, alles Gold und Silber aus dem Tempel und der Schatzkammern des Königs an den König Benhadad von Damaskus zu senden mit der Botschaft: „Wenn du dieses Gold und dieses Silber in Händen hast, so denke daran, das Bündnis mit Israel zu lösen! Beginne Krieg mit Israel. Falle mit deinen Heerhaufen im Norden ein, damit Bascha von mir lasse!“ – Und so geschah es (1Kg 15,19ff).

Das Geld war mächtiger als das früher geschlossene Bündnis. Der Syrer begann Krieg gegen Israel. Als Bascha von den feindlichen Einfällen der Syrer hörte, mußte er den Bau der Festung Ramah aufgeben. Als Asa, König von Jerusalem, dies merkte, gab er das Zeichen zum Überfall auf Ramah. Was nicht gerade lahm war, wurde aufgeboten, um das angehäuften Baumaterial, Steine und Balken, von Ramah weg nach Mispah und Gibeon-Benjamin (die Saulsburg) zu schaffen, um diese beiden Orte in der Nähe von Ramah zu befestigen und so dem König des Nordens den Zugriff auf Jerusalem ein für allemal zu vereiteln. Woher sollte man aber so schnell Maurer und Architekten herschaffen. So viele, wie man nun benötigte, gab es gar nicht. Und darum wurde einfach drauflos gebaut. –

Da Mispah, auf Deutsch „Warte“, ausgegraben und die alten Mauern freigelegt worden waren, konnte ich an Ort und Stelle – diesmal ohne Bedrohung meiner persönlichen Sicherheit – die Arbeiten der einstigen Bauarbeiter des Königs Asa nachprüfen. Nach den heutigen Resten zu schließen, war die Mauer an einzelnen Abschnitten verschiedenen Arbeitskolonnen übertragen worden, denn es mußte ja schnell gebaut werden, immer mit einem Auge nach Norden blickend, ob nicht Bascha mit einem starken Heer zurückkommen werde. Dieser Eile ist es zuzuschreiben, daß die Gruppen sehr unterschiedlich arbeiteten. Dort aber, wo die aufeinander

dertrafen ergab es sich, daß die Mauerabschnitte nicht genau zusammenpaßten. Am Verlauf der Mauer kann man diese Bauabschnitte noch genau feststellen; sie verläuft nicht gerade, tritt vielmehr, den Bauabschnitten entsprechend 10 cm bis 1/2 m vor oder zurück...

Wie dem auch sei, die Festung wurde fertig und hielt allen Angriffen des Nordreiches stand. Mispah überdauerte die Zerstörung von Samaria und den Untergang des Nordreiches (722 v.Chr.). Nach der Zerstörung Jerusalems durch die Babylonier (586 v.Chr.) wurde es sogar zur Hauptstadt von Rest-Judah erhoben. Hier hatte auch der Stadthalter Gedaljah seinen Sitz, der nach der babylonischen Kriegskatastrophe eine vernünftige Ausgleichspolitik mit den Siegermächten einschlagen wollte. Er wurde jedoch von Nationalisten, die sich nach dem Fall Jerusalems in noch unversöhnlicheren Haß hineingesteigert hatten, ermordet. Aus Angst vor einem neuerlichen babylonischen Strafgericht floh der Rest der Bevölkerung nach Ägypten. In diesen Flüchtlingsstrom wurde auch der Prophet Jeremias hineingezerrt. Sein Appell an die Vernunft wurde nicht gehört; Jeremias soll vielmehr in Ägypten umgebracht worden sein (2 Kg 28,22ff).

Heute ist Mispah ein unbewohnter Hügel unter vielen anderen Hügeln Palästinas. Er trägt den Namen Tell-el-Nasba. Als ich im Autobus, der täglich einigemal die Strecke Jerusalem-Ramallah fährt, eine Karte bis Tell-el-Nasbe verlangte, schüttelte der Chauffeur den Kopf und fragte, ob dies vor oder nach Ramallah wäre. so gänzlich ist Mispah, die berühmte Festung, aus der Erinnerung verschwunden. Nur einige Bauern, die dort oben ihre Felder bebauen, kennen sie, dazu noch einige Gelehrte, die über die alten Zeiten nachsinnen.

23) Die Stadt am goldenen Strom – Dscherasch, 8.VII.1954

Tief unten rauscht der Jabbok-Fluß, seine hellen Wellen eilen dem Jordan zu. Unser Wagen schlängelt sich in endlosen Serpentin in das tief eingeschnittene Flußtal hinab. – Hier unten soll also der nächtliche Kampf des Engels mit dem Patriarchen Jakob stattgefunden haben [Gen 32,23-33]. Die Gegend ist heute einsam und verlassen und zwingt zur inneren Einkehr und Entscheidung. Im Arabischen heißt der Fluß Nahr-ez-zerqa, der blaue Strom. Wenn ich „Strom“ sage, so stimmt das nur im Frühjahr, wenn die Regenwasser zu Tale rauschen. Zur Sommerszeit, als ich den Jabbok überquerte, war der Wasserstand sehr niedrig. Doch hier soll nicht von Jabbok die Rede sein, wir überquerten ihn nur auf unserer Fahrt von Amman, der Hauptstadt des jordanischen Königreiches, nach der verlassenen Stadt am „goldenen Strom“, dem alten Gerasa, dem heutigen Tscherkessendorf Dscherasch.

Noch vor einigen Jahren mußte man diese Fahrt auf Eseln oder Kamelen unternehmen. Man brauchte dafür einige Tage. Mit dem Auto geht es heute schnell; denn das Königreich Jordanien setzt seinen Stolz darein, das Land mit einem ausgezeichneten Straßennetz zu durchziehen und aufzuschließen. Im Hintergrund stehen natürlich militärische Interessen.



[Abb. 15: Gerasa: Der Tempel der Artemis 1951, 25/14.](#)

Das Land ist sehr gebirgig. Die Straße klettert bald hoch hinauf, bald stürzt sie in steilen Kurven ins Tal. Hier sieht man – o Wunder im Orient – noch Reste eines Waldbestandes; allerdings meist nur Eichenbusch-Wald. In einem solchen Gestrüpp hatte Absalom, der abtrünnige und aufrührerische Sohn Davids, mit den Haaren verfangen, worauf er von Joab mit einer durchbohrt wurde [2 Sam 18,19].

Die letzte Kurve vor Dscherasch! Das Tal erinnert an ein Amphitheater. Weiße Ruinen leuchten herüber. Wir fahren in das Jahrhundert Jesu ein; denn diese vergessene Stadt erreichte im ersten christlichen Jahrhundert ihre Hochblüte, die noch unter den römischen Kaisern Trajan und Hadrian anhielt, bis sie schließlich im Persersturm (614 n.Chr.) zerstört und verlassen wurde.

Die Ruinen blieben so, wie sie damals waren. Rom hat große Ruinen aus der Kaiserzeit; doch will man erleben, wie eine römische Provinzstadt zur Zeit Jesu ausgesehen hat, muß man in den Orient fahren. Die Abgeschiedenheit des Landes hat



Abb. 16: Gerasa: Der Hadriansbogen, 1951, 25/11.

das alte Geheimnis behütet. Hier wurden keine Trümmer weggeschleppt und für andere Bauten verwendet. Wie die Säulen stürzten, so blieben sie liegen. Erst 1878 wurden von der türkischen Regierung hier Tscherkessen angesiedelt, die das türkische Joch jenem des russischen Zaren vorgezogen hatten. Noch heute tragen die Tscherkessen trotz der orientalischen Hitze ihre russischen Pelzkappen, überzeugt, daß das, was gegen Kälte schützen kann, auch vor Hitze schützen muß.

Entlang des Baches, der mitten durch die zerstörte Stadt fließt, wachsen etliche grüne Sträucher. Dieser bescheidene Bach war für die Orientalen ein köstliches Geschenk des Himmels gewesen, so daß nach ihm auch die Stadt ihren Namen erhielt: „Antiochien am Chrysorrhoas“, d.i. am Goldstrom.

Die erste Ruine, die wir erblicken, war das alte Stadion, die Pferderennbahn. Die Umfassungsmauer ist noch in Resten erhalten. Der nächste, nun schon wuchtigere Gruß der Stadt war der Trajansbogen. Als Kaiser Trajan zu Besuch in diese orientalische Stadt kam, wurde ihm zu Ehren von einem reichen Bürger der dreiteilige, große Triumphbogen gestiftet. Inschrift und Reliefs künden noch von jener siegesbewußten Zeit.

Nur noch einige Minuten, und wir fahren durch das Stadt-Tor, von dem aber heute nur mehr die Grundmauern erhalten sind. Am Stadttor steht die Hütte des Rui-

nenwächters. Jeder Besucher muß dort seinen Tribut erlegen, bevor er das Reich der Vergangenheit betreten darf. Der Eindrücke sind so viele, daß ich nicht weiß, welche ich festhalten soll. Erschüttert hat mich der große Zeustempel. Ja, die Alten haben verstanden, zu bauen! Ein Säulenaufgang führte zu dem auf einem Hügel gelegenen Tempel, der weit in die Landschaft hineingrüllte. Hierher brachten die Bedrängten ihr Geld, um es beim schützenden Gott in Sicherheit zu wissen. Der Tempel hatte monumentale Ausmaße, Granitsäulen von erhabener Wucht. Doch von all der Herrlichkeit ist nicht mehr viel erhalten; bei einem Erdbeben stürzte der Tempel wie ein Kartenhaus zusammen. Die wuchtigen Säulen wurden wie mit leichter Hand über den Berghang hingestreut.

Noch größer als der Zeustempel ist der Tempelbezirk der Artemis. Als Paulus in Ephesus war, brach dort ein Volksaufstand aus, den die Devotionalienhändler unter Leitung des Silberschmiedes Demetrius angestiftet hatten. Denn mit dem Überhandnehmen des Christentums ging das heidnische Andenkengeschäft immer stärker zurück. Die aufgewiegelten Volksmassen schrien auf den Straßen und im Theater: „Groß ist die Artemis von Ephesus!“ (Apg 19,34). Auch die hellenistische Stadt am „Goldstrom“ stand unter dem Schutz der großen orientalischen Muttergöttheit.

Gerasa muß eine lebenslustige Stadt gewesen sein, gab es doch zwei große Theater und geräumig angelegte Bäder. Im Bühnenraum des Süd-Theaters stand eine Statue der Siegesgöttin, die ein römischer Offizier aus dem Heer des Titus für 6000 Drachmen gespendet hatte. Die steinernen Sitzreihen des Theaters sind noch bestens erhalten. Ich probierte, ob es möglich sei, diesen freien Raum mit der Stimme zu beherrschen, und begann die ersten Verse der Ilias laut zu deklamieren. Mit Leichtigkeit hätten mich die viertausend Zuhörer verstanden. Die Alten haben doch etwas von Akustik verstanden!

Welch ein Leben muß durch die Straßen dieser Stadt pulsiert haben. Das Forum ist ein großer runder Platz, von Säulenhallen umrahmt. Von hier führt in gerader Linie die Hauptstraße bis zum Nordtor; denn die hellenistischen Städte sind „nach amerikanischem Muster“ gleichsam mit dem Lineal angelegt, klar, übersichtlich, luftig und geräumig. Die Hauptstraße ist eine Säulenstraße; in der Mitte die Fahrbahn für die Wagen, rechts und links je ein Gehsteig, eingewölbt, und zwischen den Säulen immer wieder einen Ausblick auf die Straße gewährend.

Ähnlich wie Gerasa waren auch Pella und die anderen Zehnstädte gebaut. Die meisten davon hatten unter Pompejus 63 v.Chr. das Selbstverwaltungsrecht erhalten; sie waren also freie Reichsstädte, die unmittelbar dem Kaiser in Rom unterstanden.

Wenn ich also in den Evangelien wieder zu der Stelle komme, wo es heißt, daß Jesus sich in das Gebiet der Zehnstädte begab, so kann ich mir nun die Atmosphäre und die Eigenart dieser Gegend sehr gut vorstellen. Die kurzen Texte der Schrift beginnen zu leuchten [Mt 4,25; Mk 5,20;7,31].

24) Die Schande der Christenheit – Jerusalem, 10.VII.1951

Man muß die Sache wirklich beim Namen nennen. Es ist eine Schande, in welchen Zustand sich der heiligste Ort der Christenheit befindet: der Kalvarienberg, auf dem unser Herr gekreuzigt wurde, wo er sein Leben für die Erlösung der Welt hingab, wo er am dritten Tag von den Toten auferstanden ist.

Heute ist die Grabeskirche ein Bau, der mit allen möglichen hölzernen und eisernen Gerüsten gestützt werden muß, damit er nicht völlig einstürzt. Schwere Eisen-traversen halten die Front aufrecht. Kaum hat man sich durch dieses erste Gerüst zum Eingang durchgearbeitet, und vermeint nun, in einen erhebenden Kirchenraum einzutreten, ist man sehr enttäuscht. Linkerhand, innerhalb des Portals ist der Diwan des mohammedanischen Wächters, des Schlüsselträgers der Kirche. Er liegt auf seinen Kissen, schläft und schnarcht, oder schlürft seinen Kaffee, oder schaut gelangweilt den verschiedenen Kirchenbesuchern zu. Da sich die verschiedenen Konfessionen nicht einigen konnten, und über einzelne Besitzrechte immer im Streit lagen, bestellte die Hohe Pforte als unparteiischen Außenstehenden eine mohammedanische Familie als Wächter der Grabeskirche. Dieses Amt vererbt sich in der Familie weiter. Beim Einzug der Engländer nach dem Ersten Weltkrieg bot das Familienoberhaupt dem englischen General Allenby die Kirchenschlüssel an, da er dachte, eine christliche Besatzungsmacht hätte ein Interesse an der Grabeskirche. Doch siehe, der „gute Christ“ überließ weiterhin die Schlüssel den Händen der Ungläubigen.

Wenn man nun einen Schritt weiter in die Kirche hineingeht, schlägt es einem den Atem und den Ausblick. Man muß sich im Dunkel erst zurechtfinden. Wir stehen – möchte man meinen – auf einen Bauplatz. Denn der ganze Innenraum ist mit Holz eingebälkt. Doch das Holz ist schon alt und schwarz; dies muß also schon lange so sein.

Der erste Eindruck in der Grabeskirche ist niederschmetternd. Man weiß nicht aus noch ein vor lauter Winkelwerk. Die Basilika des Kaisers Konstantin und der Kreuzfahrer war frei und geräumig. Das Winkelwerk hat sich erst seit 1808 so ausgewachsen. In diesem Jahr wurde durch einen Brand die Kuppel zerstört. Die Griechen erhielten vorn Sultan die Erlaubnis zum Wiederaufbau. Diese Gelegenheit benützten sie, um ihre Sonderinteressen zu vertreten; sie bauten in die Grabeskirche



[Abb. 17: Jerusalem, der Eingang der Grabeskirche, 1977, 44/48.](#)

gleichsam ihre eigene Kirche hinein. Um dies verständlich zu machen, bringe ich einen Vergleich mit dem Stephansdom. Wie wäre doch dieser für alle Zeiten entstellt, wenn es einer Sondergruppe einfiel, das Mittelschiff von den Seitenschiffen zu trennen, indem zwischen den hohen Pfeilern eine Mauer aufgeführt würde. Das Kunstwerk des Mittelalters wäre in ein Puschwerk verwandelt.

Etwas Ähnliches ist aber im Hauptraum der Grabeskirche geschehen. Wo früher die hellen Säulen standen, ist heute eine baufällige, düstere Mauer. Es wurden ja in den letzten Jahren einige neue Bauprojekte entworfen, die aber wahrscheinlich an der Eigenwilligkeit der Sondergruppen scheitern werden. Wahrscheinlich wird man erst dann zum Handeln kommen, wenn die Kirche wieder einstürzt.

Es brauchte lange, bis ich durch diese künstlerischen und konfessionellen Verärgerungen hindurchfand, bis ich auch in dieser elenden Gestalt die Ehrwürdigkeit des Golgothafelsens fand und von ihm ergriffen wurde. – Es gibt keinen Ort in der Welt, der so sehr von Haß und Liebe umgeben ist, wie dieser. Denn Christus ist auch heute noch der meist Geliebte, aber auch zugleich der meist Gehaßte von allen Menschen.

Ich mag schon gar nicht mehr durch die Straßen der Altstadt von Jerusalem gehen. Anfangs fand ich diese „Höhlenwege“ interessant; denn dies dürfte der beste Aus-

druck für diese „Straßen“ sein. Rechts und links sind große Toreinfahrten, in welche sich verschiedene Geschäfte eingeknistet haben. Manche dieser Räume sind nur ein bis zwei Meter tief, manche erreichen eine größere Tiefe, haben aber weder von oben noch von der Seite her Fenster. Das ganze Licht kommt durch das geöffnete Tor.



Abb. 18: Jerusalem, Straßenverkauf, 1977, 45/40.

Wenn man zum heiligen Grab gehen will, muß man meist an den Fleischerläden vorbei. Da hängen auf der Straße, der Sonne und dem Staub ausgesetzt, ganze Schafe, halbe Rinder; Gedärme liegen herum... Und doch kaufen die Leute hier ein. Mir ist für lange Zeit der Appetit auf Fleisch vergangen.

Heute, Freitag nachmittag, mußte ich wegen einer Paßangelegenheit doch wieder durch die Basare gehen. An einer Kreuzung sah ich von Ferne bereits eine Menschenstauung. Die Polizei sperrte den Wag ab. Verärgert wollte ich schon umkehren – wieder so eine Störung! Einige Tage zuvor hatten die Araber im Niemandsland einen Juden erschossen, worauf dann am nächsten Tag die Juden einfach am Damaskustor mit Maschinenpistolen in die Menge der Passanten schossen, und einen Mann und ein Kind schwer verletzten.

Schon war ich am Umkehren, als ich singen hörte. Also doch keine politische Sache sondern ein Pilgerzug. So setzte ich denn meinen Weg fort. An der Kreuzung sah ich fünf Männer. Als ich näher kam, sah ich auch das große Kreuz, das sie aus der Hei-

mat bis hierher gebracht hatten. Die Pilger, Frauen und Männer, gingen dem Kreuz voraus, andere folgten ihm nach. Durch ein Sprachrohr verkündete ein Priester auf Französisch: „Jesus spricht zu den weinenden Frauen: ‚Weinet nicht über mich, sondern weinet über euch und eure Kinder. Siehe, es kommen Tage über dich, wie sie seit Menschengedenken nicht da waren. Kein Stein wird auf dem anderen bleiben!...“

Bei diesen Worten mußte ich an das nur einige Minuten entfernte Judenviertel denken. Kein Stein blieb auf dem anderen. Die große Synagoge sank bei den letzten Kämpfen in Trümmer. Die Judenhäuser wurden alle von den Arabern zerstört. Kein Jude wohnt mehr in der Altstadt Jerusalem.

Ich mußte auch an die Klagemauer denken, an der die gläubigen Juden durch viele Generationen die Herrlichkeit des alten Tempels betrauernten. Heute darf kein Jude diesen Ort betreten. Auch der Fremde kann es nur mit einem gewissen Unbehagen tun. Ich habe mich einigemal verstohlen dorthin gewagt, zur Mittagszeit, um die Quadern zu bewundern, bei deren Anblick die Apostel zum Herrn sagten: „Herr, schau, welche Steine!“ [Mt 24,1ff.].

„Wir beten dich an, Herr Jesus Christ und preisen dich!“ sang der Vorbeter, und das pilgernde Volk sang zurück, daß es in den engen Gassen hallte: „Denn durch dein heiliges Kreuz hast du die ganze Welt erlöst!“ – Ich schloß mich den Pilgern an, kniete mit ihnen nieder. Um mich herum standen Mohammedaner, für die das ganze ein Schauspiel, eine angenehme Unterbrechung ihrer Tatenlosigkeit war. Hinter meinem Rücken pries einer seine Ware an und herumlaufende Buben schrien: „Kaugummi! Nur einen Groschen!“ –

Die Männer hoben das Kreuz auf ihre Schultern und schritten, ein Leidenslied singend, zur nächsten Station weiter. So muß es auf dem Kreuzweg Jesu zugegangen sein: eine Stauung in den engen Straßen, verärgerte Kaufleute und Passanten, römische Soldaten, die den Weg absperreten. Was ist los? Es wird wieder einer hingerichtet! –

Doch als die Stauung sich gelöst hatte, lief wieder jeder seiner Arbeit oder Lust nach, und achtete nicht der blutigen Spur, die der Kreuzträger hinterlassen hatte. – Ich war bei dem Gedanken an die Gleichgültigkeit und Achtlosigkeit der Menschen zutiefst erschüttert. Dort wird der Erlöser der Welt zum Kreuzestod auf den Golgothafelsen hinaufgeführt, und der kleine Mensch hat nur den einen Gedanken: „Störe meine Kreise nicht – Man müßte wieder einen Kreuzzug predigen, um das eingeschlafene Interesse am Heiligen Land wachzurufen. Als im Mittelalter die Nachricht durch das Abendland ging: „Jerusalem ist gefallen“, loderte ein heiliges Feuer auf und Tausende und Abertausende nahmen das Kreuz, um mit Leib und Leben das Heilige Land der Christenheit zurückzuerobern.



[Abb. 19: Jerusalem, Straßenszene, 1977, 45/34.](#)

Heute ist die Grabeskirche, die sich über dem Golgothafelsen wölbt, dem Einsturz nahe, und niemand nimmt es sich zu Herzen.¹

25) Ich bete den Kreuzweg in Jerusalem – 15.VI.1951

Es war um die Mittagszeit, also um die sechste Stunde, als ich als einziger einsamer Pilger auf dem Golgothafelsen stand. – Mehr als irgendwo sonst erlebt man hier die religiöse Zerspaltenheit der Christen in verschiedene Konfessionen. So gehört die Stelle, an der das Kreuz des Herrn aufgerichtet war, den Griechisch-Orthodoxen, die Stelle der Annagelung aber den römisch-katholischen Christen. Ständig wacht dort ein griechischer Mönch, damit sich ja kein Lateiner zu nahe an die heilige Stätte heranwage.

Es war um die Mittagszeit; da war auch dieser Wächter weggegangen. Der ganze Raum war in ein mystisches Dunkel gehüllt, nur die Öllämpchen verbreiteten ihr andächtiges, mattes Licht. Da zückte ich meine Taschenlampe, ging an den Altar heran und leuchtete alles genau ab. Der ursprüngliche Golgothafelsen war mit kostbarem Marmor verkleidet worden, nur an der Stelle, an der das Kreuz des Herrn

¹ Claus Schedl beschreibt hier den Zustand, den er 1951 vorfand. Leider haben sich von diesem keine Dias erhalten; die hier gezeigten sind aus der Mitte der 1970er Jahre und verdeutlichen die Veränderung in diesen etwas über 20 Jahren.

in den Felsen eingerammt worden war, ließ man einen Platz frei und legte nur ein Gitter darüber, so daß man auch heute noch auf den gewachsenen Felsen hinunter schauen kann. Auch die Vertiefungen für die Kreuze der beiden Schächer kann man sehen.

Nach meiner unbeobachteten mittäglichen Untersuchung stieg ich die steinernen Stufen von der Kreuzigungskapelle herunter, ging vorbei an der großen Steinplatte, auf der Nikodemus den Leichnam gesalbt haben soll, hinüber zur eigentlichen Grabeskirche. Die Eindrücke sind sehr bitter. Eine gläubigere Zeit hatte einst den Raum mit allen Kostbarkeiten geschmückt, das Felsengrab des Herrn mit Marmor und Edelsteinen geziert; aber die Christenheit von heute hat anscheinend wenig Interesse an den heiligen Orten, an denen Jesus lebte und starb. Der ganze Innenraum ist eingerüstet, und dies schon jahrelang, das Gewölbe weist große Sprünge auf. Sicher ist man tief ergriffen, wenn man am Heiligen Grab selber die heilige Messe feiern darf, um von hier einen sieghaften Glauben mitzunehmen; aber die äußere Umgebung wirkt derart niederdrückend, daß eine rechte Freude nicht aufkommt.

Inzwischen ging es gegen drei Uhr Nachmittag. Um diese Zeit beginnt jeden Freitag der Kreuzweg. Ich verließ also die Grabeskirche durch das eingerüstete Portal. Am Ringang lag auf seinem Diwan der mohammedanische Torwächter, der gelangweilt und halb schlafend die Ein- und Ausgehenden betrachtete und zwischenhinein sei-



[Abb. 20: Jerusalem, Damaskustor, 1977, 44/33.](#)

nen Kaffee schlürfte. – Von der Grabeskirche weg durchquert man zunächst eine enge Gasse mit Verkaufsläden links und rechts. Da schiebt und drängt sich ein buntes Volk. Die Araber sind aus den umliegenden Dörfern gekommen, um hier einzukaufen. Viele sind schon ganz europäisch gekleidet, andere jedoch tragen noch die malerischen orientalischen Trachten. Man schiebt und wird geschoben, bis man endlich durch den Engpaß durch ist.



[Abb. 21: Jerusalem, Kirche aller Nationen und Maria-Magdalena-Kirche, 45/09.](#)

Unten bei der Via Dolorosa haben sich inzwischen schon Leute versammelt, die den Kreuzweg mitgehen wollen. Vor allem ist es die große franziskanische Familie, die sich allwöchentlich hier einfindet, dazu einige Pilger, die man an den Fingern abzählen kann. Unter das einfache Volk gemischt entdeckte ich auch den arabischen katholischen Weihbischof von Jerusalem, der trotz seines Alters und trotz der Hitze es sich nicht nehmen läßt, wöchentlich den Kreuzweg mitzugehen.

Wenn ich nun den Kreuzweg schildern soll, muß ich vorerst vor jeder Romantik warnen. Es gibt am Weg keine großen Stationsbilder und keine großen Kreuze. Der Zug geht durch die engen Gässchen des heutigen arabischen Jerusalem. Manche meinen, man täte der Menschheit einen Dienst, wenn man dieses orientalische Winkelwerk mit den elenden Häusern dem Erdboden gleichmachen und darüber eine geräumige, heilige Stadt aufbauen würde. Das sind Wunschträume. Einige

hundert Meter von der Altstadt entfernt bauen ja heute die Juden eine Großstadt nach europäisch-amerikanischem Muster mit breiten Straßen und luftigen, gesunden Wohnvierteln. Aber es ist vielleicht doch gut, wenn uns bis heute ein Stückchen Alt-Jerusalem erhalten blieb. Zur Zeit Jesu mag es nicht viel anders gewesen sein. Das Volk kaufte und verkaufte, die Händler priesen ihre Ware an, die Pilger von auswärts drängten sich durch die schmalen Gassen ... Hier schleppte man auch den zum Tode verurteilten Jesus mit den zwei Schächern durch die Straßen; vorausreitende Soldaten mußten Platz schaffen. Auch heute geht den Kreuzwegbetenden ein Soldat in alter türkischer Uniform voran. Dann kommt der Vorbeter, der italienisch die Stationen angab: „I. Station: Jesus wird zum Tode verurteilt“. Meine Gedanken steigen zwei oder drei Meter unter die Erde hinab. Dort ist das alte Straßenniveau, der alte Boden aus römischer Zeit. In den Kellerräumen des Franziskanerklosters und der Sionsschwester wurde der alte Kasernenhof der Antoniaburg ausgegraben. Mit tiefer Erschütterung bin ich durch die Kellerräume geschritten. Drei lange Vormittage hielt ich mich dort auf und studierte die ganze Anlage, die Baureste und auch die im Pflaster von den Soldaten eingravierten Zeichen. – Den Soldaten war es ja beim Wachestehen im Kasernenhof langweilig. Daher ritzten sie auf die großen Pflastersteine ein Spiel ein. Am häufigsten findet man das „Königsspiel“, das besonders in der Faschingszeit mit Vorliebe gespielt wurde. Ein zum Tode verurteilter Verbrecher wurde als König ausgelost. Man machte sich über ihn lustig, bevor er



[Abb. 22: Jerusalem, Gethsemane mit der Todesangsbasilika, 45/32.](#)

zur Hinrichtung geführt wurde. – Da wurde mir klar, daß für die Soldaten der Fall Jesu nichts anderes als ein guter Faschingsscherz war.

Während meine Gedanken unter der Erde weilten, ging der Zug von Station zu Station weiter. Wir waren höchstens 60, 70 Leute. Der große Strom des Lebens ging an uns vorbei wie damals, als Jesus gekreuzigt wurde. – Einige Meter vor der Grabeskirche beginnt die Zonengrenze zwischen dem jüdischen und dem arabischen Jerusalem. Wehe dem, der es wagt, diesen Raum zu betreten. Er ist ein Kind des Todes. In dieser Welt des Hasses und der Ruinen – das Judenviertel der Altstadt mit seiner uralten Synagoge wurde von den Arabern total zerstört und ist ein einziger Schutthaufen; kein Jude kann heute vor die Klagemauer treten! – geht Jesus seinen Leidensweg, von den Menschen hinausgestoßen und abgelehnt. Und doch gibt es keinen anderen Menschen, der Frieden bringen könnte. Denn Jesus ist der FRIEDE!

26) Nachtlager auf dem Nebo – 18.VII.1951

In Jericho hatte ich im gastfreundlichen Terra-Santa-Kolleg der Franziskaner ein Stadtquartier bezogen. Der reich bewässerte, gut gepflegte Garten zeigt, daß planmäßige, fleißige Arbeit diese vernachlässigte Jordansau wieder zur alten Blüte bringen könnte. Als ich meinen Plan aussprach, am nächsten Tag ein Taxi zu nehmen und auf den Berg Nebo zu fahren, wehrte Abuna Jussuf, der im Krieg eine höhere Charge innehatte und eher den Typ eines Draufgängers darstellte, sofort ab. „Das können sie nicht allein machen! Ich übernehme keine Garantie für ihre Sicherheit! Diesen Beduinen ist nicht zu trauen!“

Daher hatte ich mich schon damit abgefunden, jenen Berg nur aus der Ferne zu sehen, von dem aus Mose einen Blick in das Gelobte Land machen durfte, bevor er starb. Man muß ja nicht alle Ausgrabungen gesehen haben! – Denn auf dem Berg Nebo haben die Franziskaner Patres unter vielen Opfern große Ausgrabungen durchgeführt. Am Abend jedoch erklärte mir Abuna Jussuf, er werde doch mit mir auf den Nebo fahren, da er ja für den Zustand der Ausgrabungen verantwortlich sei. Die Arbeit daheim laufe schließlich nicht davon. Also auf zum Nebo!

Der Berg Nebo ist eigentlich kein Berg, der von allen Seiten aufragt; er stellt den Steilabfall der transjordanischen Hochebene dar. In der Zeit, da die Alpen entstanden, kam auch der asiatische Erdteil in Bewegung. Damals sank das ganze Jordantal in die Tiefe, und der See Genesareth und das Tote Meer entstanden. Vom Jordangraben aus schaut nun die transjordanische Hochebene wie ein riesiges Gebirge aus. Der Nebo selber ist einer der kleineren Abstürze, 1200 m hoch. Wenn man noch die 300 m unter dem Meeresspiegel dazurechnet, auf welcher Tiefe Jericho liegt, so erhalten wir immerhin die imposante Höhe von 1500 m. Diese Höhe wirkt umso

wuchtiger, da der Berg fast unmittelbar und steil am Ostufer des Toten Meeres zum Himmel ragt.

Unser Wagen rast auf der neuen Straße von Amman nach Madaba an den verödeten Fruchtfeldern Moabs vorbei. – Diese weiten Felder warten auf Bearbeitung und Besiedlung. Freilich wären die Anfangsschwierigkeiten sehr groß. Es müßten große Teiche und Wasserwerke angelegt werden, wie es in römischer Zeit war; dann könnte die rote Erde wieder ein Fruchtgarten werden und Tausende vertriebener Araber könnten hier eine neue Heimat finden. Doch dem Königreich Jordanien, das kaum eine Million Einwohner zählt, fehlen die Mittel, eine großangelegte Aktion durchzuführen. Und so muß die rote Erde weitertrauern.

Von weitem schon grüßt uns Madaba, eine Stadt auf dem Berge, überragt von einer neuen katholischen Kirche, die von einem arabischen Pfarrer verwaltet wird. Was mir zunächst auffiel, war eine große Staubwolke am Eingang des „Dorfes“; denn der Name „Stadt“ beinhaltet eher eine große Erinnerung an die Geschichte als die heutige Wirklichkeit. Was bedeutet diese Staubwolke? Beim Näherkommen entpuppte sie sich als das große Dresch-Feld. Es ist ja Erntezeit, da muß gedroschen werden. – Es ist interessant, wie unterschiedlich bei den einzelnen Völkern gedroschen wird. Das Wort der Schrift fiel mir ein: „Man soll dem dreschenden Ochsen nicht das Maul zubinden!“ [Mt25,4; 1 Kön 9,9] – Auf dem großen, von einer Steinmauer umschlossenen Dreschfeld gab es etwa 10 bis 15 große Strohhaufen, auf denen Ochsen, Kühe, Esel, oder bei den Reicheren auch Pferde, im Kreis herumgetrieben wurden. Dem Ochsen scheint dieses Spiel nicht schlecht gefallen zu haben; denn von Zeit zu Zeit bückte er sich und faßte ein großes Büschel mit seinem hungrigen Maul. Und niemand verwehrte es ihm. Es ist ja so Gesetz; wer mit dem Tier barmherzig ist, den wird Allah segnen, da es kein böser Mensch sein kann. So ist das Dreschen auch für die Tiere ein Fest. Doch in der Gluthitze des Tages wird auch der leichte Dreschschlitten zur Mühsal. Auf der Unterseite ist er mit Eisenstreifen oder Steinen besetzt; auf dem Schlitten selber steht der Fuhrmann. Vielfach waren es größere Buben, die so lange auf dem Fruchthaufen herumfahren mußten, bis das Stroh so zerkleinert ist, als ob es durch die Häckselmaschine gegangen wäre. – Ist es einmal so weit, dann wartet der Bauer einen günstigen Wind ab, der in Palästina meist um die Mittagszeit vom Meer her einsetzt. Dann greift er nach Schaufel oder Gabel und beginnt den kleingefahrenen Haufen gegen den Wind zu werfen. Stroh und Spreu fliegen weiter weg, der schwere Weizen aber fällt gerade zur Erde nieder. Bei dieser Art des „Windens“ gibt es natürlich nie ganz saubere Frucht. Aber da es vor Tausenden von Jahren schon so der Brauch war, warum soll es nicht auch heute ebenso gemacht werden!

Doch auch hier meldet sich die Neuzeit an. Als wir durch die Stadt fahren wollten, gab es auf Schritt und Tritt Hindernisse. Eine ganze Häuserzeile wurde gerade niedergerissen, um Neubauten Platz zu machen. Von Madaba aus gibt es nur noch einen Feldweg zum Mosesberg. Dieser Feldweg wird stellenweise zu einem Felsenweg; nur die größten Steine wurden entfernt. So humpelte unser armes Auto über die öden Höhen dahin, an den Beduinenzelten vorbei, aus denen uns Hunde kläffend nachliefen. Geier und Raubvögel kreisten über der Staubwolke, die unser Wagen zurückließ.

Als wir nach schwieriger Fahrt in der „Stadt“ Nebo einfuhren, war ich zutiefst beeindruckt. Todeseinsamkeit breitete sich über den weiten Berg, auf dem in christlich-byzantinischer Zeit eine große Stadt gestanden hatte. Nur eine Beduinenfamilie bewachte noch weiterhin die Ausgrabungen. Das schönste Ausgrabungsstück ist die ehemalige Kirche. Der Mosaikboden ist noch zur Gänze erhalten; mit seinen frischen Farben ist er eine Freude für die Augen. Man scheut sich, den Fuß daraufzusetzen. Von der Kirche ist sonst nichts mehr erhalten. Von der Nebo-Stadt (Chirbet-el-Muhalet) fuhren wir weiter zum Nebo-Kloster (Dschebel Siagha). Auch hier das alte Lied: Es war einmal ... Einst ein beliebter Wallfahrtsort mit großer, dreischiffiger Kirche, heute ein Ruinenhügel, aus dem die Ausgräber die Reste vergangener Herrlichkeit herausgeschält haben.

Bevor ich mich in der Baracke zur Ruhe legte, stieg ich nochmal zur Ruine der Kirche hinauf und setzte mich nieder, um von hier aus, wie Moses, ins gelobte Land zu schauen. Die Strahlen der untergehenden Sonne umfingen noch einmal verklärend die fernen Berge. Der Blick umspannt wahrlich das ganze Heilige Land, vom schneebedeckten Hermon im Norden über die Berge Samarias bis hinab in die jüdische Wüste. Zu Füßen breitet sich die Jordansau [aus], und in der Tiefe ruht das Tote Meer.

Als ich aus meinem Sinnen erwachte, war die Sonne bereits untergegangen und die Sterne begannen in unerhörter Pracht am Himmel zu funkeln. Die Mondsichel und der Abendstern zogen vereint ihre verträumte Bahn. Als der Ruinenwächter, ein mohammedanischer Beduine, sein Gewehr hervorholte und einen neuen Munitiungsgurt über die Schulter warf, um die Nachtwache anzutreten, hatten wir in dieser Einsamkeit ein gutes Gefühl der Sicherheit.

27) Wenn die Kakteen reifen – Zum Tabor, 27.VII.1951

Als ich im Sommer 1951 mein Stadtquartier in Nazareth bezog, tobte in der Stadt gerade der Wahlkampf. Da Papier sehr kostbar war, beschmierte man alle freien Wände mit Wahlaufufen. Auf Schritt und Tritt begegnete man dem großen hebrä-

ischen Buchstaben K (Kommunisten). Es berührt einen ganz eigentümlich, wenn man weiß, daß ein Großteil der Bevölkerung der Stadt Nazareth für die Kommunisten stimmte.



[Abb. 23: Blick auf Nazareth, 45/22.](#)

Nazareth ist im heutigen Judenstaat die einzige größere christliche Stadt, in der die arabische Bevölkerung weiterhin verblieben ist. Die Juden aber trauen diesen arabischen Christen nicht ganz. Nazareth gleicht heute eher einem großen Konzentrationslager. Die Bewohner dürfen die Stadt nur mit polizeilicher Erlaubnis verlassen. An den Ausgängen der Stadt sind jüdische Polizeiposten aufgestellt, die jeden Araber kontrollieren. Es ist begreiflich, daß die Arbeitslosigkeit in der Stadt immer mehr überhand nimmt. Die Lebensmittel sind rationiert, und vielfach bekommt man das, was auf den Karten aufgerufen wird, nicht zu kaufen. Daher erwartet sich das Volk von Nazareth die Rettung vor einem großen politischen Umschwung durch die Kommunisten. – Zu Ehren des Judenstaates muß aber gesagt werden, daß man sich in Israel mit größerer Sicherheit bewegen kann, als im arabischen Teil Palästinas. Während ich dort dreimal verhaftet wurde und kaum mehr ohne ein großes Risiko meine wissenschaftlichen Exkursionen machen konnte, war es mir in Israel möglich, unbehelligt über Stock und Stein, Hügel und Täler zu wandern.

Am Sonntag, den 27. Juli 1951, zeitlich in der Früh, packte ich meine spärlichen Ausrüstungsgegenstände: Landkarte, Tropenhelm, Sonnenbrille und zwei Brötchen als Reiseproviant (wir sind ja in Israel, wo es bekanntlich ‚viel Steine gab und wenig Brot‘) – und ich war startbereit.

Am Brunnen von Nazareth, wo auch Maria einst das Wasser holte, stand schon eine lange Schlange von Frauen und Mädchen mit Krügen. Wegen der großen Trockenheit floß das Wasser sehr dünn. Um jeden Streit zu vermeiden, mußte ständig ein Polizist Wache stehen und auf Ordnung achten.

Eigentlich liegt Nazareth wunderschön: wie ein Amphitheater in eine Bergmulde hineingebettet. So stieg ich die Hügel hinauf, auf der neuen, asphaltierten Straße, die ich auf der Höhe verließ; denn wenn man schon im Heiligen Land ist, soll man doch, wie es einst gewesen ist, über schmale, ausgetretene Feldweg wandern, und wenn diese sich verlieren, geht man eben ohne Wege seinem Ziel entgegen.

Bei solch stillen Wanderungen hat man viel Zeit zum Denken und sinnieren. In der Sommerszeit ist es eigentlich gar kein Vergnügen, über die ausgebrannten Felder dahinzupilgern; aber alles bekommt einen eigenen Reiz, wenn man bedenkt: Ich wandere auf den Spuren des Meisters. – Auf diesem Weg hier weiterwandernd käme man in etwa 7 Stunden zum See Genezareth. Ich hielt mich aber weiter rechts in Richtung Tabor. Nachdem ich die letzte Hügelkette, auf der es sogar einen spärlichen Wald gibt, überschritten hatte, setzte ich mich zur ersten Rast. Ich nahm meine Wegzehrung heraus und ließ einfach den Anblick des aufragenden Tabor auf mich einwirken. Ein herrlicher Berg, der mitten aus der Ebene wie eine Pyramide aufsteigt. Der Überlieferung nach soll hier oben das Verklärungswunder geschehen sein. – Ich kalkulierte, in etwa zwei Stunden werde ich sicher auf der Spitze sein und eine herrliche Aussicht genießen.

Doch man verrechnet sich so leicht. Die Berge scheinen im Orient so nah; doch wenn man dann zu wandern beginnt, weichen sie immer mehr zurück. So erging es auch mir. Die Sonne stieg höher, der Durst meldete sich. Doch es ist eine Grundregel der Orientwanderer: „Trinke nie aus einem fremden Brunnen, wenn du nicht deine Gesundheit aufs Spiel setzen willst!“, so muß man denn mit durstiger Kehle und ausgetrockneten Lippen weiter. Der Abstieg ins Tal war sehr hart; Steine, Steine und nichts als Steine; ein holpriger Weg, der kein Weg war.

Unten im Tal hat sich noch ein kleines arabisches Dorf erhalten, das mit Kaktusstauden wie mit einem Wall umgeben ist. Um diese Zeit waren die Kaktusfrüchte gerade reif. Die Frucht schmeckt süß und ist saftig wie eine Orange. Im Vorübergehen riß ich mir einige Früchte mit der bloßen Hand ab. Ich schnitt mit dem Taschenmesser die Schale weg und aß. Wie erfrischend! Doch die Strafe für diesen „Diebstahl“ ließ

nicht auf sich warten. Die Stacheln der Kaktee hatten sich an allen Fingern festgesetzt, und je mehr ich sie abzustreifen suchte, desto mehr bohrten sie sich in die Haut. Es dauerte drei Wochen, bis meine Hände wieder stachelfrei waren.

Auf den Tabor hinauf führt heute eine Straße mit weitausladenden Serpentinaen. Da solch weite Straßen nur für geduldige Leute und für Autos gebaut sind, ich aber weder geduldig bin noch ein Auto habe, nahm ich den geraden steilen Steg, der an der Vorderseite des Berges hinaufführt. – Immer wieder mußte ich stehen bleiben und Umschau halten. Ich möchte jedem wünschen, diese Wanderung machen zu können. Palästina ist wirklich ein schönes Land. Zu Füßen des Tabor dehnt sich eine große Ebene [aus], auf der heute immer neue jüdische Dörfer wie Pilze aus dem Boden schießen. – In der Kreuzfahrerzeit war der Berg eine große Festung. Sie konnte gegen den Ansturm des Halbmondes nicht gehalten werden. Nachdem die Kreuzfahrer vertrieben waren, setzten sich die Araber hier fest und bauten den Berg ebenfalls zu einer Festung aus. Der Berg hat nämlich keinen „Gipfel“, sondern bildet oben ein ausgedehntes Plateau. Die ganze Höhe war von einer mächtigen Mauer umgeben, von der heute noch einige Teile stehen.

Ich durchschritt diese Mauer und stand nun im heiligen Bereich. Eine lange Allee säumt einen geraden Weg, der zur Verklärungsbasilika hinführt. Hier wie überall im Lande sind es die Franziskaner, welche durch alle Stürme der Zeiten hindurch treue Wacht an den christlichen Heiligtümern hielten. Ich klopfte an die Tore des Pilgerhauses und bat für einen Tag um Aufnahme, die mir mit großer Bereitwilligkeit und Selbstverständlichkeit gewährt wurde. Zu meiner großen Freude traf ich hier einen Alt-Österreicher, den großen Pater Ivan mit seinem schon weißen, ehrwürdigen Patriarchenbart. Er ist gebürtiger Kroat, und lebt schon über 50 Jahre im Heiligen Land. Er träumt noch vom Kaiser selig und der schönen Zeit der großen Monarchie...

Seine große Liebe gilt den Sternen. So führte er mich auch des Nachts hinaus und zeigte mir die funkelnde Herrlichkeit dort oben. Um den Sternenstand genau fixieren zu können, hatte er sich zwei Sternenuhren gebaut. Glücklicherweise endlich jemanden gefunden zu haben, der ihm mit Interesse zuhört, begann er von den Wundern des Himmels zu erzählen. Ich hörte zu und schaute und staunte. Ein unvergleichlicher Anblick. – Aber nach der langen Tageswanderung war ich doch schon müde und konnte kaum mehr stehen. Doch er war berauscht vom Wunder der Sterne und sprach weiter und weiter. Hätte ich gegen Mitternacht nicht energisch Schluß gemacht, würden wir wahrscheinlich bis zum Morgengrauen die Sternengespräche weitergeführt haben. Schade, daß der Mensch so schnell müde wird. Ich wollte jedoch schon in der Früh um vier Uhr wieder einsatzfähig sein. So grüßte ich nochmals die Sterne des Pater Ivan und sank in einen tiefen, doch kurzen Schlaf.



[Abb. 24: Tabor, Verklärungsbasilika, 47/16.](#)

Am anderen Tag ging ich allein auf Entdeckungsfahrt auf den Heiligen Berg. Als die Sonne aufstieg, zelebrierte ich auf dem Gnadenalter die Heilige Messe. Dann stieg ich auf die Ruinen der alten Festung, setzte mich nieder und ließ noch einmal das Evangelium von der Verklärung vor mir wach werden.

Wer war dieser Jesus von Nazareth? – Seine äußere Erscheinung mußte etwas Einnehmendes, Gewinnendes, ja Faszinierendes gehabt haben. Einige alte Schriftsteller meinten zwar, er sei von häßlicher, unscheinbarer Gestalt gewesen, weil es im Propheten Isaias heißt: „Keine Gestalt ist an ihm und keine Schönheit“ [Jes 53,2]. Dieser Text ist aber vom leidenden Heiland gesagt. Doch der gewaltige Eindruck, den Jesus sofort bei seinem ersten Auftreten auf das Volk, vor allem auf die Kranken machte, war, so sehr er auch von geistig-religiösen Kräften getragen war, doch zum gewissen Teil Wirkung seiner hinreißenden äußeren Erscheinung. Besonders auffallend müssen die Augen Jesu gewesen sein; die Evangelien weisen immer darauf hin. Bevor er den Mann mit der vertrockneten Hand heilte, blickte er die Pharisäer voll Zorn an. Als seine Mutter kam und er gerade vor einer Schar von Jüngern sprach, blickte er die im Kreis Sitzenden an. Vom reichen Jüngling heißt es, daß Jesus ihn mit Liebe angeblickt habe. Und Petrus ging sein Lebtag lang der Blick Jesu nach der Verleugnung nicht mehr aus dem Sinn, so daß er sich – nach der Legende – die Augen blind geweint haben soll. Dieses flammende, vom Zorn

erfüllte, dieses liebende, gütige Auge ist den Menschen von damals an Jesus vor allem aufgefallen. So heroisch und heldisch sein Geist den erhabensten und fernsten Dingen zugewandt war, so rückhaltlos und unbefangen wendete er sich den kleinen und kleinsten Dingen zu. Nichts entging seinem schauenden Auge. Man braucht nur die Gleichnisse einmal in dieser Richtung durchzulesen. So anschaulich und lebensnah zeichnen sie die Arbeit des Landmannes, des Fischers, des Winzers, des Perlenhändlers, des Pächters und des Kaufmannes, des Baumeisters und des Gärtners, der Hausfrau und der einsamen Witwe... bis hinauf zum Richter, zum Kriegsherrn und König. So bunt und wechselreich und angefüllt mit tausend Schatten und Lichtern beschreiben sie den Alltag, das lärmende Kind auf der Straße, den breiten Gebetsriemen und die Quaste am Kleid.

Die Sprache Jesu ist so anschaulich, daß man daraus eine ganze Kulturgeschichte der großen und kleinen Leute seiner Zeit rekonstruieren kann. Man sieht die Blumen blühen und hört die Vögel singen. Man erlebt die Menschen in ihrer Natürlichkeit, als ob der Herr auch heute noch so zu uns spräche. Wie lebensnah Jesus denkt, verrät nicht zuletzt die Deutlichkeit, mit der er seinen eigenen Beruf als Baumeister und Zimmermann schildert; so wenn er vom Splitter im Auge redet und vom Eckstein, den die Bauleute verworfen haben, oder vom Baugrund, den kein Platzregen und kein Sturmwind gefährden kann, oder vom Kostenvoranschlag, den man machen muß, wenn man einen Turm bauen will. Jesus war ein Frühaufsteher und liebte die Berge und den See. Er macht den Eindruck des ganz Gesunden, Strapazierfähigen, Natürlichen.

Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der die Evangelisten die irdischen Ereignisse aus dem Leben Jesu berichten, erzählen sie nun auch von der Verklärung auf dem Berge. Da wurde die andere Seite seines Wesens sichtbar. Die inneren, göttlichen Strahlen brachen aus ihm hervor und sein Gewand war weiß wie Schnee.

Wer war doch dieser Jesus? – Das Wunder seiner Menschheit ist nur vom Wunder seiner Gottheit her zu erklären. Da reicht eine natürliche Erklärung nicht aus. „Stauen nur kann ich und staunend mich freuen.“ Vom Berg der Verklärung wanderte ich weiter nach Kana in Galiläa, wo ich einige saftige Granatäpfel kaufte, und von dort dann mit dem Autobus wieder nach Nazareth zurückfuhr.

28) Ein Tag in Kapharnaum – 31.VII.1951

Solange es Menschen auf Erden gibt, wird das Fragen um Jesus nie mehr verstummen. Wer ist dieser? Er läßt die Leute nicht in Ruhe und die Leute nicht ihn. Etwas Aufregendes und Bedrohendes geht von seiner Gestalt aus; aber auch etwas Beseligendes, Stärkendes, Beglückendes, das die Horizonte Gottes aufleuchten läßt.



[Abb. 25: Kana, Hochzeitskirche, 47/10.](#)

Wer war dieser Jesus von Nazareth? – Ein Bautischler, der auf der Höhe seiner dreißiger Jahre sein Handwerk stehen ließ, von daheim fortzog und ein ungeheures Aufsehen erregte, bis er elend am Kreuze starb. So schaut nach außen hin sein Leben aus. Wer war er? Heute noch, nach fast zweitausend Jahren ist genauso glühend gehaßt, aber noch glühender geliebt wie damals. Heute steht er genauso wie damals im Kreuzfeuer der Meinungen. Es ist nicht viel Auswahl in den Meinungen! Entweder war er ein Narr, der die fixe Idee hatte, er sei Gottes Sohn; daher zog ihm auch Herodes das Narrengewand an; oder er war ein ausgemachter Schwindler, der seine Geistesgaben zur Verführung des Volkes mißbrauchte, so daß ihn die Volksscharen als Messias betrachteten; oder aber er war tatsächlich der Gesandte Gottes, der gekommen ist, die Herrschaft Gottes auszurufen.

Je tiefer man das Leben Jesu durchforscht, desto mehr kommt man zur Überzeugung: Dieser Jesus ragt entweder ins Untermenschlich-Dämonische oder ins Übermenschlich-Göttliche hinein. Auf alle Fälle aber sprengt er das Maß des Menschlichen. Wer ist er also? -Als einsamer Wanderer- denn so schlägt man sich am leichtesten in fremden Ländern durch – fuhr ich mit dem Autobus zum See Genesareth hinab. In der Gegend, wo einst Kapharnaum gelegen haben soll, sprang ich aus

dem Autobus und befand mich auf der staubigen orientalischen Landstraße. Ich wischte mir den Staub aus den Augen, drückte den Tropenhelm in die Stirn und sah mich verwundert in der Gegend um.

Ich befand mich in der kleinen, von steil abfallenden Bergen umschlossenen Ebene von Genesareth, die zu dieser Jahreszeit von der glühenden Sonne ausgebrannt war. Etliche hundert Meter vor mir glänzte weiter unten stahlblau der See. Vom Ostufer her grüßten grell die gelblich-weißen, in den See hinabstürzenden Felswände. Ich war berauscht und betroffen von diesem Anblick. Hier sollte also die Bühne sein, auf der das große Welttheater von Jesus Christus gespielt wurde. Ich verließ die Landstraße und ging auf einige Hütten zu, unter deren Dach sich die Reste der Brotvermehrungs-Kirche befinden sollten. Der Raum war von einem Zaun umschlossen. Als ich näherkam, grüßte mich das Kläffen eines hungrigen Hundes. Dann hieß es warten und wieder warten, bis sich in dieser orientalischen Schwüle ein Wesen zeigte. Ein schüchternes arabisches Mädchen lugte aus der windschiefen, angelehnten Haustür. Als ich ihm winkte, sperrte es den Hund ein, machte mir das Zauntor auf, öffnete die Baracke und – welch eine Überraschung – ich stand auf einem wunderbaren Mosaikboden aus altchristlicher Zeit. Hier haben also die alten Christen die Stelle der Brotvermehrung verehrt...

Da es bereits später Nachmittag war, mußte ich trachten, mein Nachtquartier zu erreichen. Es sollte das italienische Hospiz auf dem Berg der Seligpreisungen sein. Hier traf ich aber das heulende Elend an. Der Wassermotor hatte einen Defekt; so mußte man stundenweit das Wasser vom See herauftragen, denn eine Quelle gab es hier nicht. Dazu hatte auch das elektrische Licht ausgesetzt, und das Brot war sowieso in Israel sehr, sehr spärlich. Aber was tut das alles, wenn man hoch am Ziel der Sehnsucht angelangt ist! Da kann man schon für einige Zeit das Essen und Trinken auf ein Mindestmaß einschränken. – Am anderen Tag wollte ich nun Kapharnaum entdecken gehen.

Vom Berg der Seligpreisungen hat man eine wunderbare Rundschau. Man kann fast den ganzen See Genesareth mit einem Blick umfassen; herrlich blau spiegelte er bereits in den Morgenstunden den wolkenlosen Himmel wider.

Schon von oben sieht man am Seerand einige Ruinen; sie erwecken den Eindruck zweier Kirchen. Da es hier nicht viel ausgefahrene oder zumindest ausgetretene Wege gibt, beschloß ich die kürzeste Verbindung zweier Orte ist die Gerade! So peilte ich also Kapharnaum an und stieg vom Berg der Seligpreisungen herab. Doch wehe dem naiven europäischen Wanderer! Ein Wald von mannshohen, dünnen Disteln und Dornen sperrte mir den Weg. Ich wollte Gewalt anwenden, sah mich nach einem Knüppel um. Doch wo findet man in dieser baum- und strauchlosen Gegend



[Abb. 26: Tabgah, Kirche der Seligpreisungen, 47/40.](#)

ein vernünftiges Holzstück, mit dem man die Disteln zerschlagen kann? Schließlich fand ich ein „vorsintflutliches“, armlanges, halb morsches Stück; und nun hieß es: Hieb links, Hieb rechts! Schrittweise kämpfte ich mich vor bis in die Nähe des Seeufers. Nachher wurde mir gesagt, daß in dieser Gegend viele giftige Schlangen seien. Mich hat keine gebissen, auch bin ich keiner auf den Schwanz getreten. –

Was fand ich in Kapharnaum? Ein großes, modernes Steinhaus, das früher vielleicht den Pilgern Obdach bot. Heute ist es geschlossen. Wiederum nach langem Warten zeigte sich verschüchtert und verschreckt der arabische Wächter, der mir das Gitter zu den Ruinen aufsperrte. Ich hatte schon mächtigere Ruinen in Ägypten und Syrien gesehen; doch es ergriff mich zutiefst, hier in jener Synagoge zu stehen, in der einst Jesus seine Lehrtätigkeit begann und seine großen Wunder wirkte. Im Evangelium heißt es, daß ein römischer Offizier die Mittel zum Bau der Synagoge beigestellt habe. – Ich ging dann nicht mehr zum Tor zurück, sondern kletterte über die Umfriedungsmauer, gute zweieinhalb Meter hoch, sprang drüben hinunter und befand mich in einem Gewirr von Gestein und Trümmern aus alter Zeit. Da müßte irgendwo das Haus des Petrus gewesen sein, wo sich am Sabbat Abend die ganze Stadt versammelte ... Doch wo war es heute? Ich kam mir ungeheuer verlassen vor, ein einsamer Wanderer; weit und breit kein Mensch, keine Siedlung, kein Segel auf dem einst so bevölkerten See, und keine Ruderboote.

Der Anblick der griechisch-orthodoxen Kirche, die unmittelbar am Seeufer erbaut ist, gab mir den Rest. Ich hatte mich schon gefreut, in den heiligen Raum einzutreten und ein wenig Besinnung zu halten. Von Ferne sah ich, daß die Kirchentüren offen standen. Als ich jedoch näher kam, gewahrte ich den Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte. Hier hatte die Kriegsfurie gehaust. Bänke und Altar waren herausgerissen und vor der Kirche verbrannt worden; die Fensterscheiben zerschlagen. Tauben und Nachtvögel hatten sich bereits eingenistet; bei meinem Eintritt stoben sie erboht auseinander.

Herr, Gott im Himmel, was ist aus Kapharnaum geworden! Einst bis zum Himmel erhoben durch die Wunder und Worte Jesu! – und heute?! – Als ob ich den Fluch, der auf diesem Orte lastet, gespürt hätte – mir wurde unheimlich zu Mute. Wie ein Dieb schlich ich mich fort. Wohin?

Das Ufer war felsig. Ich suchte einen einladenden Platz und setzte mich auf einen in den See vorspringenden Felsen. Das, was ich hier gesehen hatte, war zu viel und zu niederdrückend. Ich stützte den Kopf in die Hand und blickte auf den See hinaus. Wer kann solche Gegensätze aushalten? Die herrliche Schilderung in den Evangelien, und die traurige Wirklichkeit! Brot hatte ich keines, um mich zu stärken; von besseren Sachen gar nicht zu reden. Wohl aber hatte ich noch einige israelische Zigaretten. So zündete ich mir eine nach der anderen an. Wieviel ich geraucht habe, weiß ich nicht. Jedenfalls beschäftigte mich nur die eine Frage: Wer war dieser Jesus von Nazareth, dessen Fluchwort an diesem Ort so buchstäblich in Erfüllung gegangen ist?

Die Sonne brannte immer stärker, obwohl erst Vormittag war. Schließlich warf ich meine Kleider ab und schwamm in den See hinaus. Ober mir der blaue, in der Hitze zitternde Himmel, unter mir die Tiefe, die begehend die Arme nach mir streckte. Wenn mir hier etwas passierte, wer fragte nach mir? – Der Wellengang war ziemlich stark; daher zog ich es vor, wieder dem sicheren Ufer zuzusteuern.

Einst aber war es anders; da pulsierte frisches Leben durch das kleine Fischerstädtchen. Von Syrien kamen Karawanen und zogen weiter nach Süden. Die Bauern jenseits des Sees brachten ihr Getreide; vom galiläischen Bergland herab wurde Öl und Schafwolle geliefert. Die Straße am See war einst dicht bevölkert. Deswegen gab es auch in Kapharnaum eine wichtige Zollstelle, an der Levi als Zöllner fungierte.

Eines Tages kam auch Jesus von Nazareth mit seiner Mutter, seinen Verwandten und seinen neu angeworbenen Jüngern in die Seestadt hinab. Er wird wohl im Hause des Petrus Aufnahme gefunden haben. – Am Sabbat ging er seiner Gewohnheit gemäß in die Synagoge. Man lud ihn ein, zur versammelten Gemeinde ein paar Worte zu sagen. Man reichte ihm die Schriftrolle und er las den heiligen Text zuerst



[Abb. 27: Fischer am See Genezareth, 56/12.](#)

auf Hebräisch. – Da begannen die Leute schon zu staunen und zu fragen: „Wer ist dieser? Er hat doch nicht studiert, wieso kann er Hebräisch?“ Dann setzte er sich hin und sprach ... Ja, ER sprach, wie noch kein Mensch vor ihm gesprochen hatte, wie einer, der Macht hat über die Herzen. Sie erschrakten: „Was der sich nicht alles zu sagen getraut! Ist er nicht der Zimmermannssohn aus Nazareth!“

Als alle hingerissen lauschten, gellte plötzlich ein Schrei durch die Synagoge. Alle wandten sich erbozt in die Richtung des Unruhestifters. Ah, der Besessene! Er schreit: „Was haben wir mit dir zu schaffen, Jesus von Nazareth? Bist du gekommen, uns zu verderben?“ – Was hier bei diesem „Sonntagsgottesdienst“ geschieht, ist unerhört. Der Besessene fühlt sich von der Nähe Jesu bedroht. Erschreckt blicken alle auf den Rabbi Jesus. Was wird er tun? Aus seinen Augen flammt Glut. Er schilt den Teufel im Besessenen und sagt: „Verstumme und fahre aus ihm!“ Der Teufel wehrt sich. Er schüttelt sein Opfer noch einmal, wirft ihn dann hin und fährt aus.

Es ist begreiflich, daß die Menschen bei solchen Vorkommnissen das Entsetzen packte. Als sie heimgingen, fragten sie einander: „Was soll dies alles? Eine neue Lehre mit solchen Machtbeweisen? Wer ist er? Auch die Dämonen gehorchen ihm“.

Auch Jesus ging mit den Aposteln heim. Worüber redeten sie? – Zunächst werden sie wohl stumm, noch ganz unter dem Eindruck des Geschehenen stehend, nebeneinander hergeschritten sein. Als sie sich aber dem Hause des Petrus näherten, be-

gann dieser von der Kranken zu reden, die daheim mit schwerem Fieber im Bett lag, von seiner Schwiegermutter. – Der erste Gang Jesu ist nun zur Kranken. Er grüßt sie freundlich, fragt, wie es ihr ginge, nimmt sie bei der Hand, richtet sie auf... und sie ist geheilt. Das erste Heilungswunder ist geschehen, schlicht und einfach, echt menschlich, fern jeder theatralischen Aufmachung: „Und sie stand auf und bediente ihn“.

Die Nachricht von dieser Heilung muß sich in Windeseile in dem Städtchen verbreitet haben. Einer sagte es dem anderen: „Der in der Früh in der Synagoge den Teufel ausgetrieben hat, hat auch die Schwiegermutter des Petrus geheilt ...“

Als der Sabbat vorbei war und man wieder weiter gehen durfte, setzte die erste große Wallfahrt zu Jesus, dem Heiland, ein. Die ganze Stadt versammelte sich vor dem Hause des Petrus; man wollte Jesus sehen und noch mehr von ihm hören. Aber nicht bloß die Gesunden kamen; man schleppte die Kranken herbei, welche an den verschiedensten Gebrechen litten.

O dieser erste Abend in Kapharnaum, an dem das geschäftige Leben vergessen war, an dem man nur an Jesus dachte ... Und er schritt durch die Reihen der Kranken, legte ihnen seine helfende Hand auf und heilte viele von ihnen. – Wenn es in dieser Nacht überhaupt eine Ruhe gab, so sicherlich für Jesus erst sehr spät. Und doch heißt es, daß er am anderen Morgen bereits sehr früh aufstand und an einen einsamen Ort ging, um zu beten. So ist dieser erste Tag in Kapharnaum erfüllt von großen, aufrüttelnden Fragen: Wer ist dieser Jesus? Er redet wie einer, der Macht hat, nicht so wie die Schriftgelehrten. Er hat Gewalt über die Dämonen. Er heilt die Krankheiten. Er ist ein Frühaufsteher und stiller Beter.

Man muß an das Wunder Jesu immer wieder so herangehen, als ob man ihm zum ersten Mal begegnete und noch nichts von ihm gehört hätte. Jesus ist uns vielfach eine Selbstverständlichkeit geworden, an die wir von Kindheit an gewöhnt sind. Wir müßten aber immer wieder erschrecken vor den Abgründen, die sich hier auftun, und dadurch zu neuem, bewußterem Glauben gelangen.

29) Auf einem Berge Galiläas – Safed, 6.VIII.1951

Die letzte Wanderung führte uns auf den Tabor... Heute lade ich Sie ein, mir nach Nordgaliläa zu folgen... Es ist immer lustig, sich auf Entdeckungsfahrten zu begeben; man muß immer auf Überraschungen gefaßt sein, wir sind ja im Orient. Da gilt der Grundsatz: „Sich über nichts wundern, sich von nichts überraschen lassen; denn Allah ist groß! Wenn Allah es so und nicht anders haben will, was kann da der kleine Mensch tun!“

Ich ging also in Haifa zum Autobusbahnhof und suchte dort den Wagen, der ins obere Galiläa fahren sollte. Ich muß dem neuen jüdischen Verkehrswesen das Zeugnis ausstellen, daß hier musterhafte Ordnung herrscht. In langen Schlangen standen hier bereits Menschen und warteten auf die Abfahrt der Autobusse, die von Haifa aus strahlenförmig in die verschiedenen Teile Israels ausfahren. Auch vor meinem galiläischen Wagen standen schon an die zwanzig Wartende. Wie viele noch hinter mir standen, weiß ich nicht; als sich die Sperre öffnete, stiegen wir jedenfalls ohne Gedränge ein, bis der Wagen voll besetzt war. Was draußen blieb und keinen Platz mehr fand, wartete ruhig auf den zweiten Wagen, der sofort eingeschoben wurde. So ging die Fahrt los! Vom Meeresstrand bei Haifa immer höher ins galiläische Bergland hinauf. Ich schlug die Karte auf und studierte die draußen vorbeieilenden Berge und Hügel. Bei jähem Biegungen – die Straßen sind kühn gebaut! – gab es dann unerwartete herrliche Weitblicke. Im Nebel unten lag die große Esdrelonebene, die Kornkammer Israels.

Ich hatte wenig Lust, mich in meiner besinnlichen Betrachtung durch ein Reisegespräch stören zu lassen. Doch meine Nachbarin, ein bildhübsches jüdisches Mädchen, blond, blauäugig, das ebenso gut von der Waterkant stammen konnte, lugte schon immer neugierig auf meine Karte. Als der Wagen wieder eine seiner kühnen Wendungen machte und eine neue Landschaft sich vor uns auftat, konnte sie die Neugier nicht mehr bezwingen und fragte mich, wo wir wohl schon wären. Es kostete ihr merckliche Mühe, hebräisch zu fragen, wie ja auch mir das Hebräische noch nicht ganz geläufig war. Aber so viel brachten wir doch gemeinsam heraus, daß sie aus Deutschland flüchten mußte, daß ihre Eltern in den Gasöfen zugrunde gegangen waren und daß sie nun selber in Haifa gelandet sei, um zu ihrem Onkel nach Safed zu fahren. Wie sie selbst vor dem Tode gerettet wurde, ist zu kompliziert, um es hier zu berichten. Jedenfalls ergriff mich das Schicksal dieses jungen Mädchens zutiefst, das nun hoffte, im Lande Israel ein neues Leben in Freiheit und ohne Feindesfurcht beginnen zu können. – Wir hatten das Hebräische bald mit dem Deutschen vertauscht, doch sprachen wir leise und vorsichtig, da es damals noch nicht geraten war, in Israel öffentlich Deutsch zu sprechen. Die nationalen Gefühle waren noch zu erregt.

Das letzte Stück der Fahrt war überaus kühn; die Straße wand sich durch die bucklige Welt Obergaliläas. Hügel und Berge trauerten kahl; einst gab es hier Wälder und Olivengärten. Doch heute sind bereits an vielen Winkeln neue jüdische Siedlungen angelegt, ein großes Versprechen für die Zukunft. Es soll wieder Bäume und Schatten in Galiläa geben und reichlich Öl geerntet werden. Das Wiederaufforstungsprojekt des Staates ist wirklich grandios.

In Safed, der Endstation, stiegen wir aus. Meine Begleiterin fand unter den Wartenden bald ihren Onkel, der sie freudig begrüßte, deutsch und hebräisch durcheinander. Man wollte mich unbedingt zu einer Tasse Kaffee einladen, doch ich dankte und machte mich auf meine Entdeckungsfahrt. Im arabischen Teil Palästinas ist es heute lebensgefährlich, sich allein auf Wanderungen zu begeben. Ich habe ja bereits berichtet, daß ich dort dreimal verhaftet und unter Beschuß genommen wurde. Ganz anders hier in Israel; hier konnte ich mich frei bewegen. So verließ ich bald die eigentliche Stadt Safed, die einst eine blühende arabische Kleinstadt war. Die Araber wurden jedoch vertrieben, und die Juden bauten die Stadt auf das Fünffache aus. Damit ist Safed eine der bedeutendsten Siedlungen des neuen Israel in Galiläa geworden. – Es ist eine echt orientalische Bergstadt. Ebene Wege gibt es wenig. Häuser und Gassen klettern den Berghang empor. Auf der Höhe gab es in der Kreuzfahrerzeit eine große Festung, von der noch die Ruinen Zeugnis ablegen. Heute steht dort ein jüdisches Kriegerdenkmal. Von hier aus hat man einen herrlichen Rundblick. Fern am Horizont im Osten sah ich einen Baum. Sie werden lachen, wenn ich das sage. Doch ein Baum ist in dieser Gegend eine solche Seltenheit, daß man ihn kilometerweit wahrnimmt. Gerade diesen Baum nahm ich als Ziel meiner Wanderung. Ausgebaute Wege oder Straßen gab es in diese Richtung nicht, auch keine Felder und Kulturen. Es war ja bereits Ende Juli, wo es keinen grünen Fleck mehr in dieser Höhe gibt; alles ist ausgebrannt und dürr. So nahm ich die Luftlinie über Stock und Stein, ganz allein auf weiter Flur. In einer Talmulde begegnete ich nur einem alten Hirten. Er hütete seine Schafe, die die dürren Disteln fraßen. Ob einem bange wird bei solch einer einsamen Wanderung? – Was kann denn schließlich passieren; wandert man doch auf den Spuren des Meisters. Immerhin war es ein bißchen brenzlig: Grenzgebiet! – Mit jedem Schritt wuchs der Baum. Als ich näher kam, sah ich, daß er mit einer Steinmauer umgeben war; das heißt, „Mauer“ kann man gar nicht sagen, waren es doch nur Steine, roh übereinander getürmt. Ich kletterte darüber und befand mich im kargen Schatten dieses kostbaren Gewächses. Später sagte man mir, dies sei ein Gefechtsstand während des jüdisch-arabischen Krieges gewesen.

Ich dachte nicht an Gefahr, sondern war glücklich, von hier aus den Blick in das Jordantal nach Osten tun zu können. Der Nordzipfel des Sees Genesareth lag tief unten im blauen Dunst. An seinem Ostufer leuchteten weiß-graue Felsen. Etwas weiter im Norden macht sich im Tal der kleine Bruder des Genesarethsees, der Hule-See, breit. Zwischen beiden schlingt der Jordan in ungezählten Windungen sein silbernes Band. Soweit das Wasser reicht, säumt ein grüner Streifen Fluß und See. Je mehr aber das Land ansteigt, desto mehr schwindet das Grün, und rötlichbraun und grau liegt die Landschaft in der orientalischen Mittagshitze da. Die Luft zittert über dem Tal. Einsam, unendlich einsam kommt man sich vor.



[Abb. 28: Der See Genezareth, 47/24.](#)

Gerade hier in den Bergen drängte sich mir wieder die Frage auf: Wer war dieser Galiläer? – Man kann die Evangelien nie ganz ausschöpfen. Je mehr man sie betrachtet, desto mehr offenbaren sie einem das Wunder der Person Jesu. – Da lesen wir: „Nach der Brotvermehrung entließ er die Scharen und stieg auf den Berg, allein, um zu beten!“ (Mk 6,46). Oder: „Als er allein war im Gebet, kamen die Jünger zu ihm ...“ (Lk 9,18). Oder vor der Apostelwahl heißt es wieder: „Er ging hinaus auf den Berg, um zu beten und verbrachte die Nacht im Gebet“. – Die Berge und Hügel Galiläas sind geweiht und geheiligt durch das einsame, stille Beten des Herrn. Da neigte sich der Himmel nieder und in der Unrast und Feindseligkeit der Menschen fand Jesus hier den Frieden und die Geborgenheit im Willen seines himmlischen Vaters.

Glückliche Stunden der Einsamkeit in Galiläa ... Die still stehenden Augenblicke des Mittags glichen einer Ewigkeit. Doch nun neigte sich die Sonne bereits dem Westmeer zu. Ich hätte noch allzu gerne das Heulen der Schakale in der Nacht abgewartet; doch unbewaffnet wie ich war, mußte ich dem Jordan und dem schlummernden See Abschied winken und hinabsteigen zu den menschlichen Quartieren, wo die Unrast und der Kampf ums tägliche Brot daheim sind.

30) Auf der Fährte des Höhlenmenschen – 9.VIII.1951

Jetzt wird es gruselig und gefährlich. Nur wer Mut hat, soll mir folgen; denn wir steigen hinab in die Urzeit der Menschheit. Ausgangspunkt und Einstieg ist Nazareth. Mein Quartier liegt am Berg oben; wie ein großes Amphitheater in eine Talmulde hineingebaut. Von meiner Wohnung aus sehe ich unten die Verkündigungskirche und das große Pilgerhospiz der Franziskaner. Auf der gegenüberliegenden Seite, am Bergaufstieg, versteckt sich hinter den hier seltenen Bäumen das Krankenhaus der österreichischen Barmherzigen Brüder.

Doch diese heiligen Stätten hatte ich schon besucht; heute wollte ich etwas anderes entdecken. Auf zu den Höhlenmenschen!

Als ich das schmale Gässchen hinunterstürmte, hätte ich bald jemanden umgerannt. Es war die Schwester Oberin meines Hospizes. Sie war auf den Markt gegangen, um einzukaufen. Aber o Elend! Im neuen Staate Israel ist das Brot sehr rar! Nicht einmal was auf Karten aufgerufen ist, kann man bekommen. In ihrer großen Einkaufstasche hatte sie nur eine Handvoll grüner Bohnen. Das sollte wieder für einen ganzen Tag reichen! Es ist bitter schwer, auf dem Posten zu bleiben und am Hungertuch zu nagen! – Ob es zur Zeit, da Jesus über dieses Land ging, nicht manchmal ebenso schwer gewesen sein mag, so daß Maria nicht wußte, was sie auf den Tisch setzen sollte? Denn sie waren ja nur eine arme Handwerkerfamilie ...

Als Jesus nach Beginn seiner öffentlichen Tätigkeit wieder in seine Heimatstadt zurückkam, nahm man ihn nicht freundlich auf. In der Synagoge kam es zu einem Auftritt. Die Fanatiker packten Jesus und drängten ihn aus der Stadt hinaus; sie wollten ihn einen Felsen hinunterstürzen. Das ist nun der Ort, wo wir zu den Höhlenbewohnern eindringen können. Die Felsen hier in Galiläa sind meist aus Kalkstein, der sich leicht im Wasser löst. Auch in den Alpen sind ja die Kalkgebirge wild zerklüftet und bilden vielerorts große und kleine Höhlen. So gibt es auch hier noch viele halb oder ganz verschüttete Höhlen. In den letzten zwanzig Jahren wurden gerade diese Felshöhlen näher erforscht. Dabei fand man die Spuren der eiszeitlichen Höhlenbewohner. Ähnliche Höhlen fand ich noch am See Genesareth im „Säulental“, einer wilden Felsschlucht, in die die Sonne mörderisch niederbrannte. Und dann noch am Karmelgebirge. Alle diese Höhlen singen das gleiche, uralte Lied.

Vor Millionen von Jahren – so fängt es an, – da gab es weder ein Jordantal noch einen See Genesareth, noch ein Karmelgebirge, noch auch einen Sionsberg, auf dem heute die Stadt Jerusalem steht. Damals gab es nur das große Tethysmeer, das alles bedeckte. Millionen von kleinen und größeren Tierchen waren nötig, die ihre kreidehaltigen Schalen ablagerten. Korallen bauten damals schon mit Ameisenfleiß und Kunstsinne ihre Felsendome ins Meer. Nach diesen Ablagerungen nennt man

diese Erdperiode Kreidezeit. In Palästina ist diese Schicht besonders stark. Nach den Berechnungen der Erdforscher waren zur Entstehung dieser Schicht einige Millionen Jahre nötig.

In diesen Jahrmillionen ging die Sonne auf und unter, die Sterne leuchteten am Himmel und spiegelten sich im Meer, auf dessen Grund das zukünftige Heilige Land gebaut wurde.

Doch dann kam die Zeit, da es im Bauch der Erde unruhig wurde; sie wand und drehte sich in Geburtswehen. Was am Meeresboden war, stieg ans Tageslicht. Die große Revolutionszeit in der Geschichte der Erde kam in der Tertiärperiode. Die Alpen wurden aufgetürmt und der Himalaya, die Karpaten und die Pyrenäen begannen ihre Geschichte. Zur gleichen Zeit tauchte auch Palästina vom Meeresgrund auf; dabei barst die Erde, im Osten sank ein großer Teil in einem gewaltigen Bruch in die Tiefe: das Jordantal. Im Westen entstanden die verschiedenen Gebirge Palästinas. Doch damit war das Heilige Land noch nicht fertig. Im Tertiär war Palästina mit seinen Bergen eher wie eine Insel im Mittelländischen Meer; denn das Meer reichte weit ins Land hinein. Das Tote Meer, das Jordantal, der See Genesareth waren eine zusammenhängende große Wasserfläche. Aufgrund der Sonnenstrahlung wurden Berechnungen durchgeführt. Diese ergaben: vor einer Million Jahren war die Erde in großen Zügen bei der Gestalt angelangt, in der wir sie heute vorfinden. Es gab bereits die heutigen Erdteile. Doch dann wurde es erst interessant; denn die Wohnung des Menschen wurde vorbereitet. Es begann die Eiszeiten.

Wir leben heute in einer Erdperiode, in der die Gletscher zurückweichen und immer kleiner werden. Es gab aber Zeiten, da diese Ungetüme weit in die Täler und Ebenen vordrangen. Vor sich her schoben sie Stein- und Schottermassen, sogenannte Moränen, an denen auch die jeweiligen Standorte, bzw. Grenzen der Gletscher erkennbar sind. – Es entspann sich ein zäher Kampf zwischen Sonne und Eisriesen; bald triumphierte das Eis, bald die Sonne. Schließlich aber siegte die Sonne. – In den Alpen unterscheiden die Eisforscher vier Eiszeiten, gleichsam vier Abschnitte dieses gewaltigen Ringens.

Während sich in Europa die Eiszeiten austobten, herrschten im Süden im gleichen Rhythmus die Regenperioden. Das Wasser drang vor, Inseln versanken im Meer, Schlamm und Geröll lagerten sich darüber. Im Jordantal kann man diese Ablageungsstufen wie an einem Musterbeispiel ablesen. Wer sich aber in diesen Hitzekessel hinabbegibt, soll ja auf seinen Tropenhelm nicht vergessen, sonst könnte es ihm ergehen, wie jenem Forscher, der dies verschmäht und in der Nachmittagshitze hineinkletterte. Mitten in der Arbeit schrie er auf wie ein Stier, schlug um sich wie ein Rasender und konnte schließlich nur mehr auf seine trockene Zunge deuten:

Durst! Durst! – Der begleitende Araber lief ins Tal hinab um Hilfe, doch als er zurückkam, war sein Herr schon tot. Aufgrund dieser Jordanterassen unterscheiden die Gelehrten vier Regen-Zeiten und drei Zwischen-Regen-Zeiten.

Für die Forscher beginnt es jetzt aufregend zu werden; denn schon in der zweiten Zwischeneiszeit tauchen die Spuren der ersten Menschen auf. Die Sonne war im Vormarsch, das Klima in Palästina tropisch heiß, die Vegetation üppig. Ein Paradies!

Wie und wo lebte damals der Mensch? – Er verteidigte sich gegen die wilden Tiere nur mit einem einfachen Steinkeil, der roh zugehauen war. Viele solche Steinkeile wurden gefunden. Der Mensch lebte im offenen Land; vielleicht hatte er schon primitive Hütten. Davon ist kein Rest vorhanden. Nur der behauene Steinkeil in seiner Hand gibt Zeugnis von seiner Existenz. Jahrtausende zogen ins Land. Das Klima wurde immer schlechter. Sollte der Regen nicht aufhören, war ein Wohnen unter freiem Himmel unerträglich. Der Mensch suchte einen Unterschlupf, er kroch in die Felshöhlen. Dort hat er gelebt, geliebt, gekämpft; dort ist er auch gestorben und wurde begraben.

Ein solcher „Höhlenmensch“ wurde nun im „Säulental“ am See Genesareth gefunden; besser gesagt nur ein kleiner Rest von ihm, die Schädeldecke. – Wie mag dieser Höhlenmensch ausgesehen haben? Wir können nur sei Schädel rekonstruieren. Er hatte eine niedrige, fliehende Stirn mit starken Augenwülsten; der gleiche Menschentyp wie der Neandertaler bei Bonn. – Die Tierknochen, die man in der Höhle fand, geben Zeugnis von seiner Lebensart. Wir sehen diesen Menschen im Kampf mit Rhinoceros, Flußpferden, Elefanten und Auerochsen! – Und er hat sich im Kampf ums Dasein bewährt; denn seine Steinwerkzeuge wurden immer vollkommener. Dieser Höhlenmensch von Genesareth hat nach der Schätzung der Gelehrten vor ungefähr 230.000 Jahren gelebt.

Welche Schicksale diese Menschen gehabt haben, können wir nur erraten. Bei den Ausgrabungen in den Höhlen bei Nazareth und am Karmelgebirge taucht plötzlich eine neue Rasse auf, mit hoher Stirn. Im Wesentlichen der Typ des heutigen Menschen. Diesmal wurden nicht bloß einige Knochen gefunden, sondern zwölf ganze Skelette. Diese Menschen müssen den Schätzungen zufolge vor ungefähr 150.000 oder 120.000 Jahren gelebt haben. Was zählen im Vergleich zu diesen langen Zeiträumen ein paar Jahrtausende, die wir Heutigen als Geschichte überschauen können. Die Menschheit hat unendlich lange Jahrtausende gelebt ohne all die Verfeinerungen der fortgeschrittenen Kultur. In der Alt-Steinzeit kam man mit primitiven Steinwerkzeugen aus. In der Jung-Steinzeit wurden diese verfeinert; zu den Steinwerkzeugen kamen solche aus Tierknochen hinzu.

Einsam, in kleinen Familiengruppen, lebte der Mensch. Er sammelte sein tägliches Brot, die Früchte der Bäume, oder ging auf Jagd. Erst vor 10.000 Jahren begann er sich in dauernden Dörfern niederzulassen. Das erste Haustier, das sich zum Menschen gesellte, war der Hund; nach diesem erst kamen die anderen Haustiere. Es mußten wieder einige Jahrtausende vergehen, bis die Menschen die erste feste Stadt erbauten. Aber wo? – Das Niltal und das Zweistromland streiten um den Vorrang; vielleicht tauchen aber irgendwo bis heute noch unbekannte Spuren des frühen Menschen auf.

Ich hatte mein Stadtquartier im italienischen Hospiz am Berg der Seligpreisungen bezogen. Von dort wanderte ich hinüber ins „Säulental“ (wadi Amûd). Die Augustsonne brannte unbarmherzig. Im engen Wadi lag die Luft so unbeweglich, daß eine Nadel in der Luft hätte stecken bleiben können. Das Tal war völlig ausgebrannt, selbst die Tauben hatten sich verkrochen. Ich suchte die zwei von Garstang genau beschriebenen Höhlen, die „Höhle der Prinzessin“ (mugharet al-Amirah) und die „Höhle der Zigeunerin“ (mugharet az-zuttiye).

Um zur „Zigeunerin“ zu gelangen, muß man fast 50 Meter die Kalkfelsen hinaufklettern. Oben angelangt, versteht man, daß sich der Frühhensch hier niedergelassen hatte. Er hatte von hier aus einen guten Überblick über die Gegend: unten im Wadi der Bach, der heute nur zur Regenzeit Wasser führt; dann die Nähe des Sees und der Küstenebene, die genügend Jagdgründe boten...



[Abb. 29: Mugharet el-Zuttiyeh, 46/47.](#)

Die Höhlen am Karmelgebirge besuchte ich von Haifa aus. Ich nahm den Autobus Richtung Tel Aviv. Die Straße war schon asphaltiert, hatte aber derart viel Schlaglöcher, daß nur ein mäßiges Tempo möglich war. Dazu kam noch der überraschend starke Gegenverkehr. (In Hinkunft wird man die Straße wohl verbreitern müssen, da sie eine der Lebensadern zwischen Haifa und Tel Aviv bildet). Auf der Höhe der Kreuzritterburg Athlit etwa 35 km südlich von Haifa, stieg ich aus. Die Höhlen im „Säulental“ am See Genezareth waren verhältnismäßig leicht zu finden gewesen; unverhältnismäßig schwieriger war das Karmelunternehmen. Von der Straße bis zu den Höhlen waren es ungefähr 7 km. Ich sah aber keinen Weg durch die ausgebrannten Felder; daher blieb mir nichts anderes übrig, als querfeldein loszumarschieren. Dabei hatte ich immer das ungute Gefühl, in die militärische Sperrzone zu geraten. Nach langem Umherirren fand ich endlich die drei Höhlen, die „Ziegenhöhle“ (mugharet es-sukhul) die „Ofenhöhle“ (mugharet et-tabun) und die „Bachhöhle“ (mugharet el-wad).

Die wertvollen Skelett- und Werkzeugfunde sind längst in die Museen gebracht worden. An Ort und Stelle fand ich daher nichts als eben Höhlen. Die „Bachhöhle“ ist nach Nord-Westen offen und bietet einen Ausblick auf das Meer. Der Eingang ist teilweise mit Gebüsch verwachsen, das Innere unwirtlich und feucht. Wer nicht mit historischer Phantasie ausgerüstet ist, dem sagen diese Höhlen wirklich nichts (deswegen habe ich das Abenteuer des Frühmenschen kurz skizziert). Gegen Abend



[Abb. 30: Karmel, die Höhlen el-Wad, Jamal und Tabun, 46/48.](#)



[Abb. 31: Nachal Oren, untere Höhle \(„Hiobshöhle“\), 47/01.](#)

wanderte ich zur Straße zurück, wobei über meinem Kopf hinweg Schüsse knallten. Es war aber nur ein Jäger, der mit ein paar Vögeln die magere Kost aufbessern wollte. – Schließlich holperte der Autobus mit mir bei dunkelnder Nacht zurück nach Haifa.

31) Hungerdemonstration in Beerscheba – 11.VIII.1951

Unvergeßlich ist mir der Aufenthalt in Beerscheba, der Stadt des Patriarchen Abraham. Dort gab es schon in alten Zeiten eine gute Quelle; und wo Wasser ist, ist auch Leben. Daher war dieser Ort von jeher ein beliebter Siedlungsplatz inmitten des ausgebrannten Südlandes. Auch heute spielt Beerscheba im neuen Judenstaat eine große Rolle. Die jüdische Regierung hat über 30.000 Einwanderer nach Beerscheba dirigiert. Die Stadt ist noch im Anfangsstadium, nur einige Viertel sind aufgebaut; ein Großteil der Bevölkerung lebt noch in Zelten. Welches Elend sich hier zusammendrängt, kann man nicht schildern. Die Lebensmittelversorgung funktioniert nicht immer. Als ich mich in Beerscheba aufhielt, erlebte ich dort eine Hungerdemonstration. Tausende von Menschen versammelten sich vor der Parteibaracke der MAPAM (Radikal-Sozialisten) und zogen von dort, als es finster wurde, durch die Straßen der Stadt, laut „Lechem, Lechem liladim“ (Brot, Brot für unsere Kinder) schreiend.

Und der Wüstenwind jagte über die Stadt hinweg und hüllte alles in Sand und Staub und erstickte den Ruf der hungernden Menge ... „Lechem“ heißt also auf Deutsch „Brot“; Bethlehem demnach „Haus des Brotes“ oder einfach „Brothausen“. Es wurde schon viel über diesen tiefsinnigen Namen geredet und geschrieben; denn gerade in Bethlehem wurde ja der Menschheit das himmlische Brot des ewigen Lebens geboren. Der Geburtsort Jesu könnte keinen besseren Namen tragen. – Manche Gelehrte meinen, diese Deutung sei zu einfach und daher falsch, und daß hinter „Lechem“ sich die altertümliche Göttin namens Lachama verbirgt. Demnach wäre Bethlehem in heidnischer Zeit Kultstätte der Kriegsgöttin Lachama gewesen.

Wie dem immer auch sei – mögen die Gelehrten forschen und streiten: Ich höre bei dem Namen Bethlehem immer den Schrei nach Brot heraus: „Lechem, Lechem liladim!“ – „Brot, Brot für unsere Kinder!“

32) Das Ende einer Epoche – Auf der Höhe von Kreta, 15.VIII.1951

Als unser Schiff aus dem Hafen von Haifa Richtung Europa auslief und die palästinische Küste in der einbrechenden Nacht verschwand, als nur mehr die Lichter des Hafens uns einen Abschiedsgruß nachsandten, da wurde mir lebhaft bewußt: In diesem Lande ist wieder eine Epoche zu Ende gegangen. Wieder ist eine Stunde der Weltuhr abgelaufen. Etwas Neues beginnt! – Und in der Erinnerung erlebte ich von Neuem die vielfältigen Eindrücke, die ich in diesem Lande gewonnen hatte.

Auf der Exkursion in den Süden von Hebron hatten wir Maon, Kurmul und Ziph, lauter Orte, die aus der Davidsgeschichte bekannt sind, besucht. David hatte hier mit seinen „Partisanen“ Unterschlupf gefunden. Den Lebensunterhalt verschaffte er sich, indem er den reichen Herdenbesitzern seinen „Schutz“ angedeihen ließ und dafür entsprechenden Zehent forderte. Demnach muß zur Zeit Davids diese Gegend noch genügend Weideplätze und Wasser geboten haben.

Doch heute ist rundum das Land verbrannt, kein grüner Halm ist zu sehen. Es war einmal... so beginnen alle Märchen; und so begann auch unser Professor, Pater Benoit, uns das Märchen dieses Landes zu erzählen: „Wir befinden uns jetzt in der Mitte der alten Stadt Maon. Dies beweisen die alten Baureste. In dieser Stadt gab es in byzantinisch-christlicher Zeit fünf Kirchen. Dort drüben grüßen uns die Ruinen der Stadt Kurmul; sie hatte ebenfalls mehrere Kirchen. Und am fernen Horizont sehen sie noch den Stadthügel von Ziph“.

„Wann und wodurch sind diese Siedlungen zerstört worden? Erdbeben oder Gewalttat der Menschen?“ – „Das ist eine traurige Geschichte. Um 614 n. Chr. kamen die Perser unter Chosruc und zerstörten in Palästina mehr als 4000 Kirchen und

Klöster. Und kaum waren die Perser abgezogen, kam die arabische Welle, die die Zerstörung vollendete. Die Wasseranlagen verfielen, die Bäume verdorrten, wenn sie nicht schon umgehauen waren. Die übriggebliebenen Menschen mußten die Gegend verlassen.“ Wir haben hier das Musterbeispiel für das Ende einer Kulturepoche...! Sicher, auch die Fahrt nach Transjordanien war ein starkes Erlebnis gewesen – aber! – in Madaba bewunderten wir in der griechischen Kirche den alt-byzantinischen Mosaikboden mit der weltberühmten Palästinakarte. Was gibt es auf dieser Karte noch für Orte und Städte, die einst blühend waren, heute aber wüst und öde daliegen.

Von Madaba fuhren [wir] wieder in die Steppe hinaus, zum Berg Nebo. Was fanden wir am Berg Nebo? – Ruinen, nichts als Ruinen! Einstmals gab es hier eine große Stadtsiedlung mit zwei Kirchen. Die eine hatte einen Mosaikboden, wie ich noch keinen schöneren gesehen habe. Etwas entfernt vor der Stadt lag ein Kloster mit einer dreischiffigen Basilika. Wohin ist die Herrlichkeit entschwunden? Es kamen die Perser, es kamen die Araber, es kam die Zerstörung und der Tod. Die christlichen Namen wurden ausgelöscht. Die Söhne der Wüste haben es verstanden, das Land zu nehmen und zu zerstören. Sie haben es aber nicht verstanden, auch nur einen Bruchteil davon wieder aufzubauen. Von unseren verschiedenen Exkursionen kreuz und quer durch das Land nahmen wir diesen Eindruck mit: In der alt-christlichen, byzantinisch-römischen Zeit hat Palästina seine größte Blüte erreicht. Danach kam der Islam und der kulturelle Verfall...

Lebhafte Erinnerungen an die Kreuzfahrerzeit stiegen in mir auf, als ich nach Akko kam. Im Jahr 1104 nahm Balduin I. mit Hilfe der Genuesen die Seefestung ein, und der Vormarsch des christlichen Abendlandes in Palästina begann. Es gab keine europäische Nation, die sich von diesem heiligen Krieg ausgeschossen hätte. Bald wehte wieder die christliche Fahne von der Grabeskirche, von der Geburtskirche. Doch dies alles war nur von kurzer Dauer, ein kleines christliches Intermezzo in der langen Zeit der islamischen Herrschaft. Am 18 Mai 1291 erlag die letzte christliche Festung dem Ansturm der Sarazenen. Sultan Melek al-Aschraf führte 140.000 Mann Fußvolk und 60.000 Reiter in den Kampf. Die Stadt Akko wurde zerstört, was lebend angetroffen wurde, niedergemetzelt. Das Ende einer Epoche...

Und heute? Stehen wir in Palästina wieder vor einem Wendepunkt? Ich will einfach Tatsachen sprechen lassen: Von Jerusalem aus fuhr ich nach Ain Karim, d.i. St.Johann im Gebirge, dem Geburtsort Johannes des Täufers. Noch vor fünf Jahren eine ganz christliche Ortschaft mit zwei großen Kirchen und einer blühenden Schule! Heute sind die arabischen Christen alle vertrieben; in ihren Häusern haben sich polnische Juden angesiedelt. Die Kirchen sind gesperrt, weil kein Pilger mehr kommt. Die Schule erübrigt sich von selbst.

Ich stieg auf den Sion hinauf, der heute noch halb in der Niemandszone liegt. An den Stacheldrähten vorbei betrat ich die ehrwürdige Basilika des Heimanges Mariens; sie ist heute von den Benediktinern wieder bestens in Ordnung gebracht. Während der Kriegshandlungen gab es aber Ausschreitungen, die sich nicht rechtfertigen lassen: jüdische Soldaten rissen die Seitenaltäre heraus und verbrannten sie vor der Kirche; das große Mosaik in der Apsis zeigt etliche Einschüsse, es wurde als Zielscheibe genommen. – In Kapharnaum steht am See eine griechische Kirche. Als ich mich durch das Distelgestrüpp bis zu ihr durchgeschlagen hatte, blieb ich wie gebannt stehen! Ein entweihtes Heiligtum! Was beweglich war, wurde herausgerissen und verbrannt. Ein Greuel der Verwüstung! Tauben und Fledermäuse flogen erschreckt vor dem unerwarteten Besucher davon.

Ferner: Man versteht schwer, daß auch heute noch das große deutsche Hospiz in Tabgha am See Genesareth vom jüdischen Militär beschlagnahmt ist. Als ich durch die märchenhaft schöne Anlage ging, störte mich keine Seele; denn zur Stunde war es verlassen. Aber wie das wohlgepflegte Heim von einst aussah! – So wie ein Haus aussieht, in dem eine zuchtlose Soldateska gehaust hatte. Man wird mir vorwerfen, ich bringe Greuelnachrichten. Das tue ich wahrlich nicht. Ich berichte nur, was ich gesehen habe! Ich will auch das Positive nicht verschweigen, das mir wie ein Wunder vorkam, wie eine Verwirklichung der prophetischen Verheißung!

Ich saß auf dem Gipfel des Berges Tabor; unter mir dehnte sich die weite Ebene Esdrelon; heute ein Fruchtgarten Gottes; in arabischer Zeit vollkommen verlassen. Vor fünfzig Jahren gab es dort kaum eine Siedlung. Heute stehen dort Städte, und die Dörfer schießen nur so aus dem Boden. Wo vor drei Monaten noch Brachland war, sind heute neue jüdische Bauernhöfe entstanden. Der Boden ist gut gepflegt und bewässert, und die Erde gibt hundertfältige Frucht. Ich fuhr von Tel Aviv nach Jerusalem. Die Berge sind noch kahl, aber schon sprießen Millionen neugepflanzter Bäume auf diesen erbarmungswürdigen Hügeln. Wenn man in zehn Jahren nach Jerusalem hinauffährt, wird man durch einen Wald fahren. Die jüdischen Einwanderer aus allen Völkern der Erde entwickeln eine Energie, die nicht ihresgleichen auf der Welt hat.

Wo einst Öde und Wüste war, entstehen neue Städte. Beerscheba hatte vor der jüdischen Immigration eine arabische Bevölkerung von 8000 Menschen; heute aber steht dort eine Stadt von mehr als 30.000 Juden.

Ja, Palästina! – Ende einer Epoche! Etwas Neues ist über dieses Land gekommen. Wir hegen die Zuversicht, daß die Ausschreitungen bei der Landnahme Einzelfälle bleiben, die allerdings sehr zu bedauern sind. Das offizielle Israel steht ja den Pilgern des Heiligen Landes mit größter Offenheit gegenüber. Die Christenheit wird

aber mit der Tatsache rechnen müssen, daß die Pilgerfahrten nicht mehr in ein mohammedanisches, halb christliches Land führen, sondern eben in ein wieder jüdisch gewordenes!

Heute ist alles noch im Werden, in einem Gärungsprozeß. Aber in diesem Gärungsprozeß muß als gestaltendes Ferment der christliche Anspruch hineinwirken; denn, ob Palästina nun mohammedanisch oder jüdisch ist, es ist und bleibt auch das Heilige Land der Christenheit!

II. Vorstoß nach Babylon: Exkursionen 10.X.1958 – 22.IV.1959

1) Aus der Heimat des heiligen Paulus – Tarsus, 22.XI.1958

Von Adana führt seit kurzem eine neue, schnurgerade Straße über Tarsus zum Hafen Mersin. Die Entfernung beträgt 42 km. Zu allen vollen Stunden fährt ein Autobus; dazu gibt es auch die Möglichkeit, mit der Bahn zu fahren. Dies alles weist darauf hin, daß Tarsus mit seinen fast 40.000 Einwohnern heute keine tote Stadt ist. Ich nahm also in Adana den Autobus, der vollgestopft und schwer beladen war. Wo der Autobus die Umfahrungsstraße verläßt und nach Tarsus einbiegt, wird die Straße gleich schlechter. Vor uns ein großer Lastwagen. Unser Fahrer tutet in langen Symphonien. Der Lastwagenfahrer scheint taub zu sein; der Wagen poltert vor uns her. Bei einer günstigen Gelegenheit biegt unser Autobus von der Straße ab, und querfeldein rumpelnd überholen wir den Lastwagen.

Ein großes Fabriksgebäude ist der erste Gruß von Tarsus. Ich kann nicht sagen, ob hier Zucker oder Baumwolle verarbeitet wird. Das Gebäude könnte in jeder anderen Stadt der Kulturwelt stehen. Doch sobald man im Stadtzentrum aussteigt, umwogt einen orientalisches Leben. Ich dachte, ein Bummel durch die Stadt könnte einem Bibliker nicht schaden. Mit den römischen Ruinen ist man ja bald fertig. Als Mahnmahl vergangener Zeiten ragt noch heute bei der Westeinfahrt das sogenannte Paulustor mit seinen drei Bögen auf. Der Autoverkehr führt daneben vorbei. Nur die einheimischen Fahrzeuge mit Esel, Ochs oder Pferd benützen noch das alte Tor. Es wurde in der Kaiserzeit öfters umgebaut, dürfte aber an der gleichen Stelle geblieben sein, sodaß der phantasiebegabte Pilger hier Gelegenheit hat, sich vorzustellen, wie der junge Saulus durch dieses Tor geschritten oder geritten kam. Heute ist das Tor mit Gras überwachsen, brüchig und baufällig.

Von der antiken Stadt ist nichts mehr vorhanden; genau so steht es auch um das Christentum. Es gehört zur Tragik der Geschichte, daß in der Geburtsstadt des Völkerapostels das Christentum vollständig erstorben ist. An seiner Stelle ragen Minaretts wie Zeigefinger zum Himmel. Zu den fünf Gebetsstunden sieht man an Brunnen vor den Moscheen Männer ihre Hände, Füße und ihr Gesicht waschen, um dann barfuß in die Moschee zum Gebet zu gehen. Ich muß gestehen, daß mich der Anblick von 50 bis 70 Männern, die still die Hände hoben, sich verneigten, auf die Knie sanken und mit der Stirn den Boden berührten, tief beeindruckte. Auf alle Fälle macht der Islam den Eindruck einer Männerreligion. Wenn auch der Ruf des Muezzins im Tumult der Straßen untergeht und ein Großteil der Passanten sich überhaupt nicht um ihn kümmert, so stellt das kleine Häuflein betender Männer doch eine Kraft dar, die nicht übersehen werden darf.

Um einen Eindruck von der Stadt zu bekommen, schlenderte ich durch schmale Gäßchen der höchsten Erhebung zu. Es gab natürlich gleich einen Auflauf, als ich – Fremdling – daherkam. Bald war ich von mehr als 30 Kindern umringt. Natürlich wollten sie wissen, woher ich komme. „Aus Avusturya“! „Das ist eine große Insel!“ Die Verwechslung von Austria mit Australien kann man auf einer Orientreise jeden Tag erleben. – Der Stadthügel, heute mit Pinien bepflanzt, ist insofern interessant, als man von dort aus sehen kann, wo einst ein Meeresarm bis zum heutigen Stadtgebiet heranreichte. Wieder kann sich der phantasiebegabte Historiker das prachtvolle Geschwader vorstellen, mit dem Kleopatra hier einfuhr, um Mark Anton zu verführen. – Der Meeresarm ist heute versandet; Tarsus ist vom Meer vollständig abgeschnitten.



[Abb. 32: Tarsus, Pauluskirche, 27/07.](#)

Vom Hügel herabkommend stöberte ich noch in der Handwerkerstraße herum. Zeltmacher habe ich keinen gefunden, wohl aber einen Sattler, dem ich lange zuschaute. So ähnlich könnte Paulus gearbeitet haben. Die Hälfte der Werkstätte befindet sich auf der Straße; da hockt ein Mann und stopft Stroh in einen Beutel, um den Sattel weich und elastisch zu machen. Ein anderer bearbeitet die Lederteile; interessiert oder apathisch schauen einige den beiden Fleißigen zu. Paulus hat sicher auch unter diesen einfachen und vielfach primitiv anmutenden, Verhältnissen gearbeitet. Man sagt zwar, daß die Zivilisation des Imperium Romanum höher war



[Abb. 33: Tarsus, Kleopatrator, 27/09.](#)

als die des heutigen Orients; trotzdem glaube ich, daß man sich Paulus, den Theologen der hohen Mysterien, nicht orientalisch genug vorstellen kann. Das große Scandalum für den „Kulturmenschen“ ist und bleibt auch heute, daß das Wort im Orient Fleisch wurde.

In den Paulusbiographien ist mit viel Romantik der Vorstoß des Völkerapostels durch die Kilikische Pforte nach Innerkleinasien beschrieben, so daß man den Eindruck gewinnt, Tarsus liege direkt am Taurusgebirge. Das stimmt nicht. Tarsus liegt ganz und gar in der Ebene. Als eine ferne, nicht allzu hoch wirkende Gebirgskette schließt der Taurus gegen Norden die große Ebene ab. Von Tarsus bis zum Kilikischen Tor sind es genau 55 km. Heute kann der Taurus auf einer ausgezeichneten Asphaltstraße ohne Schwierigkeit überquert werden. In alter Zeit mag dies um vieles mühsamer gewesen sein. An der Engstelle ist tatsächlich nur für die Straße und [einen] Wildbach Platz, dessen Bett aber jetzt vollständig ausgetrocknet war. Nach der Engstelle weitet sich das Tal; es wachsen noch Pinien. Bei etwa 1200 m ist die Paßhöhe überschritten. Für einen Menschen, der aus den Alpen kommt, wirkt der Besuch der Paßhöhe etwas enttäuschend. – Auch heute ziehen noch Esel- und Kamelkaravanen auf Saumpfaden über Tarsus. Und auch Paulus wird sich auf seinen Reisen durch die „Türkei“ der üblichen Verkehrsmittel bedient haben.

2) Unheimliche Fahrt nach Palmyra – 3.XII.1958

Palmyra ist eine Oase mitten in der Syrischen Wüste und hat im Laufe der Geschichte eine entscheidende Rolle in der großen und kleinen Politik des Orients gespielt. Hier rasteten die Kamelkarawanen, die wertvolles Handelsgut von Ägypten und Syrien ins Zwischenstromland und umgekehrt brachten. Als Handels-Umschlagplatz blühte die einfache Siedlung an der Quelle inmitten der Wüste immer mehr auf und wurde in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten zu einer großen, dem damaligen Geschmack entsprechenden, modernsten Stadt des Orients ausgebaut.

Riesige Tempelanlagen, Geschäftsstraßen und Theater beweisen, daß dort einmal das Herz des Morgenlandes pochte. Hier herrschte die sagenumwobene Königin Zenobia, die es gewagt hatte, dem Ansturm der römischen Legionen zu trotzen; aber schließlich zwangen die römischen Soldatenkaiser auch diese stolze Herrscherin der Wüste in die Knie. Palmyra wurde erobert, die Stadtmauern zerstört, die Bevölkerung flüchtete, der Handel ging andere Wege. Um die Palmenstadt wurde es immer einsamer, bis die Wüste barmherzig über große Teile der Stadt das Leichentuch Sand ausbreitete. Nur einige Beduinen hausen noch im Herzen der Wüste.



[Abb. 34: Palmyra, Tempel des Baal, 25/29.](#)

In der Neuzeit wurde es hier aber wieder lebendig. Man erkannte die militärische Bedeutung dieses Stützpunktes mitten in der syrischen Wüste. Aber noch mehr interessierten sich die Wissenschaftler für diesen Ort. Die Stadt Palmyra hatte ihre

Blüte ungefähr zur gleichen Zeit erreicht wie Carnuntum bei Wien. Was ist aber vom römischen Carnuntum noch erhalten? Ein großes Feld mit einigen ausgegrabenen Fundamenten. In Palmyra dagegen stehen Tempel und Theater fast noch in ihrer ursprünglichen Form und Größe. Es ist nur, als ob die Menschen vor einiger Zeit weggezogen wären und ihre Behausungen der Wüste preisgegeben hätten. Will man also die entschwundenen Zeiten kennenlernen, so ist gerade die Palmenstadt inmitten der Wüste der geeignetste Ort hierfür. Dies ist der Grund, warum ich mich am 3. Dezember 1958 entschloß, eine Exkursion nach Palmyra zu wagen.

In früheren Zeiten konnte man den ungefähr 150 km langen Weg durch die Wüste nur auf Kamelrücken zurücklegen und brauchte einige Tage; heute dagegen ist auch Palmyra verkehrstechnisch gut erschlossen. Mein Stadtquartier hatte ich in der syrischen Stadt Chöms bezogen, nördlich von Damaskus am Rande der Wüste. Wer die Bibel etwas kennt, weiß vielleicht, daß bereits König David auf seinen Kriegszügen gegen die Aramäer bis in diese Gegend vorgedrungen ist. Manche meinen, er habe sogar die Oase Palmyra besetzt, was auch nicht ganz ausgeschlossen ist. Für ihn war es noch ein kühnes Wagnis, ins Herz der Wüste vorzudringen; heute fahren regelmäßig täglich Autobusse dahin. Daher in friedlichen Zeiten keine große Sache mehr!

Bekanntlich sind aber heute die arabischen Länder in Unruhe geraten; dies wirkt sich lähmend auf den Fremdenverkehr aus. Man trifft kaum andere Reisende und ist allein inmitten der arabischen Welt. Bei der Autobushaltestelle in Chöms fing es gleich gut an. Ich bekam zwar eine Fahrkarte, aber der Wagen war schon seit etlichen Stunden voll besetzt. Macht aber nichts; es kann höchstens nur noch voller werden. Ein Beduine findet noch Platz, wo sonst niemand mehr einen findet. Während in den Städten die lange arabische Kleidung fast zur Gänze verschwunden ist, halten die Beduinen beharrlich daran fest, denn für die Wüste ist und bleibt dies die beste Kleidung. Den Großteil der Fahrgäste stellten also Beduinen, die zu ihren Zelten zurückfuhren, den Rest aber Soldaten, die ihr Quartier in Palmyra erreichen wollten. Als dann vorne und hinten im Wagen je ein Soldat mit Maschinengewehr Posten bezog, wurde mit klar, daß diese Fahrt vielleicht doch nicht ganz geheuer war. Den Mittelgang füllten ebenfalls Soldaten. Zwei von ihnen hatten einen Missetäter zu transportieren. Was der Arme verbochen hatte, konnte ich nicht herausbringen. Sie stießen ihn jedenfalls in den Wagen. Beide Hände waren mit einer Eisenklammer zusammengeschlossen und die beiden Daumen noch eigens in eine Eisenschraube gelegt. Es dürfte sich um einen Deserteur gehandelt haben. Trotz des grausamen Anscheins wurde der Verbrecher human behandelt. Als einige Beduinen ausgestiegen waren, bekam auch er ein Stockerl zum Sitzen und die Kameraden boten ihm, wie auch den anderen, ihre selbstgedrehten Zigaretten an.

Ich war gespannt, die Wüste kennen zu lernen. Man hat doch so eine bestimmte Vorstellung von der Wüste; man denkt, da gibt es nur Sand und Sand und wieder Sand. Doch das ist falsch! Wir fuhren schon einige Stunden durch eigentliches Wüstengebiet, und ich meinte noch immer, rechts und links lägen brachliegende Äcker, die nur auf Regen und Anbau warteten. Aber das Traurige besteht darin, daß der Regen nie kommt und endlos weite Gebiete öd und ohne Grün bleiben. Die ersten Kilometer der Straße waren noch halbwegs ausgebaut wie bei uns eine sehr schlechte Landstraße. Später hört die Straße überhaupt auf, und jeder Fahrer folgt entweder der Spur seines Vorgängers, oder macht sich eine neue. Der Boden ist steinig und hart; ein Versinken im Sand gibt es einstweilen noch nicht. Kurz vor Palmyra erst stießen wir auf eine Sandregion, und die Räder wühlten sich ein. Das Gelände stieg, wir näherten uns einem Gebirgszug.

Doch von diesem sah ich nichts mehr; denn inzwischen war es stockfinstere Nacht geworden. Ich konnte nur bemerken, wie im Scheinwerferlicht einige Kamele flüchteten. Die Fahrt war teilweise furchtbar. Wenn der Wagen – und der Fahrer hielt trotz der straßenlosen Straße ein ordentliches Tempo – in ein Loch fuhr und uns durcheinanderbeutelte, daß man manchmal fast an die niedrige Decke schlug, schrien die zwei Frauen, die mitfuhren, laut auf. Die letzten Stunden vor dem Ziel war fast nur ein einziges Schreien und Wimmern der jüngeren Frau zu hören, worüber die Männer nur lachten.

Als die Lichter von Palmyra grüßten, atmeten wir erleichtert auf. Der Missetäter wurde wieder aus dem Wagen gestoßen; was weiter mit ihm geschah, weiß ich nicht. Ich stieg als letzter aus. Wohin nun? Mein Autobusnachbar hatte gemeint: „Du mußt als erstes auf die Polizei. Ohne polizeiliche Erlaubnis darf niemand nach Palmyra“. Woher sollte ich das wissen? Eine solche Erlaubnis hatte ich leider nicht. Doch ich war entschlossen, die Polizei in so später Abendstunde nicht mehr zu stören. Man muß ja auch etwas auf Höflichkeit geben. Ich wollte zum Hotel Zenobia. Aber wie das finden? Ich fragte einen Burschen. Dieser ging mit mir bis zum Rand des neuentstandenen Wüstendorfes und wies mir dann mit der Hand die Richtung: „Dort, wo sie die Lampen sehen, ist das Hotel!“ und verschwunden war er.

So tappte ich denn weiter. Es war eine mondlose Nacht, dafür strahlten die Sterne in unerhörter Pracht. Ich suchte die bekannten Sternbilder ab. Der große Wagen stand mit der Deichsel nach unten, als ob er zur Erde herunterfahren wollte. Inzwischen hatte ich vergessen, auf die Lampe zu achten; das Licht war plötzlich weg! Es wurde mir unheimlich. Ich hatte nur einen leichten Seesack mit, den ich nun fester schulterte, um die Hände freizuhalten. Ich bückte mich und nahm in beide Hände je einen ordentlichen Stein, um gegen Überfälle gewappnet zu sein, und tappte wieder weiter. Zurückgehen hatte ja keinen Sinn. Vielleicht war das Licht nur ausgedreht

worden? Die Füße sagten mir, daß ich mich noch in der Spur unseres Autobusses bewege, und vom Autobus aus hatte ich doch beim Einfahren die Aufschrift „Hotel Zenobia“ gesehen. Sie können mir glauben, daß ich erleichtert aufatmete, als bei einer Biegung plötzlich Licht und Hotel wieder auftauchten. Gewaltige Ruinenmauern hatten mir die Sicht „verstellt“.

In der großen Vorhalle, die auch als Festsaal verwendet wurde, brannte nur eine Öllampe. Ein Diener mit vollständig ver mummt em Gesicht schlurfte heran; er hatte Zahn- oder Ohrenweh. Der Hausherr war nicht daheim. Ob ich ein Zimmer haben könnte, ob überhaupt eines frei wäre?? Und ob! Alle waren frei, eine ganze Flucht von Zimmern in diesem größten Hotel inmitten der Wüste. Seit Monaten kamen keine Gäste mehr; nur einige Russen hätten sich gezeigt. Er wies mir ein sauberes Zimmer an, mit Bett und vier Wänden, Tisch und Sessel brauchte man anscheinend nicht. Das Fenster war Gott sei Dank schwer vergittert und mit Läden verschlossen. Der Vermummt e – eine harmlose, gute Seele – machte mir zwei weiche Eier und einen Tee. Zwischenhinein stöhnte er ob seiner Schmerzen und klagte über die furchtbare Kälte. Dann trat ich nochmal ins Freie. Unbeschreibliches Gefühl! Die Sternennacht über mir, Ruinen von Jahrtausenden um mich, ich selber geborgen oder verloren im Herzen der Wüste.

Die Nacht war tatsächlich bitterkalt. Die dünne Decke reichte nicht, ich schlief schlecht. Schließlich legte ich noch den alten Teppich vom Boden über das Bett und träumte dann von einen Löwenüberfall, aus dem ich erschreckt aufwachte. Draußen auf dem Gang harte Soldatenschritte! Werden sie mich holen, den Spion in der Nacht? Doch die Schritte verhallten in der Ferne, es wurde wieder ruhig. Ich sehnte den Morgen herbei, – zählte die Stunden. Erst um sieben Uhr begann es zu dämmern. Mit einer Handvoll Wasser – Wasser ist dort kostbarer als in manchen Gegenden der Wein – war die große Morgenreinigung vollzogen, und schon war ich bereit loszuziehen, um die verschollene Stadt zu entdecken.

Doch welche Überraschung! Als ich ins Freie trat, hoffte ich endlich die Ruinenfelder überblicken zu können. Doch ich sah nichts, buchstäblich nichts! Vom Hochgebirge her ist mir Nebel bekannt; doch der Nebel von Palmyra war eben ein orientalischer Nebel, so dicht, daß man nicht zwei Meter sehen konnte. Also abwarten! Ich zog mich in meine Behausung zurück; der Vermummt e war auch schon hervorgekrochen und machte mir wieder Tee. Ich studierte nochmals die Pläne. Um acht Uhr hielt ich es nicht mehr aus. Geht's, wie es eben geht! Jetzt probiere ich einen Rundgang! Der Nebel hatte sich etwas gelichtet, aber über zehn Meter konnte man noch nichts unterscheiden. So schritt ich denn von Überraschung zu Überraschung. Plötzlich tauchte eine Säule aus dem Nebel auf; laut Plan mußte sie zum Tempel des Himmelsgottes gehören; ich stand also auf heiligem, heidnischem Boden. Ich

tastete die Umgebung ab und [ging] dann weiter in Richtung zur Hauptstraße. Das muß in der Glanzzeit einmal eine Prunkstraße gewesen sein, quer durch die ganze Stadt, rechts und links von Säulenhallen flankiert. Schon tauchten die ersten Säulen aus dem Nebel, aber zugleich auch Gestalten, die ich als Soldaten identifizierte. Vor denen muß man Respekt haben; also änderte ich die Richtung und ging anhand des Stadtplanes auf die zweite große Tempelanlage zu. Das Tor war leider noch gesperrt. Erst um zehn Uhr würde der Ruinenwächter kommen. Was machen?

Ich vermutete, daß der Nebel nur über der Niederung lag; denn Palmyra liegt ja gleichsam auf dem Grund einer Pfanne, auf deren einer Seite ansehnliche Berge aufragen. Also hinauf über den Nebel! Dies ging aber nicht, ohne die Hauptstraße zu überqueren, wo sich Soldaten herumtrieben. Aber warum soll man eigentlich ausweichen, es können ja auch nur Menschen sein! Ich machte sogar Bekanntschaft mit einem Major, der gut französisch sprach. Er berichtete mir: Palmyra ist seit der Revolution Garnisonsstadt. Um die Soldaten vernünftig zu beschäftigen, hat man sie einfach für die Ausgrabungen eingesetzt. So räumen sie jetzt die Säulenstraße vom Wüstensand und machen jeden Tag neue Funde. Leider läßt der wissenschaftliche Mitarbeiterstab viel zu wünschen übrig. – Mit dieser Bekanntschaft war nun viel gewonnen. Das Hauptquartier kannte nun meine „verdächtige“ Person, und so konnte ich durch den Nebel zum Berg aufsteigen. Ich hatte eine herrliche Rund-sicht über eine Nebellandschaft, aus der gespenstische Ruinen aufragten.

Doch nicht bloß die Lust zum Bergsteigen trieb mich in die Höhe; hier oben befanden sich die Friedhöfe. Aber was für Friedhöfe! Solche gibt es meines Wissens nur hier. Die Toten wurden nicht in der Erde bestattet, sondern in hohen Türmen, manche gegen 40 Meter hoch und noch darüber. Da ruhen sie heute noch, in Etagen übereinander gebettet, wenn nicht Grabräuber auf Schatzsuche die Gräber aufgebrochen und geplündert haben. Ich setzte mich und sann nach über den sonderbaren Verlauf der Menschenwege. Die Sonne tat wohl. Die einfache Windbluse genügte jetzt als Kleidung. Ich zog die Kapuze gegen den Wind über den Kopf, zündete einen Tschibuk an; doch es wurde mir deshalb nicht weniger unheimlich. Etwas mußte nicht in Ordnung sein. Ich stieg daher wieder in die Ruinenstadt hinab und besuchte den großen Tempel. Welche Pracht muß das einmal gewesen sein. – Am Amphitheater vorbei erreichte ich dann um die Mittagszeit wieder das Hotel. – Die Polizei hatte sich bereits für mich interessiert. Der sonderbare Fremde war aufgefallen, ich müsse mich sofort stellen. Inzwischen war der Hausherr heimgekommen, ein syrischer Christ. Ich gewann bald seine Sympathie; denn wie ein Spion sah ich ja doch nicht aus. Er ging selber mit meinen Papieren zur Polizei und brachte die Sache in Ordnung. Das nennt sich wahrlich orientalische Gastfreundschaft!



[Abb. 35: Palmyra, Relief, 25/29.](#)

In dieser Wüstenstadt könnte man Tage und Wochen bleiben und studieren. Unter den jetzigen Verhältnissen scheint es aber besser zu sein, sich mit einem Blitzbesuch zu begnügen, sofern es einem überhaupt gelingt, in das Reich der Königin Zenobia vorzudringen. Ich mußte mich wohl oder übel noch am selben Tag entschließen, ins Kulturland zurückzukehren. Diesmal nahm mich ein Militär-PKW mit. Obwohl schon drei Offiziere hinten saßen und vorn der Fahrer mit einem anderen, höher Chargierten, wurde ich zwischen diesen und den Fahrer hineingezwängt, was bei meiner „Körperfülle“ leicht zu machen war. Und so ging es dann in schnittigem Tempo fort aus der Märchenstadt. Als ich zurückblickte, sah ich nur eine große Staubwolke über der Wüste hängen.

3) In die Falle gegangen? – Irak, 8 .XII.1958 – 6.I.1959

Weder in Wien noch in Stambul noch in Ankara konnte ich das erwünschte Einreisevisum in den Irak erhalten. Daher hatte ich schon längst die Hoffnung aufgegeben, das Ziel meiner Studienfahrt, das alte Babylonien und Assyrien, je zu erreichen. Doch in Damaskus ging der Kanzleidirektor des österreichischen Konsulates mit mir auf das irakische Konsulat. Allerdings nicht, weil er glaubte, daß hier das Visum zu bekommen wäre, sondern nur um zu sehen, wie das neue republikanische

Irak auf ein Einreisegesuch reagieren würde. Und siehe da, binnen zehn Minuten stand das irakische Visum in meinem Reisepaß, mit der handgeschriebenen Bemerkung „Persönlich durch den österreichischen Konsul vorgestellt; ausnahmsweise gestattet“. Unter diesem günstigen Vorzeichen, daß der Name Österreich einen guten Klang auch in der neuen arabischen Welt hat, flog ich am 8.Xii.1958 guten Mutes mit dem nächsten Flugzeug von Damaskus über die syrische Wüste – ein unvergeßlicher Eindruck – gegen Bagdad, die Märchenstadt aus Tausend und einer Nacht. Doch der Sturz aus dem Märchentraum in die raue Wirklichkeit sollte nur allzu schnell erfolgen.

Pflichtgemäß stellte ich mich der österreichischen Vertretung in Bagdad. Der freundliche Herr schlug die Hände zusammen: „Wie können Sie es wagen, jetzt nach Irak zu kommen?! Ich kann für Sie keine Garantie übernehmen. Sie kommen mit europäischen Vorstellungen. Hier aber ist der unberechenbare Orient!“ Gedämpft, mit dem Bewußtsein, in eine Falle geraten zu sein, verließ ich das hohe Haus. Ein irakischer Soldat stand mit aufgeflepptem Bajonett am Toreingang. Er begrüßte verwundert.

Also auf eigene Gefahr im irakischen Hexenkessel! Mein Quartier lag am Nordrand der Stadt. Um dieses wieder zu erreichen, war die ganze Altstadt zu durchqueren. Beim Umsteigen musste ich auf dem Platz Bab el-Muadham etliche Minuten warten. Ich merkte gleich, daß etwas nicht in Ordnung sein mußte. Die Autobusse stau-



Abb. 36: Bagdad, al-Kazimiyya-Moschee, 16/43.

ten sich, der Verkehr stockte. In wenigen Augenblicken war der große Platz menschenleer. Wie auf ein Kommando liefen alle in eine Richtung. Der Schuster im Basar warf seinen Hammer hin und lief ebenfalls. Der Lebensmittelverkäufer ließ seinen Stand allein und unbewacht zurück.

An der Haltestelle blieben nur drei Europäer zurück, die die Lawine nicht mit sich fortgerissen hatte. Wir sahen einander schweigend an. Was nun? Wenn es ernst werden sollte, dann auf alle Fälle sich in [die] Gegenrichtung bewegen, um nicht Opfer der Volkswut zu werden. Aber einstweilen galt es abzuwarten, um zu sehen, was überhaupt los sei. Von ferne hörte man auftosesendes Geschrei. Schon dachten wir daran, in unseren Botschaften Sicherheit zu suchen; da flutete die Menschenmenge wieder zurück. Es war nur der „einzig geliebte Führer“ (az-Zaim al-auchad) ausgefahren und hatte sich dem Volke gezeigt. Nach geraumer Zeit – Zeit spielt hier keinerlei Rolle – kam der Verkehr wieder in Fluß. Am Staatsgefängnis vorbei, vor dem schwere Panzer aufgefahren waren, fuhr ich in mein Quartier. Bagdad glich einem Heerlager und erinnerte mich an die Russenzeit in Wien.

Der nächste offizielle Gang führte mich zur Sicherheitspolizei. Nicht bloß, um mich als Fremder anzumelden, es ging um mehr. Seit der Revolution waren alle Ausländer auf die Stadt Bagdad konfiniert. Wollte einer das Stadtgebiet verlassen, benötigte er eine Sondererlaubnis der Sicherheitspolizei, die meist nicht gegeben wurde. Mit gemischten Gefühlen ging ich durch die alten Basare hinab zum Tigrisufer ins Hauptquartier. Durch wie viele Sperren ich mußte, weiß ich nicht mehr; jedenfalls landete ich in einem kleinen Zimmer im ersten Stock bei einem sehr freundlichen Beamten. Nun denke man ja nicht, daß der Fall gleich kurz und knapp erledigt wurde. Das wäre europäische Hast. Das Köstliche im Orient besteht darin, daß alles, auch unpersönliche Akten, eine persönliche Note bekommt.

Wie begrüßten daher einander mit „ahlan wesahlan!“, wünschten einander gute Gesundheit und redeten arabisch und englisch über dieses und jenes, so gut es ging. Schließlich läutete er mit einer Handglocke, die auf dem Tische stand, energisch. Ein Diener trat ein. „Zwei Tee!“ Der heiße Tee tat wohl, obwohl ich im Stillen schon die Minuten zählte, wann er wohl auf das Thema zu sprechen käme. Schon begann die dritte Stunde meiner Sitzung. Nur so nebenbei fragte er: „Was denken Sie über die Engländer und Amerikaner? Wir hassen sie!“ Da hieß es klug sein! Ich meinte nur: „Österreich war auch von Fremden besetzt. Wir waren alle froh, als die Besatzungsmächte fort waren!“ Damit war er zufrieden. „Wohin wollen Sie fahren?“ – „Ich möchte die alten Ruinenstädte von Babylon, Uruk, Ninive usw. besuchen“. – Was kaum möglich schien, geschah. Beim Verlassen der Polizeidirektion hatte ich drei wertvolle Ausgehsscheine in der Hand, die es mir ermöglichten, das Gefängnis Bagdad zu verlassen und in die endlosen Weiten des alten Babylonien hinauszufahren.

Doch auch außerhalb der Hauptstadt spürte man sofort, daß das ganze Land in Gärung war. Nach Babylon fuhr ich am Freitag, dem mohammedanischen Feiertag [12.XII.1958]. Am Tag vorher hatte es geheißsen, ausländische Agenten hätten wieder einen Putsch auf die Regierung angezettelt und seien mit Autos geflüchtet. Die „vaterländische“ Jugend wurde aufgefordert, am kommenden Tag auf die angegebenen Autonummern zu achten. Bei jeder Brücke auf der etwa 100 km langen, neuen Straße Bagdad – Babylon lagerte ein Rudel – fast hätte ich gesagt, HJ-Buben – die sich nicht damit begnügten, die Wagennummern aufzuschreiben, sondern uns immer wieder wie eine Räuberhorde überfielen, und was nicht niet- und nagelfest war im Wagen aufrissen, um versteckte Waffen zu suchen. Eine sehr bittere archäologische Ausfahrt. Um gerecht zu sein, muß ich sagen, daß uns höhere Militärs, die an wichtigen Stellen den Verkehr überwachten, mit größter Höflichkeit behandelten.

Ist man dann mitten in einem alten Ruinenfeld, versinkt die feindselige Welt rundum, und die Geister der Vergangenheit werden wach. Als ich durch die Wüste dem Ruinenfeld der Stadt Warka, der Gründung[sort] des berühmten Helden Gilgamesch, zufuhr, erlebte ich das seltene Schauspiel einer Fata Morgana. Am Horizont war es, als ob zwei gewaltige Kegel auf der Spitze stünden. Beim Näherkommen stellten sie sich auf die Basis. Gigantische Bauwerke der Vorzeit, jene berühmten babylonischen Götter- und Stufentürme, die die Stürme der Zeit, der Geschichte und der Wüste nicht vollends zerstören konnten. Ohne nun auf alle meine gewagten



[Abb. 37: Uruk \(1958\), 14/50.](#)

Exkursionen näher eingehen zu wollen, sei kurz gesagt, daß man im Irak auf Reisen immer gut „behütet“ ist. Als ich von Mossul gegen Assur, der einstigen Hauptstadt des Assyrischen Reiches hinaus[fuhr] [17.XII.1958], telefonierte die Polizei von Mossul aus an die dem Ruinenfeld nächstgelegene Polizeistation und beorderte einen Mann auf die Straße, der von 9 Uhr Früh bis 4 Uhr Nachmittag auf mein Kommen wartete und mich Schritt für Schritt in den Ruinen begleitete. Wir teilten das Essen miteinander und wurden gute Freunde. Der Europäer empfindet so etwas als Belästigung und Bespitzelung, der Iraker aber als Höflichkeit.

Am Tag vor meiner Abfahrt [4.I.1959] wurde gerade der „Tag der Armee“ gefeiert. Die Straßen von Bagdad waren wie an einem Palmsonntag geschmückt. Rechts und links der Straßen hohe Palmwedel; über die Straßen gespannt Zehntausende von elektrischen Lampen, patriotische Aufschriften. Vor allem aber prangte überall das Bild des „einzig geliebten Führers“, wörtlich „der allereinzigste Führer“, – früher ein Gottestitel – mit welchen die Iraker jetzt ihren Staatschef auszeichnen. Ohne das Führerbild im Knopfloch konnte sich kaum jemand auf der Straße zeigen oder einen Einkauf wagen. Auch die Nichtüberzeugten fügten sich dem Druck der Lage.

Mein abschließender Eindruck nach einem siebenmonatigen Aufenthalt im Orient war, daß die Lage weiterhin unübersichtlich bleibt. Der Orientale ist impulsiver als der Europäer, daher kann es bald hier, bald dort zu unverhofften Ausbrüchen kommen. In der Zeit der Besetzung wirkten die ausländischen Mächte dämpfend und beruhigend ein. Nun aber ist der Araber frei geworden. Er schämt sich seiner Herkunft. So ist es streng verboten, Szenen aus dem einfachen Volksleben zu fotografieren. Eine Beduinenfrau morgens am Backofen, eine alte Hütte, gebaut wie vor 5000 Jahren – ungemein wertvoll für die Wissenschaft, aber das alles darf es nicht mehr geben. Der Araber will das Moderne des Westens nicht bloß nachahmen, sondern diesem vorauslaufen. Diese psychische Übersteigerung dürfte manches erklären. Europäer erhoffen sich sehr viel von der religiösen Kraft des Islam als Bollwerk gegen den Kommunismus. Diese Ansicht kann ich nicht teilen. Im Irak sind gerade die religiösen Zentren und Wallfahrtsorte wie etwa Kerbala und Kadhimein zugleich kommunistische Hochburgen.

Aber trotz aller Spannungen kann man sich unter den Arabern sehr wohl fühlen. Dort ist der Mensch dem Menschen noch viel näher als in unserer hohen Zivilisation. Die Banden der Freundschaft und Verwandtschaft sind fester verschlungen als in Europa. Wenn man aus den engen orientalischen Städten herauskommt und wieder europäischen Boden betritt, fühlt man sich einsam und verlassen. Dort die engen, halbdunklen Basare, wo Schuster und Schneider, Tischler und Kaufmann auf offener Straße miteinander des Lebens Not und Freude teilen. Die ganze Straße gleicht einem einzigen Familienbetrieb, wo einer dem anderen hilft. [Dagegen] in

Europa die einsam stehenden Häuser, in denen sich der Einzelne verschanzt und den Zugang zum Nächsten verloren hat. Trotz einiger Vertrautheit mit orientalischen Verhältnissen wage ich es nicht, eine andere Prognose für die Zukunft zu stellen als diese: Der Orient bleibt weiterhin unberechenbar und kann jeden Tag mit neuen Überraschungen aufwarten. Die Lawine rollt...

4) Der neue chaldäische Patriarch – Mossul, 16.XII.1959

Im Folgenden seien einige Eindrücke von der Inthronisation des neuen chaldäischen Patriarchen Paulus II. Scheikho, die am 16. Dezember 1958 in Mossul stattfand, festgehalten. In Begleitung eines jungen Dominikanerpaters, der den chaldäischen Ritus anzunehmen gedachte, trat ich aus dem altherwürdigen Kloster in die enge Gasse, die nicht breiter ist, als die ausgespannten Arme erreichen können. Eine Frau ging vorbei, eine Christin; sie küßte die Mauer der Kirche und legte ehrfurchtsvoll die Hand darauf. Dann liefen zwei kleine, etwa zehnjährige Mädchen an uns vorbei. Beide kratzten sich die Haare und schnitten Gesichter. Ich dachte bei mir: Solche Bengel! Der Pater aber erklärte: „Das machen die mohammedanischen Kinder immer, wenn sie an einem Geistlichen vorbeikommen, weil sie glauben, daß die Flöhe auf sie überspringen“. Also zwei Welten nebeneinander, die nicht zu einander finden. Das Christenviertel ist vom mohammedanischen Teil der Stadt als geschlossenes Siedlungsgebiet scharf abgetrennt und bildete früher auch eine wirtschaftliche Einheit. Der Patriarch ist nicht nur religiöses Oberhaupt, sondern der nationale, wirtschaftliche und politische Vertreter seiner Gruppe der islamischen Staatsgewalt gegenüber; einfach der Vater seines Volkes.

Ich befragte unseren Hausdiener, was er sei? „Ein Chaldäer“, antwortete er stolz. Was soll das? Wer kennt sich schon in diesem Mosaik von verschiedenen christlichen Richtungen aus! Was seine Muttersprache sei? „Sureth“ – also ein neusyrischer Dialekt und nicht Arabisch. Nach langjähriger Beschäftigung mit dem Syrischen war es für mich eine besondere Freude, jemanden mit syrischer Muttersprache zu finden. Doch mit dem klassischen Syrisch konnten wir uns nicht verständigen. Das Neusyrische (=Sureth) hat sich aus dem Altsyrischen ähnlich weiterentwickelt, wie etwa das Italienische aus dem Lateinischen. Es gibt also heute noch eine nicht zu übersehende Minderheit in der Gegend von Mossul, die syrisch oder Assyrisch als Muttersprache bewahrt hat. Die Sprache bildet nun sicher die wichtigste Voraussetzung für ein nationales Bewußtsein; in diesem Falle ist aber Sprache unlöslich mit Religion verknüpft. Die religiöse Gemeinschaft ist zugleich auch die nationale Gemeinschaft, und umgekehrt. Syrisch sprechen nur die Christen. Die christologischen Kämpfe hatten in der alten Kirche den orientalischen „Protestantismus“ zur Folge. Die ostaramäische Christenheit verfiel dem Nestorianismus. Erst im Zeitalter

der abendländischen Kirchenspaltung fand ein Teil der Nestorianer zur Union mit Rom zurück. Und diese mit Rom unierten „Nestorianer“ nennen sich einfachhin Chaldäer, was gleichbedeutend ist mit katholisch, während sich die heutigen Nestorianer als Assyrer bezeichnen.

Mossul selbst hat eine starke Christengemeinde; das Hauptsiedlungsgebiet ist auch heute noch das Bergland, das die große Ebene um Mossul säumt. – „Heute werden Sie etwas erleben, wenn die alle von den Bergen herniedersteigen!“ – bereitete mich mein Begleiter vor. Wir überquerten die neue Straße, die grausam mitten durch das alte Viertel gezogen wurde. „Angeschnittene“ Häuser zeugen vom Fortschritt. Sie müssen dem Verkehr weichen. Ein Anblick wie nach einem Bombenangriff, wo Türen ins Leere führen. – Die chaldäische „Kathedrale“ liegt mitten im Gewirr des Christenviertels. Ohne Führer kann man sie kaum finden. Schon strömten von allen Seiten Menschen herbei. Kurdische Tracht herrschte vor; denn die Christen hatten sich im Laufe der Zeit im äußeren Brauchtum den Kurden angepaßt, so daß Christ und Kurde von vornherein nicht zu unterscheiden sind. Der geschlossene Hof vor der Kirche war bereits überfüllt. Wer den Orient nicht erlebt hat, kann sich den Lärm und das Geschrei nicht vorstellen. Der Weg zum Kirchenportal war selbst für uns ein buchstäblicher Kampf. Und erst im Kircheninneren! Schon Stunden vorher wurden alle Plätze besetzt. Aber welche Plätze? Selbst die oben neben den Heiligenstatuen und der Türsturz über dem Eingang! Es war tatsächlich nur eine einzige Masse, Leib an Leib gedrückt, aber auch Herz und Herz im gleichen Rhythmus der Freude pochend: „Wir haben einen neuen, großen Vater!“. Die uns so gewohnte Stille des Gotteshauses war ins Gegenteil verkehrt. Ein Rufen, Schreien, Jauchzen. Fast hatte man den Eindruck wie vor Beginn eines Volkstheaterstückes. Dieser Eindruck wurde noch dadurch verstärkt, daß das Presbyterium, wie es in chaldäischen Kirchen der Brauch ist, durch einen Vorhang verschlossen war. Vor dem Vorhang waren die reservierten Plätze, d.h. einige Sessel für die westlichen Gäste. Die einheimischen Priester und Theologen traten ein, machten eine Verneigung vor dem Vorhang und setzten sich im Türkensitz nebeneinander auf den Teppich.

Dem einziehenden Patriarchen erging es nicht besser als uns. Soldaten mußten ihm mit Brachialgewalt den Weg zum Heiligtum bahnen. Als er den Kirchenraum betrat, brandete ein unbeschreiblicher Jubel auf, dessen Ausdrucksweise ein westlicher Mensch nur schwer versteht. Die Zunächststehenden suchten irgendetwas – einen Zipfel seines Gewandes – zu erhaschen, um es zu küssen; die Fernstehenden kämpften sich vor, um das gleiche zu tun. Der Einzug glich einem Handgemenge, einem Kampf um den Patriarchen, den Vater des chaldäischen Volkes. – Erschöpft und die Ströme des Schweißes von seinem Gesicht wischend, kam der hohe Herr beim Presbyterium an. Der Vorhang wurde weggezogen und das heilige Theater

konnte beginnen. Rechts und links des Altares hatte die Theologenschola Stellung bezogen; an den beiden Wänden des sowieso schon kleinen, Altarraumes drückten sich vornehme Zuschauer; für die heilige Handlung blieb nur mehr der kleine, ausgesparte Raum in der Mitte übrig. Als Mitkonsekratoren waren zehn chaldäische Bischöfe erschienen, lauter ehrwürdige Gestalten mit weißem Bart und hoher weißer Mitra. Die Theologen sangen einen Introitus; doch der Lärm in der Kirche war so groß, daß ich – am Rande des Presbyteriums – den sicher nicht leisen Gesang aus fünfzig Theologenkehlen nicht hören konnte. Dann trat der Senior der Bischöfe vor das Mikrophon; doch dieses funktionierte nicht. Nach langen Versuchen, die keineswegs mit Ungeduld, sondern mit Interesse verfolgt wurden, mußte man die Hoffnung, es wieder in Stand zu setzen, aufgeben. Ohne Lautsprecher mußte die Weihe beginnen. So hörten wir zwar kein Wort von dem, was während der Weihe gesprochen wurde, konnten aber mit den Augen den wunderschönen Ritus verfolgen. Der Höhepunkt war die Handauflegung durch alle zehn Bischöfe zugleich! Das soll man in der streng hierarchischen lateinischen Liturgie versuchen! Aber die Szene war erschütternd: der neue Patriarch unter der Last der aufgelegten Hände, ein Symbol der Last des Volkes, die zu tragen er sich bereit erklärt hatte. Nach der Handauflegung nahm der Neugeweihte auf dem Throne Platz. Die Bischöfe traten der Reihe nach zur Huldigung heran; zur Huldigung des Volkes aber begab sich der Patriarch in den Hof hinaus. Auch dies glich eher einem Kampf als einer Huldigung; es war ein Andrang von allen Seiten zugleich. Schließlich wurde der Geweihte von fünf oder sechs Soldaten in irakischer Uniform geschützt; sie bildeten einen Ring um den Bedrängten. Gerne hätte auch ich dem chaldäischen Patriarchen meine Huldigung dargebracht; jedoch nach dem langen Zuschauen zog ich es vor, mich nach Hause durchzukämpfen, und das Leben des Oberhauptes der chaldäischen Christenheit nicht auch noch zu „bedrohen“. Paulus II Scheikho war bisher Bischof in Aleppo gewesen. Als Patriarch führt er den Titel „von Babylon“ mit der Residenz in Bagdad. Die Zahl der chaldäischen Christen ist schwer zu fassen. Mein Gewährsmann meinte, 100.000 im Irak allein. Die Zahl mag zu hoch gegriffen sein. Ein klareres Bild über die Ausbreitung der chaldäischen Christen bekommt man, wenn man die Bischofssitze aufzählt: Beirut, Aleppo, Mossul, Amidija, Zacho, Kirkuk, Bagdad, Teheran, Ahwaz und Basra. Die Chaldäer sind also über die Staatsgebiete von Libanon, Syrien, Irak und Iran verstreut; ein trauriger, dezimierter Rest der einst so blühenden ostaramäischen Christenheit. Im chaldäischen Priesterseminar in Mossul studieren unter Leitung der PP. Dominikaner etwa 70 Theologen, eine sehr erfreuliche Zahl, die aber den Bedarf in keiner Weise deckt. –

Heimgekommen war ich noch Zeuge einer traurigen Auseinandersetzung. Ein hochgewachsener, chaldäischer Bürgermeister aus den kurdischen Bergen wartete auf meinen Begleiter; eine imposante Gestalt in seiner kurdischen Tracht. Der Pfar-

rer war gestorben, eine Gemeinde ohne Priester. Der Bischof hatte keinen Ersatz. Daher kam der Bürgermeister zum Dominikanerkloster. Stundenlange Verhandlungen und Besprechungen waren bereits vorausgegangen. „Schick uns einen Priester, wenigstens für Weihnachten und Neujahr. Wir können doch das Neue Jahr nicht wie die Hunde anfangen, ohne Gottesdienst!“ Das waren die erschütternden Worte des Chaldäers. Die Antwort lautete: „Leider, uns sind die Hände gebunden. Seit der Revolution sind wir auf die Stadt konfiniert und dürfen das Gebiet von Mossul nicht ohne spezielle Genehmigung verlassen. Die Ansuchen wurden bisher immer negativ erledigt.“ – Kein Wunder, daß der Mann mit Verbitterung gegen den neuen politischen Kurs im Irak in seine Berge zurückkehrte.

Wir wünschen aber, daß die chaldäische Christenheit, die schon so viele Stürme – mit großen Verlusten zwar, aber doch siegreich – überstanden hat, unter der Führung des neuen Patriarchen einer glücklicheren Zukunft entgegengehen möge!

5) Sprich hebräisch! – Jerusalem, 22.I.1959

Schon oft wurde ich gefragt, welche Sprache die Juden in Israel sprechen? Ob wirklich Hebräisch oder Aramäisch oder eine der verschiedenen Sprachen der Einwanderervölker! Die Antwort ist sehr einfach. Als ich in Haifa in einer einfachen, kleinen Bude etwas kaufen wollte, sagte der Mann stolz: DABBER IVRIT (sprich hebräisch!). Damals wurde gerade der Wahlkampf ausgetragen. Lautsprecherwagen fuhren durch die Straßen und schrien ihre Parteiparolen auf Hebräisch in die Massen. – Aber nicht bloß die hohe Politik wird hebräisch ausgefochten; selbst die kleinen Kinder kann man auf der Straße Hebräisch sprechen und spielen hören. Es ist eine Tatsache, an der man nicht vorbeisehen kann, daß Hebräisch heute wieder eine gesprochene, lebendige Sprache ist. Das Zentralstatistikamt in Israel stellte fest, daß zur Zeit der Staatsgründung 75 Prozent der dortigen Juden Hebräisch sprachen. Durch die Einwanderungen wurde der Prozentsatz auf ca. 59,8% herabgedrückt. 1954 war er aber bereits wieder auf 61,6% angestiegen.

Den wenigsten dürfte bekannt sein, wie es zu diesem „Sprachwunder“ kam. Wie war es möglich, daß eine Sprache, die bald nach der Zerstörung von Jerusalem im Jahre 586 v. Chr. als Volkssprache untergegangen war, wieder zu neuem Leben erwachte? Zwar fristete das Hebräisch als Gelehrtensprache ein mageres Dasein, aber selbst in den Schulen wurde es durch Aramäisch verdrängt. Trotzdem bestand durch das Vorhandensein der hebräischen Bibel durch alle Jahrhunderte hindurch eine „hebräische Permanenz“, von der die Wiedergeburt ausgehen konnte. Eine genaue wissenschaftliche Analyse des modernen Hebräisch ergab, daß nicht sosehr das Mischna-Hebräisch der Rabbinen, als vielmehr das Bibel-Hebräisch bei der

Geburt der neuen Sprache Pate stand. Mehr als drei Viertel dieser neuen Sprache stammen aus der Substanz der Bibel.

An der Wiege des modernen Hebräisch stand der unbeugsame Wille eines Mannes, der sein kühnes Unternehmen mit Kerker und jüdischer Exkommunikation büßen mußte. Heute aber wird er stolz als Eliezer BEN JEHUDA gefeiert. Vorher hatte er den deutschen Namen Isaak PERLMANN geführt. 1858 in Litauen geboren, wurde er noch in der Strenge des Gesetzes erzogen. Da er sehr begabt war, wollte er aus dem engen Ghetto heraus an eine Hochschule. Dies sah man daheim mit scheelen Augen, weil das Hochschulstudium „den Väterglauben zerstöre“. Trotzdem inskribierte Perlmann für Medizin und kam unter den Einfluß sozialistisch-revolutionärer Ideen, die damals Rußland bewegten. Viele seiner jüdischen Kollegen erhofften sich mit dem Sieg der Revolution auch den Aufstieg Israels. Er teilte diese Hoffnung nicht. In einem späteren Brief schreibt er über eine Art prophetisches Erlebnis aus dieser Zeit: „Mir war, als ob sich der Himmel öffnete und ein großes Licht vor meinen Augen aufleuchtete. Und eine starke Stimme erscholl, eine Stimme in meinem Inneren: Das Heil kommt für Israel nur im Lande Israel!“

Mit 20 Jahren zog Perlmann nach Paris und belegte Medizin an der Sorbonne. Es folgten schwere Jahre. Die Mittel für das Studium mußte er sich nebenher erarbeiten. Kein Wunder, daß er nach kurzer Zeit schwer lungenleidend wurde. Da rieten ihm die Ärzte, er solle zur Ausheilung das trockene Klima Palästinas aufsuchen. Nun begann er intensiv hebräisch zu studieren, und schrieb seinen ersten hebräischen Artikel über das Land Israel. Hier erscholl zum ersten Mal der Ruf zur Heimkehr ins Land der Väter in hebräischer Sprache: „Wir sind ein Volk ohne Land, ein Volk ohne Sprache! Es gibt keine ‚Erlösung‘ für Israel als nur in der Rückkehr in sein Land und in der Wiederbelebung seiner Sprache.“ In Paris heiratete er Deborah, die seine erste und beste Schülerin wurde. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Algier, wo er keine vollständige Heilung fand, übersiedelte er endgültig nach Palästina. Das Jahr 1881 muß als das Geburtsjahr der neuen hebräischen Sprache bezeichnet werden. In diesem Jahr ließ sich Perlmann mit seiner Frau – von jetzt ab sich stolz BEN JEHUDA nennend – in Jerusalem nieder. Er begann mit seiner Frau nur mehr hebräisch zu reden. Dies war ein großes und schweres Unternehmen, fehlten doch die alltäglichsten Worte, wie „Zeitung, Bleistift, Uhr“ usw. Es mußten aus dem Geist der alten Sprache Neubildungen gewagt werden. Um hierbei nicht willkürlich ans Werk zu gehen, begann Ben Jehuda seine große lexikalische Arbeit, der seine ganze Lebenskraft gewidmet war. Er durchforschte die gesamte hebräische Literatur und schuf in zäher Arbeit das sechsbändige Standardwerk „Thesaurus Linguae Hebraicae“.

Als ihm in Jerusalem ein Sohn geboren wurde, sprachen die Eltern mit ihrem Kinde nur hebräisch. Dies war die erste, wieder hebräisch sprechende Familie in Palästina. Die anderen Juden schlugen die Hände zusammen. Er ist verrückt. Was soll aus dem Kinde werden? Es kann ja mit niemand reden. – Es kam noch ärger. Ben Jehuda gab die Zeitung Ha-Zvi („Die Gazelle“, später Ha-Or, „Das Licht“) heraus. Die Orthodoxen empfanden dies als Profanierung der heiligen Sprache. Sie sagten ihm den Boykott an und verklagten ihn vor der türkischen Regierung. Daraufhin wurde er als Revolutionär ins Gefängnis geworfen.

Als seine Frau starb, verweigerte man ihr den jüdischen Friedhof. Aber Schwierigkeiten konnten diesen Willen nicht brechen. Sein Werk setzte sich durch und fand zuerst unter der Jugend des Ostjudentums vielfältiges Echo. Man lernte wieder Hebräisch. Neue Einwanderer kamen ins Land und lernten die neue, alte Sprache wieder.

6) Die vier von der letzten Bank: Jerusalem, 15.März 1959

Ich gehe wieder in die Schule und sitze mit anderen in der letzten Bank. Nicht weil [sich] dort die besonders Gescheiten hingesetzt würden, sondern weil dort gerade noch eine Bankecke für mich frei war. Die „Schule“ war schon in vollem Betrieb, als ich heute vor 40 Tagen als Nachzügler dazukam. Man wird wieder jung und dumm, wenn man Tag für Tag sein Schulzeug unter den Arm nehmen und zur Schule wandern muß, nicht um dort gelehrte Vorlesungen zu halten, sondern um selber zu lernen.

Ich wohne hier in Jerusalem im Deutschen Hospiz. Etwas nach halb acht Uhr früh ziehe ich los, die Bethlehemstraße hinauf. Zur selben Zeit tummeln sich viele Kinder zur Schule. Sie raufen und schreien, wie das so üblich ist, alles selbstverständlich auf Hebräisch. Ich habe mich oft gewundert, daß hier bereits die Kinder diese schwere Sprache sprechen; unsereins muß sich auf seine alten Tage arg damit plagen.

Am Rande des modernen Jerusalem stand früher einsam und allein ein stilles Karmeliterkloster. Nach dem Jüdischen Krieg aber wurde hier ein Ulpan, ein Studio für hebräische Sprache, eingerichtet. Das ist die Schule, die ich besuche. Der Betrieb ist sehr straff. Es wird viel geboten, aber auch viel verlangt. Am Vormittag von 8 bis 13 Uhr sind fünf Stunden Vorlesungen und Übungen. Den ganzen Nachmittag, oft bis in die Nacht hinein, braucht man, um mit den Hausarbeiten nachzukommen. Der ganze Betrieb ist selbstverständlich nur hebräisch. Aber was tut man nicht alles, um die Sprache der Bibel besser kennenzulernen!

Das Studio ist in mehrere Klassen gegliedert. Ich gehöre zur Klasse „Zabar“, so nennt man hier den Kaktus. Das soll nicht heißen, daß in dieser Klasse alle Schwierigen

und „Stacheligen“ zusammengefaßt sind. Auch die Hiesigen, die bereits in Palästina geboren wurden und Hebräisch als Muttersprache sprechen, nennen sich stolz „Zabar“. In unserer Klasse sind aber nur zugereiste, neue Einwanderer in Israel. Wenn ich Ihnen nun die vier von der letzten Bank, die neben mir sitzen, vorstelle, erhalten sie einen Begriff von den Schwierigkeiten des neuen Staates Israel.

Links von mir sitzt Ehud, ein lieber Kerl, dem man das schwere Schicksal seiner Jugend nicht anmerkt. In der Hitlerzeit war er als Kind von Deutschland nach Frankreich geflüchtet und [wurde] dort versteckt. Kaum länger als zwei Monate blieb er bei derselben Familie, dann wurde er wieder weitergeschickt. Er wurde als Christenkind erzogen, lernte den Katechismus, trug sogar bei Prozessionen das Kreuz. Getauft wurde er aber nicht. Nach dem Krieg kam er in die Schweiz, wo er das Gastgewerbe erlernte. Nun ist er nach Israel eingewandert, um hier eine neue Heimat zu finden. Als Erstes und Notwendigstes studiert er die Sprache des Landes. – Rechts von mir sitzt Alfred, schon gut in den Vierzigern, ein erfahrener Geschäftsmann aus Rumänien, wo er eine größere Firma geleitet hatte. Im Zuge der jüdischen Ausiedlung mußte er alles verlassen. Er ist guten Mutes, und will sich hier eine neue Existenz aufbauen, wozu er wieder die Sprache braucht. – Der Dritte auf der letzten Bank kommt aus meiner engeren Heimat. Es ist der Abraham aus Güns, an der ungarischen Grenze. Er war bereits Oberstleutnant im ungarischen Heer, zog aber die Freiheit Israels dem ungarischen Terror vor. – Als Vierter wäre noch Abraham II. zu nennen, seines Zeichens Mathematikprofessor aus Rumänien. Die übrigen zehn Kursteilnehmer sind Damen aus verschiedenen Berufen: Mittelschullehrerinnen aus Rumänien, [eine] Radiosprecherin aus Persien, Studentinnen usw. Sie kommen aus allen vier Weltgegenden: Australien, USA, Marokko, Frankreich, Schweiz, England und Rumänien.

Das ist das neue Israel im Kleinen, eine Auslese aus allen Völkern. Wenn man in die Stadt hineingeht, kann man tatsächlich alle Sprachen hören: Ungarisch, Kroatisch, Englisch, Französisch und auch sehr viel Deutsch. Ich glaube nicht, daß die erste Einwanderergeneration das Hebräische ganz erlernen wird, aber die Kinder werden nur mehr die „neue und heilige Sprache“ sprechen. Trotz der großen Zukunftshoffnung, die das neue Israel beseelt, liegt es wie eine dunkle Wolke über dem Land. Mein täglicher Schulweg führt dem Eisernen Vorhang entlang. Stacheldrahtverhaue teilen die heilige Stadt in zwei Teile. Es gibt kaum ein Hinüber und Herüber. Jeden Tag werden neue Grenzzwischenfälle gemeldet. Wie soll das weitergehen?

Wenn man im heutigen Israel mit dem Autobus über Land fährt, kann man wohl noch alle Sprachen der Einwandererländer hören. Die älteren Leute werden kaum mehr als unbedingt notwendig die neue Sprache erlernen. Aber die Kinder sind die

große Hoffnung des Landes; angefangen vom Kindergarten bis hinauf zur Universität werden sie ausschließlich hebräisch erzogen und unterrichtet. Und mit den Kindern erlernen auch die Eltern leichter das Hebräisch.

Einem Lehrer machte ich den Einwand: „Das ist aber eine verkehrte Welt (olam ha-phuk), wenn Kinder den Eltern das Sprechen beibringen sollen.“ Darauf antwortete er prophetisch: „Nicht eine verkehrte, sondern eine neue Welt (olam chadasch).“

7) Streitgespräch in Delphi

Man kann die Stätten der antiken Kultur auf verschiedene Weise bereisen. Auch hier in Griechenland – wo ich gerade weilen kann – gibt es bestens organisierte Fahrten, bei denen dem „klassischen Pilger“ alle Sorgen um Fahrplan, Quartier, Verpflegung abgenommen werden und ihm nur die Aufgabe bleibt, sich von einem Ort zum anderen herumreichen zu lassen, den Worten geschulter Fremdenführer zu lauschen, die Ruinen zu bestaunen und – zu zahlen. Wenn man nur beschränkte Zeit zur Verfügung hat, ist dies sicher nicht die schlechteste Art, in kurzer Zeit viel kennenzulernen. Die Eindrücke überstürzen sich, ohne allzu sehr in die Tiefe zu gehen. Daneben gibt es den stillen Wanderer, der womöglich zu Fuß dahinpilgert, allein, aber nie einsam; denn die Geister der Vergangenheit werden inmitten der Ruinen wieder wach.

Im gewöhnlichen Autobus fuhr ich von Athen nach Delphi. Neben mir saß eine einfache Frau mittleren Alters. Bei jedem Bildstock am Weg – und es gibt derer sehr viele an den Straßenkreuzungen in Griechenland – machte sie fromm dreimal ein griechisches Kreuz, legte die Hand noch andächtig aufs Herz, und die Plauderei mit ihrem Sitznachbarn ging weiter. Religion scheint im griechischen Volk noch so selbstverständlich zu sein wie der blaue griechische Himmel.

In Delphi waren alle Hotels besetzt; doch ich fand ein nettes, sauberes Zimmer bei einer Familie. Nun konnte der Gang in die Vergangenheit angetreten werden. Im Vorbeigehen stärkte ich mich in einer Taverne noch mit Lamnbraten und griechischem Harzwein. Dann stieg ich hinauf ins Ruinenfeld, legte mich auf einen vorspringenden Felsen und studierte zuerst einmal das Buch „Delphi“ von Themistokles Malteso. Von hier aus konnte ich die ganze Anlage am besten überschauen. Bisher hatte ich mir Delphi immer in der Ebene vorgestellt, was aber ganz falsch war. Diese zerrissene und zerklüftete Felsenlandschaft könnte ihresgleichen in den Hochalpen finden. Man spürt noch die geologische Katastrophe mit Brüchen und Verwerfungen; das Endprodukt sind ragende Felsen und gähnende Schluchten.

Hier spürte der Mensch etwas vom Schauer der Tiefe, vom Taumel der Unterwelt. Hier suchte er auch Weisung und Orakel für die dunklen Fragen des Daseins.

Geistig vorbereitet, ging ich, nachdem die Kraft der Sonne etwas nachgelassen hatte, daran, die Ruinen zu besuchen. Über das gut erhaltene Amphitheater stieg ich hinab zum Apollotempel, der über dem Erdsplatt erbaut ist, über welchem die Pythia, auf dem Dreifuß sitzend, ihre Worte lallte, die von den umstehenden Priestern in verständliche Sprache gegossen wurden.

Am Eingang des Tempels stieß ich mit einem jungen Mann zusammen, den ich schon vorher in den Ruinen herumsteigen gesehen hatte. Er war mir sofort aufgefallen; ich vermutete in ihm einen Theologen: Aktentasche und Mantel in der Hand, dazu seriöse Kleidung, durchgeistigtes, zerdachtes Gesicht. Ich fragte ihn nach der Kastalischen Quelle, da meine Zunge vollständig ausgetrocknet war. Er gab mir Auskunft. Da sah ich den Ehering an seiner Hand. Also kein katholischer Theologe. Ein Wort gab das andere, wir setzten uns auf die Quadersteine am Tempelzugang und waren bald mitten im theologischen Gespräch. Er komme aus Norddeutschland, habe protestantische Theologie studiert, hätte aber erkennen müssen, daß gerade die Theologie das Christentum vollständig zugrunde gerichtet habe. Was die Theologen noch aufrecht halte, sei eine große Lüge, an die sie selbst nicht glauben. Daher habe er der Theologie Abschied gegeben, sich der freien Schriftstellerei zugewandt und bereits etliches über griechische Philosophie publiziert.

Drei Ideenkreise seien aus dem Gespräch festgehalten:

1. Der Theios Anthropos oder die Begrenzung Gottes.
2. Das verlorene Mysterium.
3. Das Erbe der Antike.

1. Theios Anthropos oder die Begrenzung Gottes

Der erste Vorstoß des protestantischen Ex-Theologen im Streitgespräch mit mir auf den Tempelruinen von Delphi galt dem Menschenbild der „Theologen“. Ich fragte ihn, ob er schon etwas verspürt habe vom apollinischen „Gnothi seauton“, „Erkenne dich selbst!“ Bitter lautete die Antwort: „Ja! Das Christentum hat den Menschen vollständig entstellt und verzeichnet! Des Menschen Elend haben sie entlarvt, diese ‚Theologen‘, des Menschen göttliche Größe aber im Sündenwust begraben. Ist denn noch etwas vorhanden von der Idee des großen Augustinus: ‚Gott ist Mensch geworden, damit der Mensch Gott werde!‘? Man hat Gottes Handeln eingegrenzt in die toten Buchstaben der Schrift. Mit der Offenbarung Johannis soll die göttliche Offenbarung abgeschlossen sein!? Was hindert aber den wahren Gott, heute noch aktiv zu werden, auszubrechen aus den gesetzten Grenzen, die Systeme über den Haufen zu werfen, den Menschen in seiner Unmittelbarkeit zu erfassen und in die Göttlichkeit hineinzureißen! Daher fort mit dem Christentum, zurück zur delphischen Klarheit!

Hier war der Mensch dem Göttlichen noch nahe. Weder den Göttern noch den Menschen waren Grenzen gesetzt. Der „Theios Anthropos“, der vergöttlichte Mensch, war im griechischen Heidentum wenigstens noch eine große Möglichkeit, während sie im Christentum endgültig vernichtet ist. Der Mensch ist Sohn Gottes, und Gott erwacht im Menschen zu sich selbst...“

Zu viele der Probleme waren hier angeschnitten. Ich meinte nur kurz: „Eigentlich reden Sie wie ein katholischer Theologe, der sich gegen die Verelendung des Menschenbildes durch die protestantische Theologie (mit der totalen Verderbtheit des Menschen in der lutherischen Erbsündenlehre) wehrt. Sie bräuchten nur die katholische Gnadenlehre, etwa bei M. J. Scheeben, einzusehen, um zu erkennen, daß der „vergöttlichte Mensch“ das Ideal christlicher Existenz ist, wie es uns in der katholischen Liturgie von der Osternacht bis zur Feier des Pfingstfestes in ergreifender Weise aufleuchtet!“

„Sicher, das weiß ich zu gut. Ist aber alles nur graue Theorie! An Stelle der Freiheit der Kinder Gottes aber habt ihr Katholiken das Gesetz gestellt, unter dem ihr alle seufzt. Darum sind auch eure Kirchen leer, weil ihr nicht mehr das hellenische Erbe des Gottmenschen wahrt. Gesetze sind ja immer nur noch ein letzter Versuch, etwas festzuhalten, das bereits im Schwinden, im Entschwinden ist. Demnach hat das Christentum, das protestantische und das katholische, dem heutigen Menschen nichts mehr zu sagen. Der Protestantismus verelendet den Menschen – der Fiduzialglaube ist nur Täuschung-, der Katholizismus aber fesselt ihn überdies noch mit den Banden des Gesetzes, die bereits Christus zerschlagen hat...“

Wir schwiegen. Auf solche Verbitterung und Verzweiflung am Christentum konnte ich nicht recht antworten. Die Anwürfe waren richtig und falsch zugleich. Mit rationalen Argumenten konnte man hier nicht heran, wo das Christentum dem „modernen Menschen“ nur mehr als Karikatur erscheint, die er mit bitterem Sarkasmus abtut: „Es hätte ein großes Erbe zu verwalten gehabt, hat es aber vertan. Die ‚Ehrlichen‘ müßten zurück zum Heidentum, das in seiner lautersten Gestalt in Delphi in Erscheinung getreten sei.“

2. Das Mysterium

„Wir haben schon zu viel gedacht, die Daseinsprobleme schon vollständig ‚zerdacht‘ und haben nichts mehr in Händen. Der Phoikos-Apollo mit seiner sonnenklaren Vernunft tut's nicht. Man müßte wieder eine Hacke nehmen und den verschütteten Erdsplatt aufgraben, damit die Geister der Tiefe entsteigen können und der blasierte Moderne hineingeworfen würde in den Abgrund des Mysteriums. Denn nicht bloß aus Aberglauben oder wegen der aufsteigenden Erddünste kamen Tausende nach

Delphi. Hier wollten sie auch den Rausch des Dionysos erleben, der jede rationale Grenze sprengt und den Menschen etwas tun heißt, was ihm rational nicht deutbar ist. Die Sonne Apolls, der Rausch des Dionysos und der dunkle Grund der Demeter, der Mutter Erde, das sind die Mysterien, die uns ganz verlorengingen!“

Wenn auch nicht ganz in dieser Art, so hatte ich doch wenig Bedenken, im Postulat des Mysteriums mit meinem Gegenüber eins zu sein.

Inzwischen neigte sich die Sonne zum Untergang. Die Säulen des Apollotempels glühten im goldenen Abendlicht, die lauten Besucher waren zu Tal gestiegen. Ruinen und Vergangenheit um zwei besinnlich gewordene Menschen! Bloß Vergangenheit? Da spürte ich mehr denn je, daß die Antike im Christentum katholischer Prägung weiterdauert und in ihren tiefsten Ausdrucksweisen lebendige Gegenwart ist.

3. Das Erbe der Antike

Das Christentum ist in seinen Ausdrucksformen zeit- und raumgebunden. In Delphi kamen mir folgende Gedanken: In dieser Bergwildnis soll einmal der Drache gehaust haben. Apollo besiegte ihn. Ein uraltes Menschheitsmotiv! Ist es nicht in Apollo-Christus letzte Wahrheit geworden? – Für den Orakelspruch wählte man anfangs nur eine Jungfrau. Als aber ein thessalischer Bursche die Pythia vergewaltigte, begnügte man sich weiterhin mit einer jung verheirateten Frau und kapitulierte damit vor der Möglichkeit religiöser Jungfrauschaft. Das Christentum brachte neue Kräfte, auch dies unmöglich scheinende möglich zu machen... – Die Ausdrucksformen der heiligen Sakramente sind hellenistischem Denken nicht fremd: Öl, Wein und Weizen! Gerade hier wird sichtbar, daß es falsch ist, das Griechentum zu verabsolutieren. Das alte Hellas gehört zur Kulturgemeinschaft des Mittelmeeres, aus der das Christentum erwachsen ist. Wenn es auch in andere Kulturräume vorgestoßen ist, trägt es doch immer die Zeichen seines Ursprunges an sich. Würde ein alter Grieche auferstehen und sehen, wie in der Gemeinde der Christen das Mysterium von Öl, Wein und Brot gefeiert wird, er würde sich nicht fremd fühlen. Die Eleusischen Mysterien waren Mysterien der Demeter, der Mutter Erde, ihre Zeichen Öl und Weizen. In den Delphischen Mysterien herrschte der Drachensieger Apollo, der kla, wie die Sonne in Gesetz und Maß des Menschen Leben durchformte. Neben dieser Klarheit stand der hinreißende Dionysos, der im Zeichen berauschenden Weines den Rhythmus höheren Lebens kündete!

Gerade hier in Delphi wurde mir bewußt, daß die urtümliche Symbolkraft der Sakramente zu sehr verspiritualisiert wird. Vielleicht gelänge es, auch dem verbitterten modernen Heiden die Urgewalt christlicher Mysterien aufzuschließen: das Mysterium der Erde (Demeter), wenn wir das tägliche heilige Brot essen; der Rausch des

Weines (Dionysos), wenn wir den Kelch des Heiles trinken; damit man nicht sage, die Christen seien lahm geworden und hätten Gott nicht gegessen und getrunken; schließlich das Mysterium des Öles, das den Kämpfer salbt, um den Drachen zu besiegen (Apollo).

Mag auch manchmal blinder Fanatismus die Tempel der Götter zerstört haben, was die Menschheit dort suchte, lebt in den christlichen Mysterien in zeitloser Symbolkraft weiter.

Anderntags bei Sonnenaufgang stieg ich in die delphischen Berge hinauf. Der Parnass leuchtete in weißer Schneepracht. Die Wiesen waren mit Blumen überschüttet, wie in den Hochalpen im Juli. In einer Bucht tief unten grüßte das blaue Meer. Wirklich eine Landschaft, in der man Gott suchen und finden konnte.

III. Von Ägypten bis Indien: Radiovorträge 1964/65

Auf den Spuren des biblischen Moses: Kreuz und quer durch Ägypten, Radiovortrag, ORF, 26.I.1966

Einleitung: Ägypten ist anders

Die meisten Besucher des Landes am Nil empfinden rasch das Ungewohnte und Fremde. Sie kommen aus Gegenden, in denen es regnet, wo Wiesen und Wälder vom Tal zum Berg emporklimmen und wo Wolken – mitunter tage- und wochenlang – die Sonne verdecken; aus Gegenden, in denen Straßen und Wege in alle Richtungen verlaufen können. – Ägypten ist aber ein Land, in dem es nie regnet; ein Land, das ins Niltal eingezwängt ist und sozusagen nur die Nord-Süd-Richtung kennt. Hier ist das Wiesen- und Ackerland der Stromniederung messerscharf abgeschnitten von der Wüste des Hochlandes. Wo das Nilwasser nicht mehr hinreicht, hört die fruchtbare schwarze Erde auf und unvermittelt beginnt der rote Wüstensand. Mit einem Fuß kann man auf fruchtbarem Ackerboden, mit dem anderen im leblosen Sand der Wüste stehen. Blickt man von den Randbergen ins Niltal hinab, gewahrt man sprießendes, bewegtes Leben. Erhebt man aber aus dem Flußtal die Augen nach



Abb. 38: Dahabija auf dem Nil, 11/43.

West oder Ost, sieht man auf weite Strecken nur Wüstenei. Versiegt der Nil, würde sein Tal ein ausgedörrtes, riesiges Wadi, ähnlich denen in der Sahara. Der griechische Schriftsteller Herodot hatte recht, als er sagte: „Ägypten ist ein Geschenk des Nils“.

Im Frühjahr hört man unaufhörlich ächzende Wasserräder, die das fruchtspendende Naß aus dem tiefen Flußtal zu den höhergelegenen Äckern hinauftreiben. Plage sich der Bauer nicht ständig, um das Wasser eine möglichst lange Zeit hindurch seinen Äckern zuzuleiten, gäbe es nur eine einzige Ernte; wird aber das Wasser richtig genutzt, kann dreimal im Jahr geerntet werden.

Gerade in diesem von der Natur keineswegs verwöhnten Land wurde eine der ersten Hochkulturen der Menschheit geboren. Um 3000 vor Christi Geburt überschritt der Mensch die Schwelle von der Frühgeschichte zur eigentlichen Geschichte. Der Übergang ist durch die Erfindung der Schrift gekennzeichnet. Von der Zeit vorher konnte die Forschung zwar feststellen, wie der Mensch gelebt, welche Werkzeuge er verwendet und wie er seine Toten bestattet hatte; aber erst aus der Zeit nach der Erfindung der Schrift ist uns überliefert, was diese Menschen gedacht, geglaubt und welche Werke sie vollbracht haben.

Die Geschichte Ägyptens wurde durch die Ausgrabungen des letzten Jahrhunderts in ein neues Licht gerückt. Die Wüste gab ihre Gräber frei und der Stein das Rätsel seiner Inschriften. Das alte Ägypten ist wieder erstanden und schaut uns an wie die große Sphinx, die Hüterin der Pyramiden. Wer versteht ihr Geheimnis? Wer vermag es zu entschleiern? Das Sprichwort sagt: „Wer einmal Nilwasser getrunken hat, kehrt immer wieder zurück.“ Wer sich mit Ägypten einläßt, kommt nie mehr davon los. Jeder Schritt in diesem Land läßt vergangene Zeiten wach werden. Ägyptens Vergangenheit ist so reich, daß man sich als Wissenschaftler auf einen bestimmten geschichtlichen Abschnitt beschränken muß. – Während zweier Exkursionen, die fast drei Monate dauerten, ging ich daher den Spuren des biblischen Moses nach. Denn mit Ägypten ist – davon berichtet die Bibel – die Geburt der großen monotheistischen Religion verbunden. Wer die Bibel recht verstehen will, den wird es auch immer wieder nach Ägypten ziehen.

A. Die Ramsesstadt: „Groß an Siegen“

1) Eine Tonscherbe aus Tanis:

Auf meinem Arbeitstisch liegt eine Tonscherbe. Mit einiger Phantasie kann man sich die kleine Schale, von der sie ein Rest ist, vorstellen. – Bei den neueren Ausgrabungen hat man es in erster Linie nicht darauf abgesehen, kostbare Schätze aus



[Abb. 39: Ausgrabungen in Tanis: Fuß einer Kolossalstatue, 03/10.](#)



[Abb. 40: Ruinenstätte in Tanis, 13/17.](#)

Gold und Silber zu finden; man ist schon glücklich, wenn man einige Tonscherben einbringen kann. Mit Hilfe solcher Scherben ist es nämlich den Ausgräbern möglich, ihre Funde ungefähr zu datieren. Humorvoll spricht man daher von der „Scherbologie“, einem sehr wichtigen Fach der Altertumskunde. Meine Scherbe, wahrscheinlich aus dem 14. oder 13. vorchristlichen Jahrhundert, habe ich auf einem Ruinenhügel in TANIS aufgelesen. Sie stammt aus einer Stadt, die nach dem Lauf der Zeit verschiedene Namen führte. Man nannte sie AVARIS, TANIS, oder auch – wie in der Bibel – ZOAN. In der uns interessierenden Zeit hieß sie RAMSES-STADT. Damit ist auch der Name jenes Pharaos gefallen, der als Gegenspieler Moses betrachtet werden muß: Ramses II. Überall in Ägypten stößt man auf seine Spuren, bis weit nilaufwärts zum Tempel von Abu Simbel. Das Zentrum seiner Macht lag aber im Nildelta, in der von ihm grandios ausgebauten neuen Residenz vor den Toren Asiens.

2) *Verhandlungen in Suez*

Fragt man heute einen ägyptischen Taxifahrer nach Tanis, wird er den Kopf schütteln; von der einst herrlichen Stadt sind nur Ruinen übriggeblieben. Die Einheimischen nennen den Ausgrabungshügel SAN-EL-HAGR. – Ein Teil meines Ägyptenaufenthaltes hatte den Besuch der archäologischen Fundstätte im Nildelta zum Programm. Ausgangspunkt war Suez. – So saß ich denn eines Abends im Garten des Hotels Bel-Air – im Zimmer hielt man es bei 40 Grad Hitze nicht aus – und wartete auf den bestellten Mann. Zeit spielt hier keine Rolle. Gegen Abend erhob sich vom Meer her eine kühle Brise. Ein Schwarzer machte unermüdlich die Runde mit einem Tablett voll Sidaninüssen (Erdnüssen). Ich kaufte ihm auch einige ab – zu einem Ausländer-Spezialpreis – und schlürfte meinen Tee. Schließlich kam der Erwartete, nach Luft ringend und sich entschuldigend. Er setzte sich zu mir an den Tisch; zunächst sprachen wir von tausenderlei anderen Dingen, bis schließlich die Exkursion an die Reihe kam. Anhand von Spezialkarten wurde die Route genau festgelegt, dann über den Preis verhandelt. Schließlich, gegen Mitternacht, waren wir handelseins: Ich hatte für etliche Tage einen Wagen und einen einheimischen, wie der Chef behauptete, sehr geschickten Fahrer. Am nächsten Morgen, lange vor Sonnenaufgang, fuhren wir los, und zwar zu dritt: der Chauffeur, meine Wenigkeit und ein Boy, der für den Fall einer Panne oder beim Steckenbleiben im Sand mithelfen konnte.

3) *Fahrt durch den „Garten Gottes“*

Die Fahrt durch das Nildelta glich einer Fahrt durch den Paradiesesgarten. In der Bibel wird dieser Landstrich denn auch mit dem Garten Eden verglichen. Das Nil-

wasser ist in tausend größere und kleinere Äderchen verteilt, überall Leben und Fruchtbarkeit spendend. Je näher wir aber Tanis kamen, desto spärlicher wurde die Vegetation. Im Altertum floß hier jedoch ein stärkerer Nilarm, der inzwischen versandete. Die Wüste von der Sinai-Halbinsel her ist gegen die Stadt vorgedrungen und hat sie mit dem Leichentuch des Sandes überdeckt, bis die Ausgräber sie wieder befreiten.

4) In den Ruinen der Ramsesstadt

Auf dem Ruinenhügel angelangt mußte ich die übliche Kontrolle durch die Ruinenwächter über mich ergehen lassen; dann war ich frei. Der Fahrer und sein Boy legten sich in den Schatten des Hauses, während ich in die Ruinen hinabstieg und mir, anhand von Spezialkarten und Berichten, die Zeit des großen Ramses vergegenwärtigte. Man muß sich lange orientieren, bis man sich in dem Labyrinth von Gräben, herumliegenden Säulen und Mauerresten zurechtfinden kann. In einem solchen Fall ist es das Beste, den höchsten Punkt zu ersteigen, um einen Überblick der Gesamtanlage zu bekommen und dann erst auf Einzelheiten einzugehen. Die Ramsesstadt wurde von dem französischen Gelehrten MONTET ausgegraben, der seinen Bericht [mit] „Drama von Avaris“ betitelte. Alles, was hier von Ramses II. gebaut wurde, grenzt ans Kolossale. Berühmt wurde eine 30 Meter hohe Ramsesstatue, die zertrümmert auf dem Boden liegt. Das Zentrum bildet eine Tempelanlage, die von einer gewaltigen Mauer umschlossen war. Sie maß im Geviert 400 x 350 Meter.

5) Wenn Papyri sprechen...

Doch statt die Ruinen selber zu beschreiben, überlasse ich das Wort lieber einem Augenzeugen, der noch die Herrlichkeit der Ramsesstadt gesehen hat. Auf dem sogenannten Papyrus Anastasi findet sich der folgende Lieder-Text: „Seine Majestät – Leben, Heil und Gesundheit! – hat diese Stadt gebaut und ihr den Namen ‚Groß an Siegen‘ gegeben. Sie liegt zwischen dem Land Dschahi und Ägypten. Die Leute haben ihre Städte und Dörfer verlassen und sich in ihr angesiedelt. Im Westen ragt der Tempel des Amun, im Süden der Tempel des Seth; Astarte erscheint im Osten und Uto im Norden. Die Stadt ist wie der Horizont des Himmels. Ramses, von Amun geliebt, ist ihr Gott“.

Daraus folgt, daß Ramses alles aufgeboten hat, um im östlichen Nildelta eine Hauptstadt unerhörten Ausmaßes zu schaffen: Tempel nach den vier Himmelsrichtungen, Paläste, Verwaltungsbauten und Wohnstätten für die aus allen Teilen des Reiches zusammenströmende Bevölkerung. Der Schreiber Pai-Bes berichtet über die Stadt: „Ich kam in die Ramsesstadt; ich fand, daß sie wunderschön ist; nichts ist ihr gleich; nicht einmal das althehrwürdige Theben. Sie muß vom Sonnengott Ra selbst gegrün-

det worden sein. Die Residenz ist des fröhlichen Lebens voll; voll sind die Felder mit allen guten Früchten, die Teiche sind voll mit Fischen, die Haine voller Vögel. Die Wiesen leuchten in ihrem Grün. Es gibt Datteln in Menge, Melonen so zahlreich wie Sand... Haufen von Getreide und Gerste ragen zum Himmel. Zwiebel, Knoblauch, Granatäpfel, Oliven, Feigen und Äpfel: eine Herzensfreude. Dazu noch der süße Wein, viel süßer als Honig! Ihre Schiffe kommen von weit her; sie bringen jeden Tag die Schätze der Fremde. Es ist eine Freude, hier wohnen zu dürfen. Der Kleine ist hier ein Großer! Komm, wir wollen Feste feiern. Der Kleine ist unterm Himmel! Das Bier aus der Stadt ‚Groß an Siegen‘ ist süß! Die Jungmannen von ‚Groß an Siegen‘ kleiden sich jeden Tag neu; sie salben sich mit kostbarem Öl und pflegen ihr Haar. Sie stehen am Tor, Blumen in der Hand. Die Sängerinnen von ‚Groß an Siegen‘ sind reizend. – So mögest du herzzufrieden und frei wohnen, Ramses, Liebling des Amun – Leben, Heil und Gesundheit! – du unser Gott!“

Diesem Bericht zufolge glich die Ramsesstadt einem Ort im Land der Phäaken. Etwas daran mag ja wahr sein; denn die lange Friedenszeit während der Regierung Ramses II. schuf für das Volk die Voraussetzungen zu Reichtum und fröhlichem Lebensgenuß. Doch die Ramsesstadt ‚Groß an Siegen‘ mußte vorerst durch Siege groß werden. Daher müssen wir die Spuren der politischen Geschichte verfolgen. In Tanis sieht man zwar die großen Ruinen, doch die Inschriften, die über jene Zeit Auskunft geben, befinden sich an den Tempelwänden von Luxor und sind heute noch dort zu sehen.

6) In der „schönen Stadt“ des Gottes Amun

Etwa 950 km südlich von Tanis in Oberägypten lag die alte Hauptstadt Theben, die „schöne Stadt“, die „Stadt des Gottes Amun“ oder einfachhin „die Stadt“ genannt. Obwohl zur Zeit des Ramses die politische Macht nach Norden abgewandert war, blieb Theben weiterhin das religiöse Zentrum. Was Ramses II. hier gebaut hat, erregt auch heute noch trotz teilweiser Zerstörung die Bewunderung der Besucher. Die heutigen Orte Luxor und Karnak nehmen freilich nur einen geringen Teil des alten Stadtareals ein. Man denkt vielfach allzu vereinfachend und meint, in alten Zeiten sei alles klein und unbedeutend gewesen, und erst in unserer Zeit seien die großen Städte entstanden. Hier ist gerade das Gegenteil wahr. In der Zeit [von] Ramses II. war Theben eine Großstadt modernen Ausmaßes.

Von Kairo aus kann man heute das alte Theben entweder mit dem Nachtexpress oder mit der ägyptischen Inland-Fluglinie erreichen. Am besten ist es, schon vor Sonnenaufgang vor den gewaltigen Pylonen des Amuntempels in Luxor zu stehen. Das schräg einfallende Licht läßt die Hieroglyphen und die Bilder, die in die 65 m breite Fassade der Pylonen eingemeißelt sind, kräftiger hervortreten. Hier hat Ram-

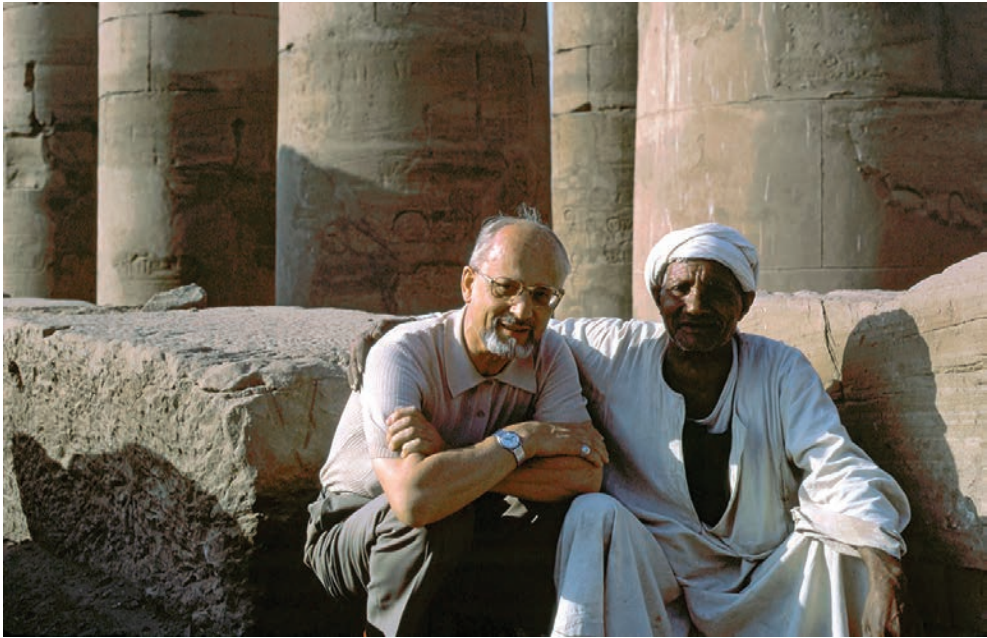


Abb. 41: Der Verfasser mit einem einheimischen Begleiter
vor dem Tempel von Luxor, 57/08.

ses II. das entscheidende Ereignis seiner Regierung verewigt: den Kriegszug nach Asien. An der rechten Turmwand ist abgebildet, wie der König mit seinen Fürsten Rat hält; daneben der feindliche Überfall; auf der linken Wand sieht man Ramses bereits mitten im Schlachtengetümmel. In seinem Streitwagen stehend, stürmt er kühn gegen die Feinde an. Diese fliehen schon in ihre Festung Kadesch. Der Begleit-text rühmt des Ramses glorreichen Sieg.

7) Kriegsvorbereitungen in Ägypten

Aber so glorreich war der Sieg gar nicht, dieser Sieg in der Auseinandersetzung zwischen Ägyptern und Hethitern, die ihr Reich im Gebiet der heutigen Türkei aufgebaut hatten. Die Hethiter wollten ihre Macht auch nach Syrien ausdehnen, kamen aber dadurch in Konflikt mit den ägyptischen Herrschaftsansprüchen auf Palästina und Syrien. In der Zeit vor Ramses waren Ägyptens asiatische Provinzen verlorengegangen; Ramses hatte es sich aber zum Ziel gesetzt, das asiatische Imperium wieder neu aufzurichten. Zunächst verlegte er die Hauptstadt aus dem südlichen Theben in das Delta und baute dort seine Ramsesstadt. Diese lag sozusagen in der ägyptischen Ostmark. Von hier aus konnte der Vorstoß nach Palästina organisiert werden. Daher ließ er auch Garnisons- und Vorratsstädte anlegen. Für diese enormen militärischen Vorbereitungen wurden alle verfügbaren Kräfte eingesetzt. Aus

der Bibel erfahren wir, daß auch die Söhne Israels zur Arbeit eingezogen wurden. Als Ramses sich stark genug gerüstet fühlte, wagte er den Vorstoß nach Asien; die Schuld am Krieg hatten natürlich die anderen, die Fürsten in Palästina und Syrien, sowie ihre Verbündeten im Hethiterreich. Wir lesen in einem Bericht:

„Seiner Majestät – Leben, Heil und Gesundheit! – wurde gemeldet: Der elende Fürst der Stadt Hamath rüstet viele Leute zum Kampf. Er nimmt die Stadt Bet-Schan weg; er läßt den Fürsten von Rihab nicht frei... Da gab seine Majestät – Leben, Heil und Gesundheit – den Befehl zum Ausmarsch der ersten Armee mit dem Namen ‚Starker Bogen‘; er gab den Befehl zum Ausmarsch der zweiten Armee mit dem Namen ‚Reich an Siegen‘; er gab den Befehl zum Ausmarsch der dritten Armee mit dem Namen ‚Siegreicher Bogen‘. – Und es geschah, an einem einzigen Tag fielen die Feinde nieder vor seiner Majestät – Leben, Heil und Gesundheit!“

8) *Der ägyptisch-hethitische Koexistenzvertrag*

Aber so schnell ist es nicht gegangen. Wir haben hier einen typischen Propagandabericht vor uns. Auch damals schon meldeten die eigenen „Zeitungen“ nur Siege. In Wirklichkeit geriet Ramses mit seiner Begleitung kurz vor der nordsyrischen Stadt Kadesch in einen hethitischen Hinterhalt. Aber tollkühn schlug er sich zu seinen Truppen durch. Der gerühmte Sieg war in Wirklichkeit gar nicht so rühmenswert. Jedenfalls kamen Ägypten und Hethiter schließlich zu der Einsicht, daß es besser sei, miteinander Frieden zu schließen, als einander zu bekämpfen. Der Friede zwischen beiden Machtblöcken wurde mit einer Heirat besiegelt. Der Hethiterkönig gab seine älteste Tochter dem Ägypter zur Frau, um so beide Länder in Friede und Treue zu vermählen. Das Zeremoniell wurde vorher auf diplomatischem Wege genau geregelt. Dann zog von Kleinasien ein großartiger Brautzug nach Süden:

„Sie zogen hinab nach Ägypten mit Gold, Silber, vielen wichtigen Erzen, Pferden ohne Zahl, Rindern, Ziegen, Schafen zu zehntausenden, dazu Erzeugnisse des Landes in unbegrenzten Mengen“.

Die hethitische Prinzessin sollte nicht als Bettlerin nach Ägypten kommen. Von Süden ritt eine ägyptische Eskorte dem Brautzug entgegen. Im Bericht heißt es weiter:

„Die Tochter des großen Fürsten der Hethiter zog nach Ägypten; die Fußtruppen, die Kriegswagenabteilungen, die Beamten seiner Majestät – Leben, Heil und Gesundheit! – begleiteten sie. Ägypter und Hethiter trafen einander. Sie aßen und tranken zusammen, da sie eines Herzens waren wie Brüder; denn Friede und Bruderschaft war zwischen ihnen nach dem Vorbild des Gottes selbst.“

9) *Die Mumie des Pharaos Ramses II.*

Nach fast siebenzigjähriger Regierungszeit kam auch für Ramses die Zeit, zu den „Westlichen“, zu den Toten zu gehen. Er hatte über hundert Söhne; doch sein Erstgeborener und die nächsten erbberechtigten zehn Söhne waren bereits vor ihm gestorben. Schon zu Lebzeiten ließ sich Ramses II. einen grandiosen Totentempel in Theben am Westufer des Nils bauen. Am Rande der Wüste fand er, einer der gewaltigsten Pharaonen Ägyptens, seine letzte Ruhestätte.



[Abb. 42: Kolossalstatue des Ramses II.
Museum in Memphis, 05/43.](#)

In einem Saal des ägyptischen Museums in Kairo kann man noch heute seine Mumie sehen. Der Museumsführer beschreibt sie:

„Knochen fragil, Muskeln atrophisch durch greisenhafte Degeneration, Glieder schwach, Hände und Füße durch Henna oder Balsamierungsstoffe rot gefärbt, Haare nach dem Tode noch etwas gewachsen, Haupthaare weiß, Scheitel kahlköpfig, 1,75 Meter groß, im zehnten Lebensjahrzehnt gestorben, Fingernägel sorgfältig gepflegt, asiatischer Typ wie sein Vater“.

Wenn man, ohne auf diese medizinische Beschreibung zu achten, die Mumie betrachtet, ist man beeindruckt von der ehrfurchtgebietenden Majestät, die das verfallene Gesicht heute noch ausstrahlt. – Dieser gebrechliche Mensch war Herrscher

eines Reiches, das von Nordsyrien bis zum vierten Nilkatarakt reichte. Am Südtor seines Reiches ließ er den gewaltigen Felsentempel von Abu Simbel bauen, der nun nach dem Bau eines neuen Staudammes vor der Überflutung gerettet werden soll. – Doch nicht von diesem Felsentempel, sondern von ein paar kleinen Skarabäen sei hier die Rede.

10) *Ich kaufe einen Skarabäus – Mistkäfer*

Müde von des Tages Wanderung setzte ich mich in Assuan manchmal des Abends zu einem nubischen Altwarenhändler. Am ersten Abend zeigte er mir nur gewöhnliche Sachen; am dritten Abend aber öffnete er eine Lade, die zuunterst war: Hier hatte er die wertvollen Stücke aufbewahrt. Ich kramte herum, fand einige kleine Skarabäen, untersuchte sie mit der Lupe; sie waren echt. Sie stammten aus Abu Simbel.



Abb. 43: Armband mit Skarabäus, Gold/Lapislazuli, 08/26.

Der Skarabäus oder Mistkäfer ist eines der beliebtesten Reiseandenken aus Ägypten. Ein Skarabäus ist aber kein „Spielzeug“; für die alten Ägypten war er das Symbol des Jenseitsglaubens, der Umwandlung und der Auferstehung. Der Mistkäfer, der seine Kugel vor sich herschiebt, ist Sinnbild der irdischen und noch mehr der Jenseits- Sonne, die dem Verstorbenen nach Durchschreiten der zwölf Tore der Nacht aufstrahlen soll. Im ägyptischen Totenbuch kann man lesen:

„Diese Formeln werde über einer Skarabäengemme gesprochen, welche mit Kupfer geschmückt und mit einem silbernen Ring versehen ist; man soll sie auf den Hals des Verstorbenen legen und beten: Wei- che von dannen, krokodilfratziger Dämon! Wahrlich, du sollst keine Macht über mich haben! Denn ich lebe und wandle durch die Kraft der magischen Worte. Sieh, vor der Gottheit laß ich erschallen den heiligen Namen!“

Andere Skarabäen legte man den Toten ins Herz, damit sie auf der Waage der Jenseitsrichter schwer genug befunden würden. Interessante Zeugnisse dieses Glaubens der alten Ägypter findet man im Tal der Königsgräber. Ich brach dorthin auf; schon zeitig früh vor Sonnenaufgang überquerte ich mit einer kleinen Barke den Nil und wanderte dann zu Fuß durch das Wüstental, die alte Prozessionsstraße hinauf. Nach einigen Stunden des Schauens, Nachsinnens und Staunens stieg ich dann aus der Nacht der Gräber herauf und erkletterte den Bergkamm, der das Tal der Könige einschließt. Hier die Wüste – dort das Niltal, eine ausgesparte Oase zwischen Wüsten. Das ist Ägypten. Es bleibt ein Rätsel der Geschichte, wieso gerade in diesem schmalen Streifen Kulturlandes eine der ersten Hochkulturen der Menschheit entstand.

11) Mit dem Segelboot nilabwärts

Zur Abreise von Oberägypten nahm ich nicht Bahn noch Flugzeug, sondern ein einfaches Segelboot, um in der Art der Alten den großen Strom zu befahren. Erst wenn man lautlos, von den Flügeln des Windes getragen, auf dem Wasser dahingleitet, erlebt man etwas vom Geheimnis dieses gewaltigen Stromes. Zurückblickend hatte ich oft den Eindruck eines Alpensees oder eines Fjords. Ägyptens Lebensgeheimnis und Quelle ist und bleibt der Nil.

B. Mose, der Ägypter

12) Altägyptische Grenzkontrolle

Doch nun endlich zum biblischen Moses! Alles, was bisher gesagt wurde, berührte ihn zwar schon. Ich habe bewußt so weit ausgeholt, weil man sich die Zeit des Moses meist eher primitiv vorstellt. Moses gehört in die Frühzeit Israels, aber nicht in die Frühzeit der Menschheit. Er war Zeitgenosse des großen Ramses. Des Ägypters Mumie können wir noch betrachten, das Grab des Moses kennt niemand; sein Bild lebt aber in den Herzen der Gläubigen. Die Berichte über ihn sind Glaubenszeugnisse; die Zeitgeschichte scheint hier wenig Bedeutung zu haben. Und doch kann man aus der Kenntnis der ägyptischen Geschichte dieser Zeit vieles zum besseren

Verständnis des Propheten und Führers seines Volkes beitragen. Der Verlauf der Ereignisse ist ja aus der biblischen Geschichte mehr oder weniger bekannt; daher brauche ich auf diese nicht mehr einzugehen. Aber wer kennt die Orte, welche die Bibel erwähnt, das ägyptische Grenzgebiet, das Schilfmeer, die Wildnis der Sinai-berge?

Wir beginnen unsere Fahrt wieder in der Ramsesstadt im Delta. Ramses II. war einer der größten Bauherren der Geschichte. In den ersten Jahren seiner Regierung errichtete er aber keineswegs Paläste oder Prunkbauten; sein Hauptinteresse galt der Aufmarschbasis für den geplanten Palästina-Syrien-Feldzug, für den der Bau von Festungen und Vorratsstädten Voraussetzung war. Zu diesen militärischen Vorbereitungen setzte Ramses auch die nicht-ägyptische Grenzbevölkerung ein.

13) Moses probt den Aufstand

Durch alle Jahrhunderte der altägyptischen Geschichte [hindurch] kamen immer wieder kleinere oder größere Beduinenverbände von der Halbinsel Sinai, um im fruchtbaren Nilland vorübergehend Weideland für ihr Vieh zu finden. Die Grenzpolizei hat bereits damals protokollarisch erfaßt, wer ägyptischen Boden betrat. So heißt es zum Beispiel in einem Bericht:

„Meldung an meinen Herrn: Wir sind soeben fertig geworden, die SA-SU-Beduinen aus Edom durch die Festung des Merneptach passieren zu lassen, und zwar bis zu den Teichen von Pitom, damit sie und ihr Vieh auf der großen Besetzung des Pharao, der guten Sonne eines jeden Landes, am Leben erhalten bleiben. Datum: Jahr 8, am Geburtsfest des Seth“

Oder eine andere Meldung, die auf gewissenhafte Bewachung der Grenzen schließen läßt:

„Jahr 3, erster Sommermonat, 17. Tag: Angekommen sind die Obersten der Bogenschützen aus den Brunnenstationen, welche im Gebirge liegen, zur Überprüfung der Festung Telu“.

Ähnlich wie die eben genannten Beduinen aus Edom, zog etwa vier Generationen vor der Ramseszeit, der Patriarch Jakob-Israel mit seiner Sippe auf der Suche nach Weideland nach Ägypten. Sie hatten freundliche Aufnahme gefunden. Man hatte ihnen im Ostgau, im heutigen Wadi Tumilat, Wohn- und Weideland angewiesen. Nun, da der Krieg mit den Hethitern drohte, wurden auch die ‚Nachkommen Israels‘ zur Arbeit herangezogen: „Die Ägypter zwangen die Israel-Leute zur Arbeit mit Gewalt, und sie verbitterten

ihnen das Leben durch harte Arbeit in Lehm- und Ziegelwerken und allerart Feldarbeit; alle Arbeit, die sie durch sie tun ließen: es war mit Gewalt“ (Ex 1,13ff).

Aber nicht bloß die Israeliten, sondern auch andere Stämme wurden zur Arbeit eingezogen. Eine Zeitlang mag man ein solches Gewaltssystem ertragen, weil die Not des Staates dies zu fordern scheint. Aber allmählich widersetzten sich die Staatssklaven dem Zwang. Die ägyptischen Quellen berichten von Arbeitsniederlegung, von Lohnforderungen, ja sogar von Protestmärschen zum Gouverneur. Es sammelte sich viel Zündstoff an, so daß es nur noch eines Mannes bedurfte, der den Mut aufbrachte, die Unterdrückten zu vereinen.

Dieser Mann war MOSES, der „Ägypter“; sein Name ist ägyptisch und bedeutet einfach „Sohn“; zu ergänzen wäre vielleicht „Sohn des Nil“, da er ja der Erzählung zufolge im Nil gefunden wurde. Man vergleiche dazu die Namen bekannter Pharaonen: Tut-mose, „Sohn des Mondgottes Thut“; oder Ra-mose, „Sohn des Sonnengottes Ra“. Moses war in ägyptischer Umgebung aufgewachsen und nach ägyptischer Sitte erzogen worden. Die Ägypter dachten wohl daran, ihn und andere Knaben seinesgleichen einmal als Mittelsmänner zwischen Regierung und fremden Stämmen verwenden zu können. Herangewachsen, entschied sich aber Moses nicht für die ägyptische Regierung, sondern für sein unterdrücktes Volk. Mit einem Gewaltakt betritt er die Bühne der Geschichte:

„Als Moses groß geworden war, geschah es: er ging hinaus zu seinen Brüdern, ihre Fron zu sehen. Da sah er, wie ein Ägypter einen Hebräer, einen von seinen Brüdern, erschlug. Er wandte sich hin und her, ob ihn jemand sähe, – und erschlug den Ägypter und verscharrte ihn im Sande. – Anderntags ging er wieder hinaus; da rauchten gerade zwei hebräische Männer miteinander. Da sagte er zu dem, der im Unrecht war: ‚Warum schlägst du deinen Genossen?‘ – . Dieser erwiderte: ‚Bist du als Obmann und Richter über uns gestellt? Willst du auch mich totschlagen, wie du den Ägypter totgeschlagen hast?‘ – Da kam Furcht über Moses; er sagte: ‚So ist die Sache doch ruchbar geworden‘. – Auch der Pharao hörte von dem Vorfall, und befahl, Moses umzubringen. Moses floh aber ins Gebiet der Midjaniter“ (Ex 2,11-20).

Er mußte damit rechnen, verfolgt zu werden. – Mit angehaltenem Atem liest man den Papyrus, auf dem die Verfolgung zweier entlaufener Sklaven geschildert wird:

„Ka-Kem-wer, Oberst der Bogenschützen von Tscheku an den Obersten der Bogenschützen Ani: Leben, Heil und Gesundheit! Am neunten des dritten Monats der dritten Jahreszeit wurde ich vom Palast ausgesandt, die Verfolgung zweier Sklaven aufzunehmen. Ich erreichte die Grenzmauer am zehnten. Hier erfuhr ich, daß die Sklaven an eben diesem

zehnten die Grenze passiert hatten. Als ich dann weiter die Festung erreichte, erfuhr ich von einem Posten aus der Wüste, daß sie bei Migdol gesichtet worden waren. – Wenn mein Brief dich erreicht, so schreib mir genau, was geschehen ist, wer die Spuren gesehen hat, welcher Posten, welche Leute? Schreib mir auch, wieviel Mann du ihnen nachgeschickt hast. – Bleib gesund!“

Moses gelang die Flucht. Er blieb bis zu einem Regierungswechsel in der Fremde. Man nimmt mit guten Gründen an, daß die Rückkehr des Moses mit dem Regierungsantritt Ramses II. zusammenfällt. In welchem Jahr sich dann Moses und Israel für den Auszug aus Ägypten entschieden, wissen wir nicht. Der Pharao wollte Israel nicht ziehen lassen, da er Arbeiter für seine Staatsunternehmungen brauchte; doch Moses zeigte sich durch die Kraft seines Glaubens an den Gott, der ihm im brennenden Dornbusch erschienen war, als der Stärkere.

14) Wo fand der Durchzug statt?

Der Auszug Israels aus Ägypten vollzog sich fluchtartig, im Zusammenhang mit Naturereignissen, die im Niltal nicht allzu selten sind. – Auf meiner Exkursion wollte ich unter anderem auch die Durchgangsstelle im Schilfmeer eruieren. Die Bibel spricht ja nicht vom Roten Meer, sondern vom Schilfmeer, worunter die kleinen und größeren Seen zwischen Suez und Port-Said zu verstehen sind. Irgendwo im Gebiet des heutigen Suezkanals muß also der Übergang gelungen sein. Die Zahl der Flüchtlinge war zwar groß, aber nicht übergroß. In den Bibelübersetzungen sind statt der „Tausender“ „Sippen“ zu lesen, was mit demselben hebräischen Wort, *äläph* bezeichnet wird. Schätzungsweise waren es zwischen sieben- und zehntausend Seelen. In der ersten Auflage meiner „GESCHICHTE DES ALTEN TESTAMENTS“ übernahm ich die Hypothese des Ausgräbers von Tanis, Prof. Montet, der die Meinung vertrat, die Israeliten seien zwischen den zwei Bitterseen durchgezogen. Ich besah mir diese Landschaft genau. Im Westen bilden die Berge eine abschließende Mauer, im Osten dehnt sich der große See. Im Süden ragt ein Festungsturm auf, damals sicher von ägyptischen Soldaten besetzt. Vom Norden jagte eine ägyptische Streitwagenabteilung heran, und Moses sei mit seinem Volk durch die seichte Furt ans andere Ufer ausgewichen; diese Hypothese ist sehr verlockend, doch glaube ich jetzt nicht mehr, daß der Durchzug hier stattfand. Der Raum ist nicht so eng, wie es in den Büchern steht; er eignet sich nicht zu einem Kesseltreiben, so wie es beschrieben wird. Als wahrscheinlicher dünkt mir das Nordende des Bittersees bei der Serapäumsbarre. Doch eine endgültige Entscheidung wird man in dieser Frage wohl nie treffen können. Fest steht jedoch, daß es dem flüchtigen Israel gelungen war, die rettende Wüste jenseits der ägyptischen Grenze zu erreichen.

15) Fahrt zum Sinai

Ebenso wenig wie der Ort des Durchzuges zu lokalisieren ist, lassen sich auch die Stationen der Wüstenwanderung genau bestimmen. Trotzdem lohnt es sich, den Spuren Moses auf der Halbinsel Sinai nachzuwandern. – Das Unternehmen ist auch heute noch trotz Motorisierung recht schwierig. Normalerweise müssen drei Wägen beisammen sein, ehe die Fahrt begonnen werden kann. Von Suez bis Abu-Zenima ist es kein Problem, man hat die schnurgerade neue Asphaltstraße. Dann aber beginnt das Abenteuer, die Fahrt ins Ungewisse, ins Gebirge. Man muß einfach dem wilden, mit Stein und Sand bedeckten Wadi folgen. Mit bewunderungswürdiger Sicherheit fand mein Fahrer immer wieder jene Stelle, an der man durchkommen konnte. Und durch die weiten Sandstrecken gilt es entweder, mit Vollgas durchzubreusen – oder stecken zu bleiben. Es ist keine Schande für meinen Fahrer, wenn ich gestehe, daß wir etliche Male im Sande stecken blieben. Wir mußten mit den Händen freie Bahn schaufeln. Bei einem Anprall an einen Felsen wurde auch unser Auspuff beschädigt, worauf wir mit Höllenlärm weiterdonnerten – die Felsen gaben das Echo gespenstisch wieder.

Die Einfahrt in das Katharinenkloster am Fuße des Sinaimassivs ist ein Erlebnis, das schwer zu beschreiben ist. Nach der Wüste nun wieder Wasser, Bäume, Menschen. Die Gastfreundschaft der Sinaimönche ist weltbekannt. Ich bekam eine ein-



[Abb. 43: Katharinenkloster auf dem Sinai, 13/48.](#)

fache Zelle zugewiesen, ohne Fenster; nur ein Bett stand darin. Aber was will man schon mehr!

16) Bergbesteigung

Anderentags bestieg ich, von einem Beduinenbuben begleitet, den Mosesberg. Am dritten Tag begleitete mich einer der Mönche, Pater Damianos, auf den Gipfel des Katharinenberges. Im gesamten vorderen Orient kenne ich keinen Ort, der mir würdiger schiene, Stätte der Offenbarung Gottes zu sein, als die wuchtigen, zerklüfteten Zinnen und Zacken dieses urtümlichen Bergmassivs. Wir verweilten lange schweigend auf dem Gipfel. Man sieht bis in den Golf von Akaba, und wenn die Luft klar ist, kann man auch noch Suez am Horizont erkennen. Auf dem Gipfel steht eine kleine Kapelle und daneben eine Zelle für einen Einsiedler. In früheren Zeiten zogen sich Gläubige dorthin zurück, um über die Wunder Gottes nachzusinnen. Denn die Bibel berichtet, daß Moses auf einem dieser Gipfel mit Gott redete und von ihm die Gebote empfing. Als wir des Schauens müde waren, kamen wir auf die großen Fragen der Theologie und der Offenbarung Gottes zu sprechen. Obwohl Pater Damianos ein orthodoxer Mönch und Priester war, haben wir kein Schisma, keinen Riss zwischen uns gespürt, sondern die Glaubenseinheit neu erlebt.



[Abb. 44: Kapelle auf dem Mosesberg, 14/39.](#)

Als die Sonne sich dem Westen zuwandte, stiegen wir langsam zu Tal. Der Abstieg ist bekanntlich anstrengender als der Aufstieg. Der Katharinenberg erreicht eine Höhe von 2.639 m. Als wir müde beim Talausgang angelangt waren und uns eben zu einer Rast setzen wollten, kam atemlos ein Bursche gelaufen; er sprach hastig arabisch, so daß ich nicht alles verstehen konnte. Aber so viel war klar: ein Beduinengmädchen war von einer giftigen Schlange gebissen worden; man habe es ins Kloster gebracht; das Mädchen müsse sterben, wenn Pater Damianos (der zugleich auch Arzt war) nicht sofort käme. Der Pater lief voraus. Ich sah noch, wie im Tal ihm ein Reiter entgegenkam und ihm sein Kamel gab, damit er rascher Hilfe bringen könne.

Als es dunkelte, trat auch ich durch die Pforte des Sinaiklosters; seine Mönche hüten noch heute das Erbe des Mose an dieser Stätte.

Besuch bei den koptischen Mönchen In den Klöstern der ägyptischen Wüste, Radiovortrag ORF, 29.IX.1966

Einleitung: Das Heilige Ägypten

Ich darf Sie wieder zu einer Exkursion einladen, und zwar nochmals nach Ägypten. Im Vortrag „Auf den Spuren des biblischen Moses“ versuchte ich anhand der noch vorhandenen Ruinen und Schriften die Zeit um 1200 v. Chr. wachzurufen. Dies war eine große Zeit! Der Pharao Ramses II. schuf Bauten, die auch heute noch Bewunderung hervorrufen. Das Ägypten der Pharaonenzeit alarmiert heute die ganze zivilisierte Welt, da durch die Errichtung des gewaltigen Staudammes in Assuan zahlreiche Tempel und Grabbauten des Alten Ägypten bedroht sind. Im gegenseitigen Wettbewerb sind die verschiedenen Nationen angetreten, um vor den Fluten zu retten, was noch zu retten ist. Berge werden abgetragen, Tempel werden versetzt, Wandgemälde abgelöst und an gesicherten Orten gerettet. Es ist erfreulich festzustellen, daß hier riesige Geldsummen eingesetzt werden, diesmal aber nicht für ein Werk der Zerstörung, sondern der Kulturrettung.

Wer heute nach Ägypten reist, möchte vor allem die Reste der Pharaonenzeit bestaunen, die sich ja von selbst dem Auge darbieten; denn diese Steinbauten haben trotz aller Zerstörung den Jahrhunderten getrotzt. Es gibt aber noch ein anderes Ägypten, das von Besuchern und auch von Reiseführern meist übersehen oder mit einem mitleidigen Blick abgetan wird. Die Spuren dieses Ägyptens muß man in den Wüsten östlich und westlich des Niltals suchen. Diese Spuren sind nur schwer zu finden; wer sich aber in die Wüste vorwagt, wird es nicht bereuen. Er wird dort das heutige Ägypten vorfinden, das mächtiger und nachhaltiger auf den Werdegang des christlichen Abendlandes einwirkte als irgendeine andere geistige und geistliche Macht. Ohne Übertreibung könnte man sagen, daß sowohl die lateinische Kirche des Westens als auch die griechische Kirche des Ostens noch heute vom „Nilwasser“ leben; oder anders ausgedrückt: von den heiligen Quellen, die in den Wüsten Ägyptens entsprangen und zu einem Strom wurden, der die christliche Welt erfüllte. Mit Ehrfurcht wird die noch heute blühende Mönchsrepublik auf dem Berge Athos genannt. Diese ist aber nur mehr eine kleine Erinnerung an entschwundene Herrlichkeit. Die Ursprünge des Mönchtums liegen ja nicht in Griechenland, sondern in Ägypten.

Wir beginnen unseren Rundgang im Niltal mit der alten Pharaonenstadt Herakleopolis, wo Antonius der Ägypten geboren wurde; dann besuchen wir die zwei ältes-

ten koptischen Klöster am Roten Meer, greifen dann weit aus nach Westen in die lybische Wüste und schließen die Besuche im Niltal ab.

A) Herakleopolis und der Hl. Antonius

Der Nil gleicht einer Perlenkette; die Perlen sind die rechts und links der Ufer aufgereihten Städte. – Wenn man in Kairo den Zug nach Süden besteigt oder mit dem Auto fährt, erreicht man nach 120 km die Stadt Beni-Su'eff. Sie zählt etwa 70.000 Einwohner und ist ein Zentrum der Zuckerrohr- und Baumwollverarbeitung. Das Land an den Ufern des großen Flusses gleicht einer Gartenlandschaft. Nur durch Überschwemmungen unterbrochen, kann man hier drei- bis viermal ernten. Schon in alter Zeit zweigte hier ein Nilkanal ab, der das lebenspendende Naß in die Oase Fajjurn brachte. Heute heißt der Kanal Bachr-Jussuf, „Josefsfluß“. An dieser wirtschaftlich wichtigen Stelle lag vor 4000 Jahren die altägyptische Haupt- und Pharaonenstadt **Henen-Nesut**. Man verehrte hier einen widderköpfigen Gott, der den Beinamen „der Furchtbare, der Tapfere“ trug; daher nannten die Griechen später diese Stadt „die große Stadt des Herakles“, Herakleopolis. Doch der griechische Name ist wieder untergegangen, der altägyptische lebt heute noch im Dorfe **Achnas**. In der Nähe dieses Dorfes finden sich einige Ruinenhügel, doch von der alten Pharaonenherrlichkeit sind nur mehr die Grundrisse eines Tempels übriggeblieben. Auf einem anderen Hügel ragen einige byzantinische Säulen aus dem Boden, die auf eine ehemalige Kirche hinweisen. Zeugnisse des untergegangenen heidnischen und christlichen Ägyptens! Doch rufen wir beide wieder wach!

1) Weisheitslehre für Meri-ka-Re:

Die Bauten des Pharaos Meri-ka-Re hat der Wüstensand wie mit einem Leichentuch zugedeckt; was aber damals auf vergänglichem Papyrus geschrieben wurde, ist in einigen Bruchstücken erhalten geblieben, die zur Zeit in den Bibliotheken in Moskau und Leningrad liegen. Darin lesen wir:

„Vertrau nicht auf die Länge der Jahre; die Lebenszeit gleicht einer Stunde nur. Allein bleibt der Mensch nach dem Hinscheiden übrig, und all seine Taten werden zu Hauf neben ihn gelegt. Ein Narr ist, wer Böses getan hat; wer aber Gutes getan, wird dort wie ein Gott sein, frei sich bewegend wie die Herren der Ewigkeit. Jeder Tag ist entscheidend für die Ewigkeit, jede Stunde wichtig für die Zukunft im Jenseits. Drum tu etwas für deinen Gott, damit er das gleiche für dich tue. Denn Gott kennt den, der etwas für ihn tut!“

Aus dieser Weisheitslehre spricht der echte Geist des Alten Ägypten. Westlich des Niltals dehnt sich die große Wüste. Das Antlitz des Ägypters war zeitlebens der

großen Wüste zugewandt, wo das Reich der Toten beginnt und wo sich heute noch die großen Friedhöfe mit den Pyramiden und Grabdenkmälern befinden. Wie von jedem Punkte des Niltales aus die große Wüste zu sehen ist, so lebte der Ägypter ständig im Anblick des Todes und der Ewigkeit.

Vor etwa drei Jahrzehnten wurde mir am Institut für Ägyptologie in Wien die Aufgabe gestellt, zu untersuchen, ob etwa die Wesenszüge des Alten Ägypten auch im christlich gewordenen Ägypten weiterwirkten. – Wir brauchen keinen künstlichen Beweis anzutreten, die Tatsachen sprechen für sich.

2) *Antonius, der Ägypter:*

Etwa 2.300 Jahre nach dem Pharao Meri-ka-Re wurde in diesem Ort ein gewisser Antonius geboren, der „der Stolz der Ägypter“ genannt wird. Kein geringerer als Athanasius, Patriarch von Alexandrien, welcher Antonius noch persönlich kannte, schreibt: „Antonius war ein Ägypter; er stammte von edlen Eltern ab, die ein ansehnliches Vermögen besaßen. Da sie selbst schon Christen waren, wurde auch der Knabe christlich erzogen“. – Im Jahre 251 n. Chr. war es in Ägypten noch nicht selbstverständlich, Christ zu sein. In Rom tobte damals unter Kaiser Decius eine raffinierte Christenverfolgung, deren Wellen auch Ägypten erreichten. Das gigantische Ringen zwischen den altheidnischen Göttern und dem Christentum steuerte seinem Höhepunkt zu. Wer damals Christ war, war dies aus innerster Überzeugung. Daher fallen in diese Umsturzzeit radikale Entscheidungen, die wir heute nur bewundern können.

Antonius hatte die Möglichkeit, wie seine Väter weiterhin die ägyptische Erde zu bebauen. Sein Grundbesitz war nicht klein. Ich habe mir die Mühe genommen, die Grundbuch-Angaben umzurechnen; denen zufolge verfügte er über einen Besitz von etwa 30 Hektar. Die Griechen und nach ihnen die Römer hatten die altägyptische Feldvermessung übernommen, weil sie nichts Besseres zu bieten hatten. – Nach dem Tode der Eltern übernahm also Antonius mit seiner Schwester den Besitz. Doch da kam die große Stunde für ihn! Wir lesen weiter (bei Athanasius):

„Es war noch keine sechs Monate seit dem Tode seiner Eltern, da ging er seiner Gewohnheit gemäß zur Kirche... Es fügte sich, als er das Gotteshaus betrat, da wurde gerade aus dem Evangelium verlesen, wie der Herr zum Reichen sprach: ‚Willst du vollkommen Sein, so verkaufe all deine Habe, gib den Erlös den Armen; dann komm und folge mir nach; so wirst du einen Schatz im Himmel haben‘ – Dem Antonius war es, als ob gerade für ihn diese Stelle gelesen worden wäre. Er ging sogleich aus der Kirche und schenkte seine Besitzungen den Einwohnern seines Heimatortes, schöne und fruchtbare Felder. Das übrige Besitztum

verkaufte er und gab den Erlös den Armen. Für seine jüngere Schwester legte er einen nicht geringen Betrag zurück“.

Damit begann das große, heilige Abenteuer des ägyptischen Antonius. Er bezog eine arme Hütte in der Nähe seines ehemaligen Hauses und lebte hier ganz arm, betend, fastend und für andere arbeitend. Doch war auch hier auf die Dauer keine Bleibe für ihn. Alle liebten ihn, schätzten ihn hoch, kamen um Rat und Trost; doch er wollte nur Gott und die Einsamkeit.

So wich er zunächst an den Rand des Dorfes aus. Als auch das nicht genügte, zog er sich in die altägyptischen Gräber zurück, die damals bereits verwahrlost und offen dastanden. Hier meinte er, ganz dem Jenseits leben zu können. Ist dies nicht der uralte „Zug der ägyptischen Seele, hinüber zu den ‚Westlichen‘“, zu den Gräbern und zum voll verantworteten Jenseits! Doch auch hierher folgte ihm die Verehrung des Volkes: „Alle Dorfbewohner liebten ihn; sie nannten ihn den Liebling Gottes; die einen verehrten ihn wie einen Sohn, die anderen wie einen Bruder; allen war er ein Tröster und Vater“.

3) *Kampf mit den Dämonen der Wüste:*

Wenn wir in der Lebensbeschreibung weiterblättern, stoßen wir auf ein Phänomen, das man heute vorschnell mit überreizten Nerven oder mit einer psychischen Anomalie erklären möchte. Nun aber findet sich Ähnliches auch bei späteren Heiligen. Hören wir weiter:

„Er wanderte weg zu den Gräbern, die weit vom Dorfe lagen; einen seiner Bekannten bat er, ihm von Zeit zu Zeit – aber nur in langen Zwischenräumen – Brot zu bringen. Dann ging er in eines der Gräber und blieb, nachdem er die Türe verschlossen hatte, allein drinnen. – Da hielt es der böse Feind nicht länger aus; er fürchtete, Antonius möchte in kurzer Zeit die ganze Wüste mit der heiligen Askese erfüllen. So ging er in einer Nacht hin, mit einer Schar von Dämonen, und schlug ihn so heftig, daß er sprachlos vor Qual auf dem Boden lag. Antonius versicherte nachher, die Schmerzen seien so grausam gewesen, daß man behaupten könne, Schläge mit Menschenhand hätte nie eine solche Pein verursachen können. – Am nächsten Tag kam sein Freund, um ihm Brot zu bringen, und fand ihn wie tot am Boden liegen“.

Wir lesen auch von indischen Asketen, die durch vollständiges Entsagen aller irdischen Bedürfnisse tieferen Einblick in die Hintergründe des menschlichen Daseins erlangten. Bei Antonius begegnet uns das erste Mal der christliche Asket; und diese Askese ist von einem Ausmaß, daß Himmel und Erde in Bewegung versetzt scheinen. Der Asket muß zuerst durch die Nacht hindurch, bevor er zum Licht der

Freiheit Gottes gelangt. Diesen bedrohlichen Weg der Seele, der irgendwie bereits im ägyptischen Totenbuch vorgezeichnet ist, beschreitet auch des Antonius Seele. Er erlebt den dämonischen Angriff auch als Lärm: „Da war es, daß sie nachts einen solchen Lärm machten, daß der ganze Ort zu erbeben schien. Es war, als ob die Dämonen die vier Mauern des kleinen Hauses durchbrechen wollten; sie verwandelten sich in Gestalten von wilden Tieren und Schlangen; gar bald war der Platz erfüllt von Erscheinungen wie Löwen, Bären, Leoparden, Stiere, Schlangen und Wölfe. Jedes dieser Untiere bewegte sich nach seiner besonderen Art: der Löwe brüllte, als wollte er ihn anspringen; der Stier schien ihn mit den Hörnern zu stoßen, die Schlange ringelte sich, der Wolf stürmte los... Doch sie alle konnten ihm nichts anhaben; denn Antonius war durch seinen Glauben an die siegreiche Kraft des Herrn Jesus stärker als alle Dämonen“.

4) *Die altägyptischen Gräber bevölkern sich*

Als Antonius durch diese Seelennacht hindurch war, brach das Licht Gottes in hellen Strahlen aus seiner Seele. Nun kamen die Menschen, von denen er fortgegangen war, erst recht mit ihren Sorgen und Leiden zu ihm. Ja noch mehr, manche entschlossen sich, das asketische Leben mit ihm zu teilen. Damit war die Keimzelle des Mönchtums geboren. Die Zahl derer, die der Welt entsagten und in die westliche Wüste zogen, wuchs von Tag zu Tag. Die altägyptischen Gräber füllten sich mit neuem christlichen Leben: „In der Wüste lagen die Zellen der Einsiedler wie die Zelte voll göttlicher Chöre. Die heiligen Männer sangen Psalmen, lasen die Heilige Schrift, sie fasteten und beteten und waren voll Freude wegen der Hoffnung auf die ewige Zukunft im Jenseits. Es war das alles anzusehen wie ein Reich für sich: hier gab es niemand, der Unrecht tat oder Unrecht litt!“

Uns fehlen heute die Maßstäbe, ein solches Leben richtig zu beurteilen. Kein Geringerer als Jakob Burckhardt unternahm den Versuch, sich in die Welt der aus der damaligen Zivilisation „Entwichenen“, der Anachoreten, hineinzusetzen. Er schreibt: „Es liegt ein Zug in der Natur des Menschen, daß er, verloren in der großen, bewegten äußeren Welt, sich und sein eigenes Selbst in der Einsamkeit wiederzufinden sucht. Diese Einsamkeit wird umso abgeschlossener sein müssen, je tiefer er zuvor sich innerlich entzweit und zerrissen gefühlt hat. Tritt dann noch das Verlangen einer dauernden, unzerstörbaren Vereinigung mit Gott hinzu, so wird jede menschliche Rücksicht schwinden, und der Einsiedler wird Asket, teils um zu büßen, teils um der Außenwelt gar nicht mehr als das dürftigste Fortleben zu verdanken, und so die Seele zum beständigen Umgang mit den höchsten Dingen fähig zu entfalten.“ Daher wundert es nicht, wenn wir im Leben des Antonius einen Zug von Einsamkeit zu noch größerer Einsamkeit feststellen können. Das Niltal wurde ihm zu eng. Er hielt Ausschau nach der inneren Wüste.

B) Die Klöster am Roten Meer

Es ist reizvoll, eine Reise einmal nicht anhand eines modernen Reiseführers, sondern anhand der Antonius-Biographie zu machen. Der „Athlet Gottes“, wie er genannt wird, wollte einen Platz suchen, wo er von Menschen nicht mehr oder nur äußerst schwer zu erreichen wäre. Die innere Stimme sagte ihm: „Wenn du wirklich für dich leben willst, dann gehe jetzt hinaus in die innere Wüste“. Antonius aber entgegnete:

„Wer wird mir den Weg weisen; denn ich kenne ihn nicht?“ Da zeigte ihm die Stimme sogleich Sarazenen, die den gewünschten Weg ziehen wollten. Antonius ging zu ihnen hin und bat, mit ihnen in die Wüste wandern zu dürfen. Sie nahmen ihn freundlich auf, wie auf Befehl der Vorsehung. Er wanderte drei Tage und drei Nächte mit ihnen und gelangte an einen sehr hohen Berg. Am Fuße des Berges floß ein überaus klares Wasser, das süß und sehr kalt war. Weiter draußen aber war eine Ebene und ein paar dürftige Dattelpalmen“.

5) Zufahrtswege zur inneren Wüste

Diese geographischen Angaben scheinen recht allgemein; wenn man aber die genannte Gegend einigermaßen kennt, nehmen sie sofort konkrete Gestalt an. Von Beni-Su'ef im Niltal führte bereits in alter Zeit ein Karawanenweg durch das Wadi Araba gen Osten zum Roten Meer. Die Entfernung beträgt 160 km, eine Strecke, die eine Karawane bei gutem Tempo in drei Tagen zurücklegen kann. Wie in alter Zeit führt auch heute nur eine Piste und keine Straße durch dieses Gebiet. Anfangs ist das Gelände zwar wellig und endlos wie ein weites Sandmeer, es geht aber dann allmählich in wilde, zerklüftete Wadis über, die schwer passierbar sind. Mir ist es nicht geglückt, hier einen Transport zu organisieren. – Drei tapfere Söhne von europäischen Botschaftern meinten im vorigen Jahr (1965), das Heldenstück allein vollbringen zu können; sie verirrten sich aber und gingen am Durst zugrunde. – Es ist also klüger, nach Kairo zurückzufahren, von wo eine ausgezeichnete Straße nach Suez führt; hier läßt sich dann leicht ein Fahrer finden, der einen zu den koptischen Klöstern in der Wüste am Roten Meer bringt. Man folgt zunächst der asphaltierten Küstenstraße, die knapp am Ufer des Roten Meeres gen Süden führt. Rechter Hand reichen die Ausläufer des Ataka-Gebirges stellenweise bis ans Meer heran, malerische Buchten bildend, die an unsere Bergseen erinnern. Die Felsen leuchten nackt in der südlichen Sonne, kein Baum, kein Strauch, nicht einmal ein Grashalm darauf! Doch allmählich tritt das Gebirge zurück und macht einer ebenso vegetationslosen Ebene von Sand und Geröll Platz. Bei Kilometer 130 verläßt man die Straße und fährt auf einer Piste über Stock und Stein, teilweise über Sanddünen, bis zum

Fuße des Gebirges Galala, das in einer mehrere hundert Meter hohen Wand jäh abgebrochen scheint. Am Fuße der Wand entspringt eine Quelle, um diese breitet sich das Antoniuskloster, von den Einheimischen Der-Anba-Antun genannt. Dieser Ort entspricht genau der Beschreibung, die sich in der alten Vita findet.

6) *Antonius in der Einöde*

Hierher also hatte sich Antonius zurückgezogen. In der Beschreibung heißt es weiter: „Antonius gewann den Ort sehr lieb. Anfangs nahm er nur von den Karawanenleuten gelegentlich Brot an. Er blieb allein auf dem Berg, ohne daß ein anderer bei ihm war. Eine kleine Erfrischung boten ihm die Dattelpalmen. Als die Brüder seinen Aufenthalt erfahren hatten, schickten sie ihm zeitweise Brot. Um aber niemandem lästig zu fallen, begann Antonius die Erde zu bearbeiten und Weizen anzubauen; denn die Quelle war stark genug, auch einen kleinen Acker zu bewässern.“

Damit war eigentlich der Grundstein zur kommenden Klostersiedlung gelegt. Denn es konnte nicht anders sein, als daß sich bald Gleichgesinnte fanden, die sich Antonius als geistlichen Vater wählten und bei ihm niederließen. Der Einsamste in der inneren Wüste begann in die ganze Welt auszustrahlen. Kaiser Konstantin schrieb Briefe und befahl sich und das Reich dem Gebet des Einsiedlers. Im Alter von 103 Jahren, im Jahre 356 n. Chr. vollendete Antonius siegreich seinen „Agon“, d.i. seinen Wettkampf mit Gott, Mensch und Teufel. Im Jahre 551 wurde sein Leichnam in die Patriarchenkirche von Alexandrien überführt und beim Anmarsch der muslimischen Araber nach Konstantinopel gerettet. In der Zeit der Kreuzzüge wurde er nach Frankreich mitgenommen, wo er noch heute in der Kirche des heiligen Julian in Arles ruht; in jenem Europa also, das schon vor seiner „Ankunft“ sein geistiges Erbe angetreten hatte; denn ohne Antonius gäbe es wohl kein christliches Mittelalter.

Die Mönchsorden haben im Mittelalter Wälder gerodet, den Glauben verkündet und das antike Erbe in eine neue Zeit hinübergerettet. Die groß angelegten Klöster und Stifte waren Zentren der Zivilisation. Tritt man aber über die Schwelle eines der koptischen Wüstenklöster, muß man all diese Vorstellungen zurücklassen. Hier ist die Zeit stille stehengeblieben. Auch heute noch könnte uns hier Antonius in all seiner asketischen Primitivität begegnen.

7) *Wir bitten um Einlaß*

Wir fahren zeitlich in der Früh von Suez los; gegen zehn Uhr vormittags hielt der Wagen vor dem Antoniuskloster. Eine etwa zehn Meter hohe Klostermauer schirmt das Innere gegen jeden Zutritt ab. Die Pforte selber gleicht eher einem Befesti-

gungsturm als einem Klostereingang; sie ist mit einem hohen, eisenbeschlagenen Tor verschlossen. In der Ecke baumelt ein Strick. Der Chauffeur beginnt zu läuten, als ob es einen Gottesdienst einzuläuten gälte. Lange Stille folgt, die Glockentöne verhallen in der Wüste. Dann ertönt vom Turm herab der Ruf „Wer da;“. Auf die Antwort des Chauffeurs nochmals eine Frage: „Hat er Empfehlungsschreiben vom koptischen Patriarchen?“ – „Nein! Er ist aber ein guter Bekannter, war schon früher einmal da!“ – Dabei winkt er mit meiner arabischen Visitenkarte. Dann hört man das Schlurfen von Schritten die Turmtreppe herab, schwere Riegel werden beiseitegeschoben, und ich kann Vater Filippus begrüßen. Sein Habit ist staubbedeckt, sein Gesicht von einem graumelierten Bart umgeben, seine Züge scharf geschnitten, wie die eines alten Asketen. Er führt mich zum Klostervorsteher, zum Abt, der ein sehr gewandter Mann ist. Er hatte etliche Jahre im koptischen Kloster in Jerusalem gelebt und in der Grabeskirche den Dienst versehen.

Die erste Zeremonie, die man bei einem Besuch im Orient absolvieren muß, ist das Kaffeetrinken. Der Diener stellte zwei Sessel und einen kleinen Tisch in den Schatten des Hauses. Bis der Kaffee fertig war, wurden die üblichen Höflichkeitsfragen „zelebriert“: wie es gehe, was man mache, warum man komme, usw. Heißer Kaffee löscht am besten den Durst.

8) Rundgang durch die Anlage

Da ich den Spuren des Mönchsvaters nachwandeln wollte, zeigte mir der Abt die Anlage. Zuerst gingen wir zur Quelle hinauf. Am Fuße der Felswand öffnet sich ein Spalt in den Berg hinein, aus dem ein kleines Rinnsal hervorsprudelt. Das Wasser wird in einer runden Vertiefung aufgefangen und in den Garten weitergeleitet. Diese kleine Quelle, die man in den Alpen überhaupt nicht beachten würde, ist die Lebensader des ganzen Klosterbezirkes. Sie reicht gerade, daß der Garten die notwendigen Früchte für den Hausbedarf hervorbringt. Auch Weizen wird angebaut, aber nicht genügend; daher muss vom Niltal das Fehlende herbeigeschafft werden. Gemahlen wird aber im Kloster, und zwar noch auf die gleiche Art und Weise, wie es auf den Bildern der Pharaonenzeit dargestellt ist. In der Mitte eines überdachten Raumes stehen die beiden Mühlsteine. Der untere ist fixiert, der obere zeigt eine Öffnung, in die ein Balken eingeführt ist, den der Esel mit verbundenen Augen im langsamen Trott im Kreise dreht, bis zwischen den Steinen der feine Mehlstaub hervorquillt. – Dann gingen wir weiter zum Refektorium, zum Speisesaal. Dies ist ein schmaler, langgezogener Raum, in dessen Mitte ein langer steinerner Tisch steht, an beiden Seiten ebenso lange gemauerte Bänke. Der Speisesaal ist heute nicht mehr in Benützung; auf dem Tisch lagern aber die Brotvorräte, kleine runde, mehl- und sandbestreute steinharte Brote. Gebacken wird nur sehr selten. Man

muß das Brot in Wasser aufweichen, um es genießen zu können. Ohne Zweifel ist es sehr schmackhaft und kräftig. – Von hier steigen wir auf den Festungsturm. Er steht ungefähr in der Mitte der Klosteranlage. Im unteren Stockwerk gibt es weder Türe noch Fenster, man kann nur über eine Zugbrücke hinaufgelangen. Der Turm geht auf das 6. Jahrhundert zurück, als räuberische Beduinen die Mönchssiedlung überfielen und ausplünderten. Da die darauffolgenden Jahrhunderte – nach der muslimischen Eroberung – auch nicht friedlicher verliefen, wurde schließlich die ganze Anlage wie eine Festung von einer hohen Mauer umschlossen. Im Turm sind Räume für Lebensmittelvorräte, aber auch eine Kapelle zu Ehren des Heiligen Michael, des Streiter Gottes.

Das Herz des Klosters bilden natürlich die Kirchen; es gibt ihrer gleich vier. Die Antoniuskirche geht in ihren Anlagen auf das 6. Jh. zurück. Für einen Europäer ist der Zustand dieser Kirche und ihrer alten Fresken erschütternd. Wie lange werden diese Kostbarkeiten dem Verfall standhalten können? Bei der Armut der ägyptischen Mönche wird man an eine Restaurierung aus eigenen Mitteln kaum denken dürfen. Ob auch hier einmal die große Welt sich einschalten wird, um untergehendes Kulturgut zu retten?

Besonders neugierig sind viele Besucher auf die Mönchszellen. Aus Europa kommend, sind wir an die monumentalen Stiftsbauten mit Prachtfassaden und langen Wohntrakten gewöhnt. All diese Vorstellungen muß man zurücklassen. Die Kirchen gleichen eher Kapellen, die für sich allein stehen. Desgleichen bildet das Wohnhaus eine Einheit für sich. Es ist aus luftgetrockneten Ziegeln gebaut. Die schmutzig-gelben Mauern ohne Bewurf und mit kleinen Fensteröffnungen würden eher auf ein Stallgebäude schließen lassen. Pater Filippus schiebt einen Holzbalken beiseite und stößt die windschiefe Türe auf. Das Auge muß sich erst an das Halbdunkel im Raum gewöhnen. Fertige und halbfertige Matten liegen herum; es handelt sich also um den Arbeitsraum. Nach altem Mönchsgesetz soll ein Teil des Tages mit Handarbeit verbracht werden. Wie die Mönchsväter vor 1500 Jahren flechten ihre Nachfolger auch heute noch kunstvolle Matten aus Sisal und Palmlättern. Die Hände werden davon schwierig. Über eine schmale Treppe steigen wir in den ersten Stock hinauf, in den Aufenthalts- und Wohnraum. Möbel in unserem Sinn gibt es keine. Eine Matte in der einen Ecke zeigt an, daß dies eine Schlafstelle sein muß. In der anderen Ecke steht ein verrußter Bunsenbrenner zum Kochen einer primitiven Mahlzeit; denn gemeinsame Mahlzeiten gibt es nur an bestimmten Tagen.

Ich war natürlich auf die geistige Ausrüstung gespannt und fragte daher, welche Bücher er studiere. In einer verstaubten Nische – hier mitten in der Wüste ist alles mit einer Staubschicht bedeckt – lagen einige alte Bücher. Ich schlug eines auf: ein koptisches Brevier, also ein Gebetsbuch für die verschiedenen Gebetsstunden des

Tages. Damit ist im Wesentlichen der wissenschaftliche Bedarf gedeckt. Die Klöster in der Wüste haben sich nicht die Pflege der Zivilisation und der Wissenschaft zum Ziel gesetzt, sondern einzig und allein die Askese, das ist ein Leben, das allen Bequemlichkeiten entsagt, um in Einsamkeit den Weg zu Gott zu finden. –

Viele Besucher sind enttäuscht, sie bereuen es, den strapaziösen Weg durch die Wüste gemacht zu haben. In diesen Wüstenklöstern strotzte es doch nur vor Schmutz und Primitivität. – Doch sie tun den Mönchen Unrecht. Man muß versuchen, sich in die Mentalität dieser Männer einzufühlen. Vielleicht sollte man einige Tage dort bleiben und das einfache Leben mit ihnen teilen. Dann wird man nur mit Ehrfurcht von diesem harten, heiligen Leben sprechen.

Was von der Anlage des Antoniusklosters gesagt wurde, gilt auch für das Pauluskloster, das ebenfalls am Roten Meer liegt, so wie auch für die vier Klöster in der lybischen Wüste im Wadi Natrun. Nach außen hin gleichen alle einer mauerumgürteten Festung. Die Pforte ist mit einem Wehrturm gesichert, im Inneren finden sich die verstreuten Bauten: Kirche, Wohnzellen, Mühle, Wasseranlage, Speiseraum und in einigen ein eigenes Häuschen für die Bibliothek.

C) Klöster im Wadi Natrun

9) Bei Kilometer 107

Der Besuch der Klöster in der lybischen Wüste ist nicht so schwierig wie die Fahrt zum Roten Meer. Diese Klöster liegen heute mehr oder weniger an der großen Verkehrsstraße, die von Kairo durch die Wüste nach Alexandrien führt. Erkundigt man sich in Kairo nach dem Weg zu den Klöstern im Wadi Natrun, erhält man die einfache Antwort: „Sie nehmen den Autobus Kairo-Alexandrien und fahren bis Kilometer 107, wo sich eine Tankstelle der Shell-Company mit Rasthaus befindet. Dort steigen sie aus und organisieren einen Jeep; der Inhaber des Rasthauses wird Ihnen behilflich sein.“

Das klang sehr einfach; doch die Wirklichkeit sah ganz anders aus. Schon um halb zehn Uhr vormittags landete ich mit meinem Begleiter beim Rasthaus. Er forderte bereitwillig bei einem in der Nähe neu angelegten landwirtschaftlichen Versuchsgut telefonisch einen Jeep an. Doch es verging eine Stunde und noch eine zweite; schon brannte die Mittagssonne am Himmel. Für heute war kein Jeep mehr zu erwarten. Nach Kairo zurückgehen, ohne die Klöster gesehen zu haben, war ausgeschlossen. Die fünfzehn Kilometer wird man wohl auch zu Fuß bewältigen können! Also marschierten wir auf der neu asphaltierten Straße unter der Wüstensonne frisch drauflos.

10) *Landwirtschaftliches Aufschließungsgebiet*

Wir kamen nicht weit, da donnerte schon ein Lastwagen hinter uns her und blieb, als er uns überholt hatte, stehen. Er war beladen mit einer Arbeitsbrigade von jungen Ägyptern, die im Aufschließungsgebiet des Wadi Natrun eingesetzt waren. Sie nahmen uns mit, denn zwei Männer mehr oder weniger auf dem Wagen machte nichts mehr aus. Das landwirtschaftliche Versuchsgelände liegt bei dem Kloster Anba Bschoi. Im Jugendlager hielten wir Mittagspause; man kredenzte uns eisgekühlte Coca-Cola. Der Lagerführer, Absolvent der Hochschule für Bodenkultur, stellte sich uns vor und gesellte sich zu uns. Ein sehr aufgeschlossener und unternehmender junger Ägypter, geradezu der Typ der jungen Generation. Er berichtete uns: Das Wichtigste für Ägypten ist Land zu gewinnen. Hier im Wadi Natrun gibt es in den tiefsten Erdschichten noch Grundwasser. Es wird gebohrt, und wenn man gesundes, nicht salzhaltiges Wasser findet, wird sogleich untersucht, welche Pflanzen hier gedeihen könnten. Gelingen die Versuche, so könnte das etwa 40 km lange und 20 km breite Wadi Natrun als neuer Lebensraum erschlossen werden.

11) *Deir Anba Bschoi und Deir Surjani*

Am Nachmittag besuchten wir zuerst das Anba-Bschoi-Kloster, und gegen Abend dann das drei Kilometer entfernte Kloster Deir-Surjani. Hier war die Aufnahme äußerst freundlich; einige Mönche besaßen, was wir in Europa unter akademischer theologischer Bildung verstehen. Als es schon fast dunkel war, fragte ich schüchtern, ob wir wohl irgendwo im Kloster übernachten könnten? Große Verlegenheit. – Das dürften sie auf keinen Fall zulassen! – Wir hatten nicht viel Zeit, über die Härte des Gesetzes nachzudenken. Das große Tor wurde hinter uns geschlossen, der schwere Riegel vorgeschoben, wir standen draußen in Nacht und Wüste. Was blieb uns anderes übrig, als zum Rasthaus zurückzumarschieren? Es ist ja auch schön, in sternenfunkelnder Nacht durch die Wüste zu wandern!

12) *Im Sand zurück zu km 107*

Das erste Stück des Weges war besonders schwierig, denn wir sanken knöcheltief im Sand ein. Nur so nebenbei kam einem auch der Gedanke, ob es hier wohl auch wilde Tiere gäbe, die gefährlich werden könnten? Doch da tauchten hinter uns Lichter auf, die immer näher kamen. Es war ein Traktor. Fünf Leute saßen bereits oben. Der Fahrer wollte uns nicht zu Fuß weitergehen lassen und lud uns ein, noch Platz auf seinem Fahrzeug zu finden. So stand ich denn hinten auf der Achse und hielt mich fest. Auf der Straße ging es ja noch; doch dann bog er ab und fuhr querfeldein über Stock und Stein, durch Erdlöcher und Sand. Es war ein wahres Wunder, daß er niemanden verlor. Aber immerhin kamen wir ein gutes Stück weiter, bis er dann

irgendwo in der Nacht stehen blieb, uns noch die Richtung zum Rasthaus wies und [uns] unserem Schicksal überließ. Etwas nach Mitternacht erreichten wir den Anschluß an die Zivilisation, staubig und schmutzig, jedoch froh, die Klöster im Wadi Natrun gesehen zu haben. – Im christlichen Altertum gedachte man dieser Klöster ungefähr so, wie man heute mit Ehrfurcht an die Klöster auf dem Berg Athos denkt. Suchende Menschen aus dem ganzen Mittelmeerraum: aus Griechenland, Italien, Spanien, dem syrischen Orient und Nordafrika, ja sogar aus Gallien kamen, um sich hier in die Geheimnisse des asketischen Lebens einweihen zu lassen. In der Blütezeit dürften in mehreren Klöstern insgesamt einige Tausend Mönche das Wadi Natrun bevölkert haben. Nur vier Klöster haben die Stürme der Zeit, die zahlreichen Überfälle der Beduinen und den Abfall des Volkes zum Islam überlebt. Diese sind heute noch Zeugen des untergegangenen heiligen, christlichen Ägyptens.

D) In der Wüste Kellia

Wir haben gesehen, daß Antonius der Ägypter von Einsamkeit zu noch größerer Einsamkeit, von Wüste zu noch öderer Wüste strebte. Ähnliches gilt auch von den Vätern im Wadi Natrun. Jene Mönche, denen der einfache geistige Kampf nicht genügte, machten sich auf in die „innere Wüste“, die sogenannte Wüste Kellia. Um dahin zu gelangen, muß man heute besonderes Glück haben; denn nur Wenige kennen den Weg. Es gibt nicht einmal eine Piste, der man folgen könnte; man ist völlig auf die Ortskenntnis eines erfahrenen Führers angewiesen.

13) Unter der Führung des Wüstenfuchses

Ich hatte das Glück, mich einem „Wüstenfuchs“ aus Alexandrien anvertrauen zu dürfen. Die Fahrt ist schwer zu beschreiben. Etwa bei Kilometer 156 biegt man von der Straße Kairo-Alexandrien gen Südwest ab. Zunächst durchfährt man ebenes Gelände, dann beginnen einige Bodenwellen, ich möchte sie nicht einmal Hügel nennen; aber gerade diese sind sehr heimtückisch. Hier hat der vom Wind verwehte Sand die Möglichkeit, sich abzulagern. Wie oft wir festgefahren sind, habe ich gar nicht gezählt. Mit Schaufeln und Eisenplatten wurde der Wagen immer wieder flott gemacht.

In der Mittagshitze erreichten wir das Ziel. Ein Nichtkenner wäre achtlos daran vorbeigefahren. Auf einer kleinen Bodenwelle lagen Steinhäufen. Wir kletterten hinauf, setzten uns und studieren lange die Umgebung. Allmählich konnte man die Umrisse einer kleinen Kirche mit Anbauten erkennen. Im Umkreis von etlichen hundert Metern fanden sich ebenfalls Baureste, wahrscheinlich die Zellen der einzelnen Eremiten. Man fragt sich unwillkürlich, wie hier überhaupt Menschen leben

können? In der Talmulde wachsen einige Disteln, also dürfte dort eine Quelle sein. Sonst aber ist im Umkreis nichts als tote Wüste, kein Strauch, kein Grashalm, nur Steine und Sand und der ferne Horizont, der ebenfalls nur Sand verspricht.

14) Athleten des geistlichen Kampfes

Die Männer, die sich hier zurückgezogen hatten, waren tatsächlich Athleten des geistlichen Kampfes. Was sie zum kärglichen Lebensunterhalt brauchten – und das war nicht viel – mußte von weither geholt werden. – Ich muß gestehen, daß mich dieser Ort mehr beeindruckt hat als die Sphinx die die Pyramiden bewacht. Doch beides, die Sphinx der Pharaonenzeit und die einsamen Klöster in der Wüste, legen Zeugnis ab vom Lebensgeheimnis Ägyptens, das uns moderne Menschen ein unverständliches Rätsel bleibt....

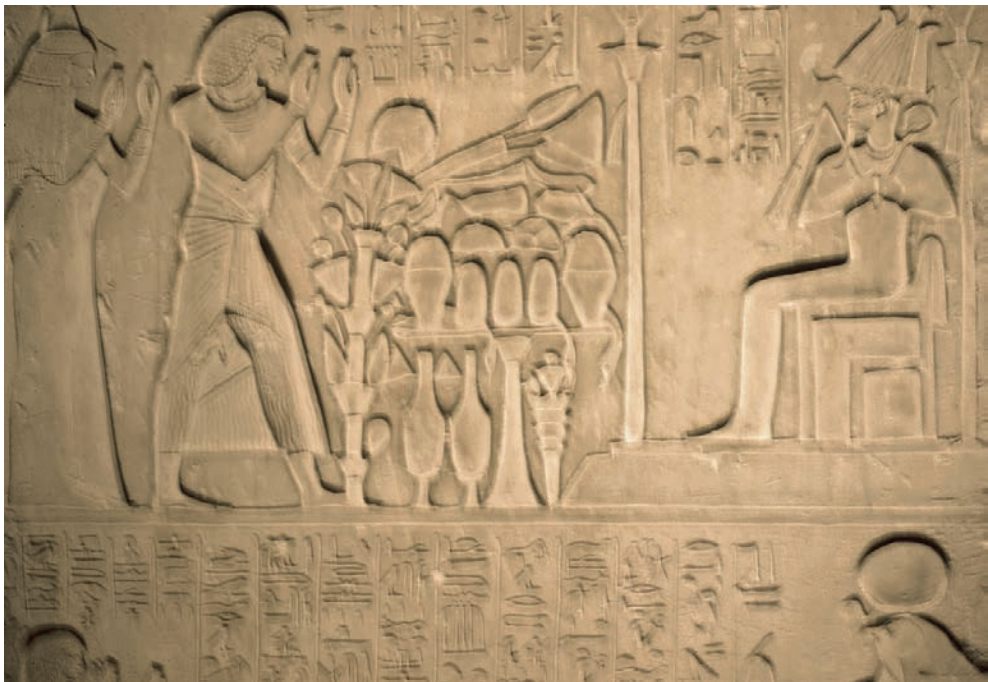
Das Schlußwort geben wir keinem Geringeren als Jakob Burckhardt, dem Historiker:

„Sehen wir aber ab von dem persönlichen Gewinn oder Verlust, den die Wüstenväter durch ihr einsames asketisches Leben davontragen mußten, so bleibt noch eine ungeheure historische Wirkung übrig, die der Geschichtsforscher auf seine eigene Weise würdigen muß. Jene Einsiedler sind es gewesen, die dem ganzen geistlichen Stand der nachfolgenden Jahrhunderte die höhere asketische Lebenshaltung vermittelten. Ohne ihr Vorbild wären die Kirche völlig verweltlicht. Der Mensch in der Zivilisation muß wissen, daß es in der Wüste geistliche Athleten gibt, die bedürfnislos einzig und allein auf Gott zustreben. Unsere Zeit aber vergißt in der Annehmlichkeit der freien geistigen Arbeit und Bewegung gar zu gern, daß sie noch vom Schimmer des Überweltlichen zehrt, den die frühen christlichen Einsiedler über das Mittelalter hinaus bis in unsere Tage ausstrahlen“.

In der Stadt des Sonnenkönigs Echnaton, Radiovortrag ORF (1966)

Einleitung: Mit Ruderboot und Eseln

Wir setzten bei Der-Mawas in Mittelägypten über den Nil. Unser Boot war eine alte Fellukah, in der fünf bis sechs Leute so recht und schlecht Platz fanden. Der Ruderer zeigte mit Stolz, was er zu leisten fähig war. Als wir die Mitte des Stromes erreicht hatten, ließ er die Ruder fahren, stellte sich aufrecht hin und begann aus vollem Hals zu schreien. Meine Mitfahrer erschrakten zunächst. Als ich aber dann übersetzte, daß er chimar, chimar, d.h. „Esel, Esel“ rief, meinte ein Schelm im Boot, ob er damit nicht etwa uns im Boot meine. Am anderen Ufer, das damals zur Zeit des Tiefstandes des Nils einer großen Sandbank glich, wurde es auf den Ruf hin bald lebendig. Aus dem gegenüberliegenden Dorf kamen Männer und Buben mit ihren Eseln uns entgegen. Ich wäre lieber zu Fuß gegangen; doch nachdem wir die Uferböschung erklommen und das Wüstenplateau erreicht hatten, erkannte ich, daß es klüger war, ein Reittier zu nehmen als bei jedem Schritt knöcheltief im Sand zu versinken.



[Abb. 46: Relief: Amenophis IV. Echnaton, 25/47.](#)

Es war früher Vormittag; die Sonne stand noch nicht allzu hoch. Die steil abstürzenden Felswände, die wie eine schützende Mauer das große Halbrund der Ebene

umschließen, lagen noch im Schatten. Am liebsten wäre man schweigend über diese Stätte großer Geschichte dahingeritten; doch mein Eseltreiber, ein aufgeweckter, arabischer Junge im Schulalter, wollte dieses und jenes wissen. Trotzdem – je weiter wir in die Wüste hinaufritten, [desto mehr] wurden die Gestalten vergangener Geschichte vor meinen geistigen Augen immer lebendiger. Im Sand unter unseren Füßen lag ja eine große Stadt begraben, die einst den Namen Achet-Aton, „Horizont der Sonnescheibe“ trug; die Gründung des Ketzerkönigs Echnaton. Die Sonne stieg auch jetzt noch jeden Morgen aus dem Horizont empor; doch keine erhobenen Hände begrüßten sie mehr wie einst. Der von Echnaton eingeführte Sonnenkult hatte zwar nur kurze Lebensdauer, er hat aber trotzdem bis heute nichts von seiner faszinierenden Wirkung verloren.

Als erstes müssen wir einen geschichtlichen Rahmen gewinnen:

Die Bedeutung eines Mannes, seine historische Größe, aber auch seine Schwäche erkennt man erst richtig, wenn man weiß, in welche Zeit er hineingestellt war und welche Aufgaben er zu bewältigen hatte. Schon die Tatsache, daß Echnaton „Ketzerkönig“ genannt wird, beweist, daß er aus der Reihe der anderen ägyptischen Herrscher herausfällt. Wie kam er dazu, eigene Wege zu gehen, eine politische, soziale und vor allem religiöse Revolution heraufzubeschwören! – Für klassische, altägyptische Begriffe war seine Regierung tatsächlich eine Zeit des Umsturzes. Umstürze kommen aber nicht plötzlich; ihre Wurzeln liegen meist weit zurück in der Geschichte. Unter Echnaton brach die ägyptische Herrschaft im Vorderasien völlig zusammen. Wie kam es dazu?

A) Aus dem Kriegstagebuch Thutmosis III.

Will man Echnaton, den Pharao des Zusammenbruches der ägyptischen Weltherrschaft, verstehen, muß man auf Thutmosis III., den Erbauer der ägyptischen Großmacht, zurückblenden. Daher bringen wir Auszüge aus dem Kriegstagebuch des Pharao Thutmosis III. – Ein solches Tagebuch liegt tatsächlich vor, und zwar in die steinernen Wände des Tempels in Karnak-Theben gemeißelt. Im Jahre 1480 v. Chr. starteten die Ägypter einen großangelegten Eroberungsfeldzug nach Palästina und Syrien.

1) Vormarsch nach Palästina

Das Tagebuch hält die Geschehnisse von Tag zu Tag fest. Die erste Eintragung lautet:

„22.Jahr, 4.Wintermonat, 25.Tag: Seine Majestät passiert die Festung Tel auf dem ersten Siegeszug, um die Angreifer der Grenzen Ägyptens in Tapferkeit und Sieg, in Macht und Triumph zu vertreiben. Denn in

jenen Tagen waren die nördlichen Enden der Erde in Aufruhr gegen seine Majestät“.

Die im Bericht genannte Festung Tel ist identisch mit dem heutigen al-Kantara am Suezkanal. Das ägyptische Heer schlug also die einzig mögliche Marschrichtung entlang der Küste ein. Wie beschwerlich der Marsch durch die Wüste war, geht aus der zweiten Eintragung hervor, der zufolge sie erst nach 9 Tagen Gaza erreichten:

„23.Jahr, 1.Sommermonat, 4.Tag: Tag der Königskrönung! Einmarsch in der Stadt mit ägyptischem Namen ‚Die der Herrscher gepackt hat‘, mit dem syrischen Namen Gaza.“

Schon am nächsten Tag marschieren sie weiter:

„23.Jahr, 1.Sommermonat, 5.Tag: Aufbruch von diesem Ort, in Tapferkeit und Sieg, in Macht und Triumph, um jene elende Feinde niederzuwerfen und um die Grenzen Ägyptens zu erweitern, entsprechend dem, was Gott Amon-Re zu ergreifen befohlen hatte“.

2) *Kriegsrat am Karmel*

Ohne weiteren Widerstand drangen die Ägypter bis zum Fuß des Karmelgebirges vor. Hier wurde großer Kriegsrat gehalten. Aus den Tagebucheintragungen erfahren wir, gegen welchen Feind es eigentlich ging. Thutmosis eröffnete die Generalstabsitzung mit folgender Rede:

„Jener elende Feind ist von Kadesch gekommen und in die Festung Megiddo eingezogen. Er ist in diesem Augenblick dort und hat die Fürsten der Fremdländer um sich gesammelt, die einst Ägypten untertan waren. Er, (der Feind) sagt: ‚Ich werde hier in Megiddo warten, um gegen seine Majestät zu kämpfen‘. Sagt mir nun, was euch im Sinne steht!“

Daraus folgt, daß das gesamte Gebiet des heutigen Palästina, Syrien und auch des oberen Irak gegen Ägypten eine einzige Front bildeten. Israel existierte damals als Volk überhaupt noch nicht; es lebte erst das Zeitalter der Patriarchen. Das geeignete Vorderasien wollte also den Vormarsch der Ägypter bei der Festung Megiddo auffangen. Aber einstweilen lag zwischen den Fronten noch der Sperrgürtel des Karmelgebirges mit seinen engen Wadis und schwer passierbaren Pässen. Hierüber beratschlagten die ägyptischen Generale:

„Da sagten sie vor seiner Majestät: Wie verhält es sich mit dem Marschieren auf diesem Weg, der sich allmählich verengt? Man hat doch gemeldet, die Feinde stehen dort draußen und werden immer zahlreicher! Wird nicht Pferd hinter Pferd gehen müssen und ebenso die Soldaten! Wenn nun unsere eigene Vorhut vorn im Kampf steht, wird die

Nachhut es nicht wissen und nicht eingreifen können. Es gibt aber hier noch zwei andere Wege: der eine führt nach Ta'anak, der andere nach Dscheffet, so daß wir nördlich von Megiddo herauskommen. Möge unser siegreicher Herr in der Klugheit seines Herzens auf ihnen ziehen und lasse uns nicht auf dem schwierigen Wege marschieren.“

Die ägyptischen Generale schlugen also dem Pharao die klassische Taktik der Umgehung des Feindes vor. Die Feinde erwarteten den ägyptischen Vormarsch auf der Höhe des Wadi Cara. Doch hier blieb es ruhig, kein Ägypter zeigte sich. Plötzlich tauchten die ägyptischen Heere aber im Norden und Süden von Megiddo auf. Es war ihnen ungestört der Übergang über den Karmel gelungen.

Auf der Paßhöhe angekommen, machten die Offiziere den Vorschlag zu warten, bis auch die Nachhut eingetroffen sei. Wir lesen weiter: „Da sagten sie vor seiner Majestät – Leben, Heil und Gesundheit! -: Siehe, seine Majestät ist mit seinem siegreichen Heer heraufgekommen! Möge unser starker Herr auch an die Nachhut seines Heeres denken! Ist die Nachhut des Heeres heraufgekommen, so wollen wir gegen diese elenden Barbaren kämpfen!“

Thutmosis nahm diesem Vorschlag an. Ohne auf Widerstand zu stoßen, konnte er seine Truppen im Norden und Süden von Megiddo in Stellung bringen. Als die Sonne sich zum Untergang neigte, war die Umgehungsoperation abgeschlossen. Das Lager wurde aufgeschlagen und folgender Befehl an die Truppen erlassen:

„Bereitet euch vor und rüstet eure Waffen; denn am morgigen Tag wird man mit jenen elenden Feinden zusammenstoßen!“

Dann folgen im Kriegstagebuch militärisch knappe Angaben:

„Ruhen im Zelt – Verpflegung der Großen – Austeilung des Proviantes an die Soldaten – Postieren der Wachen – Man sagt ihnen: ‚Standhaft! Standhaft! Wachsam! Wachsam!‘ – Erwachen des Lebens im königlichen Zelt! – Man meldet seiner Majestät: ‚Das Land ist wohlbehalten; die nördliche- und südliche Truppe ist einsatzbereit!‘“

3) *Die Schlacht bei Megiddo*

Dann begann der denkwürdige Tag der ersten Schlacht vom Megiddo, die in der weiteren Geschichte zum Typus der Schlacht einfachhin wurde. Im Buch der Geheimen Offenbarung Johannis wird die Endschlacht zwischen Christ und Antichrist nach Harmagedon, das ist „Der Berg von Megiddo“, verlegt. Wie schildert nun der ägyptische Kriegsbericht den Verlauf der Schlacht? Die Eintragung für den 21. Tag des 1. Sommermonats des Jahres 23 lautet:

„Auszug seiner Majestät auf dem Streitwagen aus Gold, geschmückt mit seinen Kriegswaffen. Der südliche Flügel seines Heeres stand auf dem Hügel von Ken, der nördliche im Nordwesten von Megiddo. Seine Majestät befand sich unter ihnen. Da gewann seine Majestät an der Spitze des Heeres die Oberhand über die elenden Feinde. Sie sahen, wie seine Majestät die Oberhand gewann, und liefen Hals über Kopf, voll von Furcht, in die Festung Megiddo hinein. Ihre Pferde und Streitwagen hatten sie im Stich gelassen, damit man sie mit ihren Gewändern in die Stadt hinaufziehe. Die Einwohner hatten nämlich die Stadttore geschlossen und Stricke herabgelassen, um die Flüchtlinge hinaufzuwinden.

Nun wurden ihre Streitwagen aus Gold und Silber weggenommen und als Beute eingebracht. Ihre Schlachtreihen lagen auseinandergetreten wie Fische in der Rundung des Netzes. Das ganze Heer jubelte und pries Amon wegen des Sieges, den er seinem Sohn, dem Pharao Thutmosis an diesem Tag verliehen hatte.“

Doch mit dem siegreichen Gefecht auf offenem Feld war der Feind noch keineswegs besiegt. Die ägyptischen Soldaten stritten sich um die schier unermessliche Beute aus Gold und Silber und vergaßen beinahe den Sturm auf die Festung selber. Daher der neue Königsbefehl:

„Auf, mein siegreiches Heer, erobert die Stadt! Seht, alle Fremdländer hat der Sonnengott Ra meiner Majestät in die Hand gegeben; befinden sich doch alle aufrührerischen Fürsten in der Stadt. Die Einnahme von Megiddo bedeutet die Einnahme von tausend Städten; drum auf zur Eroberung!“

Aber so leicht war eine mit 10 Meter dicken Mauern umschlossene Stadt doch nicht einzunehmen. Es blieb nur die Möglichkeit, sie auszuhungern. Um jeden Nachschub zu vereiteln, wurde die Stadt mit einem Erdwall umschlossen. Für das Plankenwerk schlug man alle Fruchtbäume in der Umgebung um. Je mehr sich der Umschließungsring der Vollendung näherten, desto größer wurde in der Stadt die Verzweiflung. Eines Tages aber öffneten sich die Tore der Festung, aber keine Krieger stürmten heraus. Wir lesen weiter:

„Nun kamen die Fürsten dieses Fremdlandes heraus, um die Erde wegen der Macht seiner Majestät zu küssen [und] um Atem für ihre Nase zu erbitten“.

Der Pharao nahm die Unterwerfung an. Ungeheure Schätze aus Gold, Silber, Lapislazuli und Malachit wurden dem Sieger zu Füßen gelegt. Dazu der gesamte Bestand an Getreide, Weizen, Rinder und Schafen dem Heer übergeben, das beutebeladen nach Ägypten abzog. Thutmosis war klug genug, die gefangenen Fürsten nicht hin-

richten zu lassen. Er dachte, daß die ägyptischen Eroberungen besser durch neu gewonnene Freunde gesichert wären als durch Waffen. Daher entließ er die Gefangenen in ihre Fürstensitze und hoffte, daß seine Großmut durch Treue vergolten würde.

4) Vorstoß nach Syrien

Aber kaum hatte sich Kana'an und Syrien wieder konsolidiert, mußte Thutmosis nochmals zu den Waffen greifen. Diesmal drang er bis Nordsyrien vor, eroberte die Festung Kadesch am Orontes. Nach dem Fall dieser Festung stand der Weg zum Euphrat offen. Als die Ägypter diesen Fluß sahen, kannte ihr Staunen keine Grenzen. Für ägyptische Begriffe konnte ein Fluß nur von Süden nach Norden fließen wie der Nil. Hier war es umgekehrt; daher nannten sie den Euphrath das „verkehrt fließende Wasser“.

Der Verlauf der Kriegssereignisse wurde wieder genau registriert. Regelmäßige Berichte gingen von der Front an den Haupttempel des Gottes Amun im Theben. Der Kriegsbericht schließt daher:

„Alles, was seine Majestät gegen diese Stadt Megiddo, gegen jenen elenden Feind und sein elendes Heer, unternommen hat, wurde am gleichen Tag mit seinem Namen, mit dem Namen des Heerzuges und mit dem Namen der Obersten der Infanterie aufgeschrieben... Sie sind heutigen Tags auf einer Lederrolle im Tempel des Amon verzeichnet.“

5) Das altägyptische Großreich

Die Lederrolle ist zugrunde gegangen, die Stein-Inschriften aber sind erhalten geblieben. Daher sind wir nach 3.400 Jahren in der Lage, die Ereignisse jener Tage nochmals wachzurufen. Thutmosis hat ein ägyptisches Imperium errichtet, das vom vierten Nilkatarakt bis zum Euphrat reichte und eine Ausdehnung von 3.200 km hatte. Er hat als Erster den heutigen Traum eines vereinigten Ägypten-Palästina-Syrien verwirklicht. Die Schätze der Welt flossen nach Ägypten. Für den Pharao gab es in jenem Jahrhundert keinen nennenswerten Rivalen. Ägypten war das Weltreich und die Großmacht einfachhin. Im besetzten Gebiet Syrien-Palästina wurden ägyptische Garnisonsstädte eingerichtet. Die wichtigste Stadt im Raume Palästina war Beth-schan, südlich des Sees Genesareth. Neben den einheimischen syrischen und kanaanäischen Fürsten waltete ein ägyptischer Hochkommissar, der die Hoheitsrechte des Pharao vertrat und für gewissenhafte Ablieferung der Tributzahlungen zu sorgen hatte. – Fast hundert Jahre Bestand hatte dieses erste ägyptische Großreich. Dann aber brach im Inneren die von Pharao Echnaton angeführte Revolution aus. Von außen zerschlugen die aus dem arabischen Raum vordringenden Bedui-

nen die ägyptischen Bastionen, eine nach der anderen. Am Ende der Regierung des Ketzerpharao Echnaton war auch das asiatische Großreich Ägyptens zu Ende. – Wie konnte es zu dieser Katastrophe kommen? Hier müssen wir uns der umstrittenen Gestalt des Pharao Echnaton zuwenden.

B) Echnaton, der Sonnenkönig

Den Namen Echnaton hatte er erst nach dem Umsturz angenommen. Er hieß ursprünglich wie sein Vater Amenophis (IV). Nur waren Vater und Sohn ganz verschiedene Typen.

6) War Echnaton krank?

Der Historiker John A. Wilson charakterisiert beide wie folgt:

„Der in späten Jahren abgekämpft und desillusioniert wirkende Amenophis III., hatte sich als junger Mann überaus tatkräftig gezeigt; er war ein begeisterter Jäger, ein initiativreicher Bauherr, ein energischer Staatschef. Vom Träumer, Intellektuellen, Fanatiker hatte sich in sein rundliches Gesicht nichts eingegraben.



[Abb. 47: Amarna: Bemalter Fußboden im Palast des Echnaton, 25/44.](#)

Sein Sohn, der anfänglich ebenfalls den Namen Amenophis führte, war schon äußerlich ein ganz anderer Typ. Sein Gesicht war schmal, fast hager, sein Ausdruck trübe, leidend, hochmütig, reserviert; eine nach innen gekehrte, fernen Dingen lauschende Persönlichkeit; schmale Hände, hängende Schultern unverhältnismäßig breite Hüften, ausladender Bauch. Möglicherweise hatte er von Kindheit an an irgendeiner organischen Krankheit gelitten, die ihn hinderte, es seinen robusten Vorgänger an Kraftaufwand und athletischen Leistungen gleich zu machen und ihn zu einem Leben intellektueller Leistungen verurteilte und auf die Gesellschaft von Haremsdamen statt auf die von Jagdkumpanen angewiesen sein ließ.

Physiologen, die sich mit seiner eigenartigen Erscheinung befaßt haben, sind sich über die Natur seines Leidens nicht einig. Immerhin hat er kein ganz kurzes Leben gehabt und siebzehn Jahre regiert. Daß sein Äußeres schon seit früher Jugend ungewöhnlich gewesen sein muß, kann man daraus schließen, daß der zurückgeworfene Kopf, der hängende Unterkiefer, die abfallenden Schultern und der Schmerbauch während seiner Regierungszeit zur allgemeinen künstlerischen Konvention wurden: das Abnorme muß also für ihn das Normale gewesen sein!“

7) *Bruch mit der Tradition*

Diese Charakterisierung scheint nun doch allzu negativ geraten zu sein. Sicher haben schon die alten Ägypter Echnaton als Ketzer verdammt, seinen Namen ausradiert, sein Werk vernichtet. Wäre Echnaton tatsächlich nur der Schwächling und Träumer gewesen, den seine schwächliche Konstitution vermuten läßt, so hätte er nicht Taten gesetzt, die geeignet waren, das politische, soziale und vor allem das religiöse Antlitz des alten Ägypten neu zu gestalten.

Welches Erbe fand er bei seinem Regierungsantritt vor? Das asiatische Imperium existierte noch, aber schon meldeten sich in diesem Raum neue Völker an. Die ägyptischen Positionen in Syrien-Palästina waren aufs Äußerste bedroht. Doch das Reich selbst war nach der langen Friedenszeit von fast einem Jahrhundert handlungsunfähig. Der Kriegsadel war reich geworden, und reich geworden war vor allem die Priesterschaft des Gottes Amon in Theben; und beide, Kriegsadel und Priesterschaft, suchten den Pharao zu kontrollieren. Um diesem innenpolitischen Machtkampf ein Ende zu setzen, entschloß sich Echnaton den von Intrigen erfüllten Boden der alten Hauptstadt Theben aufzugeben und eine neue Hauptstadt zu gründen, um mit neuen Männern und neuen Ideen ein neues Ägypten zu schaffen.

8) *Die Stadt „Horizont der Sonnenscheibe“*

Als Ort für die neue Residenz wählte er das 500 km nördlich am Nil liegende, von Bergen umrahmte Wüstenplateau, das wir mit unseren Eseln durchritten. Unter dem welligen Sand kann man noch die großzügig angelegte, neue Stadt des „Horizontes der Sonnenscheibe“ erkennen. Die Baubeschreibung weiß Folgendes zu berichten:

„Die Stadtgrenzen lagen etwa 13 km auseinander, die Stadtplanung war großräumig, umfassend, auf die Ewigkeit ausgerichtet. Hier sollte das neue politische und religiöse Zentrum entstehen. Hier wurden die königlichen Paläste und der Tempel der Sonnenscheibe erbaut. Dieser Tempel, – wie auch die kleineren Kapellen an verschiedenen Stellen der Stadt – war offen: die Sonnenscheibe in all ihrem Glanz konnte verehrt werden, und der Gegensatz zu den verborgenen und verschlossenen Mysterien der alten Tempel war augenfällig. Die Höflinge und Beamten paßten sich in ihren Residenzen den großen Dimensionen der weiträumigen Gartenstadt an. Der Kontrast zur gedrängten Enge Thebens trat plastisch hervor. Sogar die Arbeiterdörfer wurden in wohlgeordneten Straßen erbaut, mit kleinen, aber adretten und einheitlichen Häusern. Unter dem lebenspendenden Strahlenkranz der Sonnenscheibe sollte die attraktive Stadt naturnahe leben“.

9) *Die schöne Nofretete*

Irgendwann heiratete Echnaton seine grazile Schwester (?) Nofretete, die ihm sechs Töchter gebar. Ihre aufgefundene Büste entzückt jeden Betrachter. Dazu sagt der Kunsthistoriker:

„Die berühmte farbige Büste der Nofretete ist extrem in ihren fliehenden Linien, ihrem gestreckten Hals, ihrem träumerischen Ausdruck. Daneben gibt es konventionellere Darstellungen der Königin, die sie weniger exotisch erscheinen lassen. Doch sollte unsere Vorliebe für die anmutigen und natürlichen Portraits der Nofretete nicht den Blick dafür verbauen, daß solche Kunstwerke mit ihren verblüffenden fliehenden Linien und fließenden Flächen in höchstem Maße unägyptisch waren. Was sich unseren Augen als das „Gute“ an der Amarna-Kunst darbietet, war im Blickfeld der ägyptischen Tradition unbestreitbar abnorm und deswegen „schlecht“.

Damit ist bereits eine Wertung in die Kunstbetrachtung eingeführt, die uns auf das Schlagwort der damaligen Zeit verweist. Alles sollte nach der *ma'at*, der Wahrheit und Wahrhaftigkeit, ausgerichtet sein. Wenn man ein modernes Wort aufgreifen darf, könnte man von Neo-Verismus oder von einem Naturalismus sprechen. Das

Leben sollte dargestellt werden, wie es in Wirklichkeit abläuft. So wurde denn der König ohne Scheu in tiefer Trauer beim Tode seiner Tochter dargestellt; andere Bilder zeigen ihn beim fröhlichen Mahl, wie er an einem Knochen nagt, oder spielend und scherzend mit seinen Kindern.

10) *Ritt zu den Felsengräbern:*

Wenn man sich nach dem Ritt durch die Sandebene die Mühe macht, zu den Felsengräbern hinaufzusteigen, kann man der entschwundenen Zeit neu begegnen. An den Wänden der Felsenkammer ist das Leben am Hofe Echnatons verewigt worden. Die ägyptische Fremdenverkehrsverwaltung hat sogar einen Generator aufgestellt, so daß die Bilder der wichtigsten Gräber bei guter Beleuchtung betrachtet werden können. Für die anderen Bilder ist es geraten, eine Taschenlampe mitzubringen. Ein unbeschwertes, fast zu schönes Leben wird an dieser Stätte des Todes dargestellt. Es gibt kein Grab, in dem nicht die strahlende Sonnenscheibe abgebildet wäre. Im Grab des Eje findet sich der berühmte Sonnenhymnus, der die Reformideen Echnatons am besten zum Ausdruck bringt.

11) *Der Sonnengesang Echnatons*

Dieser Sonnengesang ist so schlicht, daß es keine Ägyptologie braucht, ihn zu verstehen. Was jeder Mensch Tag für Tag erlebt, ist hier zum religiösen Lied geworden. Des Menschen Leben ist ohne Sonne nicht zu denken; Echnaton begrüßt ihr Aufgehen mit erhobenen Händen:

„Strahlend steigst du empor am Lichtberg des Himmels
du lebende Sonne, die zuerst gelebt!
Erscheinst du im östlichen Lichtberg,
so erfüllst du mit Schönheit alle Länder.
Du bist schön, du bist groß!
Du funkelt hoch über der Erde,
Deine Strahlen umarmen die Lande.
Du bist fern, doch deine Strahlen sind nah auf der Erde;
Du bist im Antlitz des Menschen, doch keiner sieht deinen Weg.“

Wie mit dem Aufgang der Sonne das Leben sich regt, so kehrt mit ihrem Weggang der Tod ein:

„Gehst du unter im westlichen Lichtberg,
so wird die Erde finster und tot.
Die Menschen ruhen in ihren Gemächern;
ihr Haupt ist verhüllt; kein Auge sieht mehr das andere.
Würden all ihre Sachen geraubt, die unter dem Kissen liegen,

sie würden nichts merken und sehen.
 Dann kommt aus seinem Versteck der Löwe.
 Das Gewürm beißt und auch die Schlange.
 Die Erde liegt tief im Schweigen,
 weil der Schöpfer in seinem Lichtberg zur Ruhe gegangen.“

Mit dem Erscheinen der Sonne beginnt das Leben auf der Erde von Neuem. Der Sänger Echnaton hat ein offenes Auge für alles, was sich da regt:

„Die Finsternis flieht, wenn deine Strahlen erscheinen,
 Es freuen sich die Länder Ägyptens.
 Die Menschen stehen auf, waschen sich, ziehen an ihre Kleider;
 ihre Arme lobpreisen dich, weil du erschienenen.
 Die ganze Welt geht nun an die Arbeit.
 Die Schiffe fahren stromauf, stromab.
 Jeder Weg ist offen, weil du erschienen!“

Doch nicht bloß der Mensch, auch das Getier beginnt sich mit der aufgehenden Sonne zu regen. Im Palaste Echnatons wurde ein Gemälde freigelegt mit entzückenden Darstellungen von Pflanzen und Vögeln. Was dort in Farbe gebannt ist, wird hier in Worten besungen:

„Alles Vieh ist zufrieden mit seinen Kräutern;
 es grünen Bäume und Gräser.
 Die Vögel flattern fort aus den Nestern,
 ihre Flügel lobpreisen dich.
 Alles Wild springt behände dahin.
 Die Vögel, alles was flattert, -
 sie leben, weil Du erschienen!“

Staunend steht Echnaton insbesondere vor dem Geheimnis des werdenden Lebens:

„Du läßt reifen die Frucht in den Frauen;
 Du erschaffst in den Männern den Samen.
 Du erhältst das Kind im Leibe der Mutter;
 du beruhigst es, so daß es nicht weint.
 Du gibst den Atem, um jedes Geschöpf zu beleben!
 Wenn es aus dem Mutterleib kommt, um zu atmen,
 so öffnest du seinen Mund zum Sprechen
 und gibst ihm alles, wessen es bedarf.

 Das Junge im Ei spricht schon in der Schale;
 Du gibst ihm dort drinnen Luft, daß es lebe.
 Du hast im Ei eine Zeit bestimmt, bis es die Schale durchbricht.
 Es kommt aus dem Ei und läuft schon dahin auf den Füßen.“

Vom Wunder der Kleinwelt wendet der königliche Sänger nun seinen Blick auf Länder und Völker. Auch in ihnen findet er die Spuren und das Walten des Sonnengottes:

„Wie zahlreich sind deine Werke,
 Du einziger Gott, außer dem es keinen anderen gibt!
 Du hast die Erde nach deinem Herzen erschaffen, du ganz allein!
 Mit Menschen, Herden und allen Tieren;
 alles was auf Erden geht mit den Füßen;
 alles was in der Höhe fliegt mit den Flügeln;
 die Bergländer Syrien, Nubien, das Flachland Ägypten
 du hast jedes an seinen Ort gesetzt!
 Die Zungen der Menschen sind verschieden in ihren Sprachen
 und ebenso ihre Gestalten!
 Auch ihre Hautfarbe ist verschieden.
 Du aber hast sie alle gemacht!
 Ja Millionen von Gestalten hast du gemacht aus dir allein:
 Städte, Dörfer, Äcker, Wege und auch den großen Strom.
 Die Erde ist in deiner Hand wie auch die Menschen.
 Gehst du auf, so leben sie alle;
 gehst du unter, so sterben sie.
 Du selbst bist die Lebenszeit und man lebt nur in dir.“

Doch dieses allumfassende Gottesgeheimnis ist nur dem König Echnaton bewußt, der als Sohn des Sonnengottes bezeichnet wird:

„Kein anderer kennt dich als dein Sohn Echnaton;
 du hast ihn eingeweiht in deine Pläne, in deine Kraft.“

Die Schönheit und religiöse Kraft dieses Liedes hat lange nach Echnatons Tod noch weitergewirkt. Der biblische Sänger hat es für wert gefunden, es nachzudichten, ja teilweise wörtlich in seinem Psalm 103 (104) aufzunehmen.

12) *Unduldsamer Monotheismus*

In diesem Sonnengesang kommt die Leitidee der Reform Echnatons am besten zum Ausdruck. Die alten Ägypter verehrten die Gottheit in verschiedenen Tier- und Menschengestalten. Echnaton verwirft all diese Darstellungen und wählt für seinen Gott das abstrakte Bild der Sonnenscheibe, von der nach allen Richtungen Strahlen ausgehen, die dort, wo sie auf den Menschen treffen, in kleine Hände übergehen, die ein Henkelkreuz – die Lebens-Hieroglyphe – halten. Denn alles Leben kommt von der Sonne, die Bild des unsichtbaren Gottes ist. Manche Ägyptologen bezeichnen Echnatons Sonnenkult als solaren Monotheismus, als Sonnen-Eingott-

glauben; andere bezweifeln dies. Die Sonne wurde schon lange vor Echnaton bereits im Alten Reich verehrt; trotzdem darf man sagen, daß Echnaton einen neuen Weg eingeschlagen hat. So friedlich der Sonnengesang klingt, so stürmisch und unduldsam waren die Zeiten. Der Name des bisher am meisten verehrten Staatsgottes Amun wurde auf Inschriften und Säulen getilgt. Echnaton selbst hatte ja von Geburt Amen-ophis, „der Gott Amon bringt Heil“, geheißen, jedoch diesen verhaßten Namen geändert in Achet-en Aton, „der dem Aton dient“.

Hand in Hand mit diesem religiösen Umbruch ging auch der politische. Die bis dahin herrschende Adels- und Priesterschicht wurde entmachtet; eine neue Garde war an die Macht gekommen. Nach dem Sturz Echnatons dachte man dann mit Grauen an diese „neue Zeit“ zurück. „Die Tempel der Götter und Göttinnen waren in Stücke zerfallen. Ihre Schreine waren verlassen und von Unkraut überwuchert. Im Land ging alles drunter und drüber. Die Götter hatten dem Lande den Rücken gekehrt!“

C) Der religiöse und politische Zusammenbruch

Die Revolution Echnatons stieß also auf großen Widerstand, den er aber [in] seinen ersten Regierungsjahren mit Gewalt brach. In seinem 12. Jahr kam hoher Staatsbesuch in die Sonnenstadt. Die Königinmutter Teje, die auch nach der Gründung der neuen Hauptstadt in Theben zurückgeblieben war, besuchte mit großem Gefolge ihre Kinder. Sie kam nicht bloß, um nachzusehen, wie es ihren Kindern und Enkelinnen ginge; es scheint, daß sie ihren ganzen Einfluß aufgeboten hat, um Echnaton zum Einlenken zu bewegen. Von diesem Moment an schlug der Reformator tatsächlich einen milderen Kurs ein. Es hat den Anschein, daß seine Gemahlin Nofretete diesen Kurswechsel bezahlen mußte. Wahrscheinlich wollte man ihren zu großen Einfluß ausschalten. Echnaton verstieß sie als Frau und Königin und wies ihr in der Nordstadt einen Palast als weiteren Aufenthaltsort an.

13) Alarmmeldung aus Palästina und Syrien

Aber es gab nicht nur innenpolitische Schwierigkeiten. Aus den asiatischen Provinzen traf eine Alarmmeldung nach der anderen ein. Über die Vorgänge aus Palästina und Syrien sind wir aufs Beste informiert. Bei den Ausgrabungsarbeiten fand man im Palast das zum größten Teil unversehrte Reichsarchiv; darunter zahlreiche SOS-Rufe aus Palästina und Syrien. Was war inzwischen in der ägyptischen Nordprovinz geschehen? Von der großen Politik unbeachtet, hatten sich im Raum der syrisch-arabischen Wüste die Chapiru-Beduinen gesammelt, die nun versuchten, friedlich oder mit Waffengewalt ins Fruchtländchen einzudringen. Das Wort Chapiru (Apiru) wird von den Altorientalisten mit dem uns bekannten „Hebräer“ gleich-

gesetzt. Dabei ist aber zu beachten, daß die Chapiru-Hebräer nicht identisch sind mit den „Söhnen Israels“. Diese sind nur ein Teilstamm der großen hebräischen Volksgruppe. Während der Regierungszeit Echnatons fand auf der ganzen Linie von Nordsyrien bis hinunter nach Palästina die „hebräische Landnahme“ statt. Manche Städte leisteten längeren Widerstand, andere zogen es vor, die Eindringlinge aufzunehmen. So fiel auch die Stadt Jericho in die Hände der Hebräer; damit stand der Weg nach Jerusalem offen.

14) Briefe aus Jerusalem

In Jerusalem herrschte damals König Puti-Chepa, ein treuer Anhänger des Pharao. Die fünf Briefe, die er an Echnaton schrieb, zeugen von der beängstigenden Spannung und Gefährdung in jenen Tagen. Sein erster Brief im Jahre 1360 v. Chr. – nicht direkt an den König, sondern an den Staatssekretär, der die Schreiben dem König vorzutragen hatte – gerichtet, lautet:

„Sprich zum König, meinem Herrn folgendermaßen: Dein Diener Puti-Chepa sagt: zu Füßen meines Herrn werfe ich mich siebenmal und siebenmal siebenmal nieder.“

Nach diesen Huldigungsworten folgt der eigentliche Grund des Schreibens. Man wirft dem König von Jerusalem vor, daß auch er von Ägypten abgefallen sei. Dagegen verwahrt er sich:

„Man verleumdet mich beim König, meinem Herrn: Puti-Chepa sei abtrünnig geworden vom König seinem Herrn. Doch siehe, weder mein Vater noch meine Mutter haben mich in dieser Stadt zum König eingesetzt; der mächtige Arm meines Königs hat mich in diesem Gebiet eingesetzt. Warum sollte ich also eine Sünde begehen und vom Herrn, meinem König abfallen?“

Dann klärt er den Pharao über die tatsächliche Lage in Palästina auf. Nicht er ist abtrünnig geworden, sondern die anderen Stadtfürsten, die dem Druck der landnehmenden Hebräer nachgegeben hatten.

„Solange mein Herr der König lebt, sage ich dem Statthalter: Warum begünstigt ihr die Chapiru? Warum benachteiligt ihr die Stadtfürsten? Deshalb verleumdet man mich beim König, meinem Herrn, weil ich immer wieder sage: Es verkommen die Länder meines Königs, die Länder meines Königs verkommen!“

Neben dem einheimischen König von Jerusalem fungierte also noch der ägyptische Hochkommissar. Aber beide konnten beim Zusammenbruch der ägyptischen Macht in Palästina nichts anderes als Notrufe an den Hof in die Sonnenstadt schrei-

ben und Truppen anfordern. Wie bedrohlich die Lage schon war, folgt aus dem weiteren Text:

„Der König möge für sein Land sorgen, der König möge doch für sein Land sorgen! Abtrünnig geworden sind die Länder des Königs alleamt. Wenn ich auch hinziehen wollte, die Augen des Königs, meines Herrn zu schauen, es ist unmöglich. Die Feindschaft ist mächtig gegen mich und ich vermag nicht hinzuziehen zum König, meinem Herrn“.

Das heißt, daß die Verbindung zwischen Jerusalem und Ägypten bereits unterbrochen war und von den Hebräern kontrolliert wurde. Es gäbe nur eine Rettung: Ein starkes ägyptisches Hilfskorps zum Entsatz der bedrängten, noch zu Ägypten haltenden Stadtfürsten. Daher die Anforderung von Truppen:

„Es möge dem König, meinem Herrn, gefallen, Truppen zu schicken, damit ich hinziehen kann, die Augen meines Königs zu schauen. Es mögen doch Krieger herkommen; sonst verbleiben keine Länder dem König, meinem Herrn. Die Chapiru verwüsten alle Länder des Königs. Und wenn keine Truppen kommen, verkommen die Länder des Königs, meines Herrn!“

Mit verzweifelter Eindringlichkeit alarmiert Puti-Chepa den ägyptischen Hof. Daher nochmals:

„Solange der König, mein Herr, lebt, wenn ein ägyptischer Kommissar herkommt, sage ich: Es verkommen die Länder des Königs!“

Der Brief hat noch ein Nachwort. Hier wendet sich Puti-Chepa persönlich an den Staatssekretär, er solle den Brief so eindringlich wie möglich vorlesen und den Hauptpunkt unerbittlich betonen:

„An den Sekretär des Königs, meines Herrn: Puti-Chepa, dein Diener: Trage meine Worte dem König richtig vor: ‚Es verkommen die Länder des Königs! Die ganzen Länder des Königs verkommen!‘,“

15) Wiederherstellung der alten Ordnung

Diese SOS-Briefe trafen in der Sonnenstadt ein; sie wurden vorgelesen – und ins Archiv gelegt, wo sie die Ausgräber wieder entdeckten. Wegen der innenpolitischen Schwierigkeiten war Echnaton unfähig, Truppen an die syrisch-palästinische Grenze zu schicken, so daß die ägyptische Oberherrschaft in Vorderasien vollständig zusammenbrach.

Nach dem Tode Echnatons brach auch in Ägypten sein Werk vollständig zusammen. Der neue Herrscher Tut-anch-Amun verlegte unter dem Druck der Amunpriester-

schaft und des Militärs die Regierung wieder nach Theben. Die Sonnenstadt wurde nicht bloß verlassen, sondern systematisch zerstört: Die kaum vollendeten Tempel niedergerissen, der Name der Sonnenscheibe Aton auf allen Denkmälern getilgt. Das Gedächtnis des Ketzer-Pharao sollte endgültig gelöscht sein. Es dauerte ein halbes Jahrhundert, bis Ägypten sich wieder erholt hatte. Unter dem Soldatenkaiser Ramses II. wurden die verlorengegangenen Gebiete der Nordprovinz dem ägyptischen Großreich wieder unterworfen.

Somit gewinnen wir zum Abschluß von Echnaton den Eindruck, daß er in religiösen Belangen ein großer, geradezu bahnbrechender Idealist war, in praktischen politischen Fragen aber vollständig versagte.

Wohl muß man die Frage stellen, ob ein Anderer unter den schweren weltpolitischen Umständen fähig gewesen wäre, das ägyptische Imperium in Vorderasien zu behaupten. Es liegt eine tiefe Tragik über dem Leben und dem Werk dieses Mannes.

16) *Der Sonnengesang und Psalm 103*²

Über der von Echnaton gebauten Sonnenstadt liegt wie ein Leichentuch tiefer Wüstensand. Die Gräber in den Felsen sind leer; nur die Felszeichnungen künden noch den Glauben an die lebenspendende Kraft des Sonnengottes. Somit ist Echnatons Sonnengesang das kostbarste Kleinod, das uns aus jenen sturmbewegten Tagen geblieben ist. Und wer Psalm 103 liest oder betet, spürt die Kontinuität; gilt dieser Psalm doch als Nachdichtung von Echnatons Sonnengesang. Daher schließen wir diese Ausführung über den ägyptischen Sonnenkult mit dem biblischen Sonnengesang:

„Preise, meine Seele, den Herrn!
 Herr, mein Gott, wie bist du so groß!
 Mit Hoheit und Glanz umkleidet
 gleich einem Mantel umflossen von Licht!
 Du spanntest den Himmel wie einen Baldachin aus,
 Über den Wolken erbauest du deine Gemächer.
 Die Wolken sind dein Wagen,
 auf den Flügeln des Windes eilst du dahin.

 Du befahst den Quellen, die in den Bergen entspringen,
 hinab in die Bäche zu rinnen.
 Sie tranken alles Getier auf dem Feld,
 dem Wildesel löschen sie den Durst.

2 Claus Schedl zählt die Psalmen nach der griechischen Zählweise; in der hebräischen (üblichen) ist dies Psalm 104 (Anm. d. Hg.).

Dort wohnen die Vögel des Himmels,
durch die Zweige lassen ihr Lied sie erschallen.

Machst du dann finster und beginnet die Nacht,
da regt sich des Waldes Getier.

Die Jungen der Löwen brüllen nach Beute
und erbitten sich Speise von Gott.

Wenn die Sonne aufgeht, verschwinden sie alle,
dann geht der Mensch an sein Werk, an seine Arbeit bis Abend.

Wie zahlreich sind deine Werke, o Herr!,
Du hast sie alle in Weisheit geschaffen!
Drum will ich singen dem Herrn so lange ich lebe,
will spielen meinem Gott, solange ich bin.
Möge mein Lied ihm gefallen!“ (Ps 104)

Die Tanzenden Derwische: Radiovortrag, ORF 2. IV. 1965

Einleitung: Mit Ruderboot und Eseln

Im vergangenen Herbst (1964) verschlug es mich wieder auf etliche Wochen in die Türkei, wo ich vor allem in der Stadt KONIA den Spuren der tanzenden Derwische nachging. Will man eine Bewegung richtig verstehen, muß man sie in die Zeit ihrer Entstehung hineinstellen. Kein Ereignis steht für sich allein, jedes ist mit tausend Fäden an seine Umwelt gebunden. Dies gilt auch für die „Tanzenden Derwische“, einem islamischen Orden, der im Hoch-Mittelalter am Kulminationspunkt der arabischen Kultur in KONIA entstand, im osmanischen Reich ungeahnten Einfluß erlangte und bis ins 20. Jahrhundert weiterwirkte, bis er schließlich von Ata Türk, dem „Vater der Neutürken“ im Jahre 1925 aufgelöst wurde.

A) Das islamische Spanien

1) *Die Alhambra*

Wir beginnen unseren Rundgang in Spanien. Es gehörte lange zum islamischen Kulturraum. Das herrlichste Baudenkmal, Zeuge des damaligen Kunstschaffens, ist die AL HAMBRA, die „rote Moschee“ von Cordoba. Der Kunsthistoriker berichtet:

„Zu den großen Erinnerungen arabischer Hochkultur in Spanien gehört die vom Kalifen Abd ar-Rachman begonnene Moschee in Cordoba. Heute ist eine Kirche hineingebaut, die den ursprünglichen Eindruck verringert, im Wesentlichen aber ungetrübt erhalten hat. Wie muß der Raum gewirkt haben mit seinen 1400 Säulen, zwischen deren Hufeisenbogen 4700 Silberlampen von der reich geschnitzten Zederndecke herabhingen, um neunzehn Langschiffe, durchschnitten von dreiunddreißig Querschiffen, in ihr Licht zu tauchen! Abd-er-Rachmans Sohn Hischam vollendete den Bau des Vaters und fügte das Minarett hinzu“ (HUNKE 295).

Die Herrschaft der Omajjaden in Spanien war trotz aller politischer Wirren nicht bloß eine Zeit der äußeren Machtentfaltung; die Kalifen förderten auch Wissenschaft und Kunst. Damals hatten die arabischen Länder auf dem Gebiet der Wissenschaft gegenüber dem christlichen Abendland das Übergewicht. Um weise zu werden, mußte man bei den Arabern in die Schule gehen. Im Hoch-Mittelalter war das Verhältnis umgekehrt als heute: Europa galt damals in vielen Belangen als Entwicklungsgebiet.

2) *Der arabische Minnesang (Ibn Hasm)*

Aus der Zeit des ritterlichen Mittelalters ist unter anderem der Minnesang bekannt. Auch hierin haben die Dichter ihre besten Anregungen vom arabischen Minnesang erhalten. – Um ein Gesamtbild der Zeit zu gewinnen, müssen wir auch diesen Aspekt einbeziehen. Etwa um die Zeit, da die Alhambra gebaut wurde, lebte in Spanien der Dichter IBN HASM. Sein voller, klingender arabischer Name lautet: ABU MOHAMMAD IBN ALI IBN SA'ID IBN HASM. Er war Philosoph, Theologe, Naturwissenschaftler; doch seine diesbezüglichen Werke sind der Vergessenheit anheimgefallen. Einen Welterfolg über Jahrhunderte hinaus errang aber sein Minnesang, den er in dem Buch „HALSBAND DER TAUBE; über die Liebe und die Liebenden“ angestimmt hatte. Die deutsche Übersetzung von Max Weisweiler hat 38 Auflagen erlebt. Von den 400 Büchern auf 80.000 Blättern geschrieben, ist das „Halsband“ das köstlichste. Es spricht von Minnen und Meiden, von Worten, Augen und Briefen, von Freund und Feind und Tadler, von Untreue, Trennung und Leid, von Tod, Sünde und Ewigkeit. Theoretische Abhandlung, beispielhafte Erzählung und Gedicht bilden eine köstliche Dreiheit. Wir greifen wahllos irgendein Beispiel heraus:

„Die Liebe ist – Allah schenke ihr Ruhm! – eine unheilbare Krankheit, deren Besserung von der Behandlung abhängt. Sie ist ein angenehm empfundenes Leiden und eine ersehnte Krankheit. Wer von ihr frei ist, mag die Gesundheit nicht, und wer daran leidet, verlangt nicht nach Genesung. Die Liebe läßt dem Manne schön erscheinen, was er vorher verachtete, und leicht, was ihm zuerst als schwierig vorkam. Ja, sie kann sogar die angeborenen Wesenszüge vorteilhaft umwandeln. Doch alles dies wird, so Allah es will, in betreffenden Kapiteln noch ausführlich dargestellt. Höret vorher diese Erzählung:

„Ich habe einen Jüngling gekannt, dem die Leidenschaft böß zusetzte, der ganz und gar in die Schlingen der Liebe verstrickt war. Das Siechtum hatte ihn ganz entkräftet. Sein Herz suchte keine Erleichterung dadurch, daß er Allah, den Mächtigen und Erhabenen, um Erlösung aus der Not gebeten hätte. Trotz seiner schweren Prüfung und dauernden Sorge galt sein Gebet vielmehr nur der Erringung des geliebten Wesens. – Was soll man von einem Kranken halten, der nicht den Wunsch hegt, von seinem Leiden befreit zu werden? – Als ich eines Tages mit ihm beisammensaß, sah ich mit Bedauern, wie er den Kopf hängen ließ, in welch üblem Zustand er war, und wie er seinen Blick zu Boden senkte. Darum sagte ich zu ihm: „Möge Allah dich von deinem Kummer befreien!“ – Doch da wurde er gar unwillig! Und mir kam die Erkenntnis, die ich in folgendem Gedicht faßte:

Mein Leid um dich, der Hoffnung Ziel,
 erscheint gar köstlich mir.
 Bis meine Tage enden, kehre
 ich nimmer mich von dir.
 Wenn man mir sagt: ‚Vergessen wirst
 Du bald der Liebe sein‘,
 So spreche ich als Antwort nur
 Das eine Wörtchen ‚Nein!‘.“

3) Cordoba, die größte Stadt Europas

So und noch viel erschütternder sang der Andalusier Ibn Hasm. Die Perle Andalusiens aber war CORDOBA. Weit an den grünen Ufern des Guadalquivir, d. i. des „Großen Stromes“, breitete sich die damals größte Stadt Europas [aus]. Außer den Wohnungen der Wesire und Beamten besaß Cordoba 113.000 Wohnhäuser, 600 Moscheen, 300 Bäder, 50 Krankenhäuser, 80 öffentliche Schulen, 17 höhere Lehranstalten und Hochschulen – im 9. Jahrhundert mit 4000 Studenten der islamischen Theologie! – und 20 öffentliche Bibliotheken, die Tausende von Büchern enthielten. Dies alles zu einer Zeit, da keine einzige Stadt Europas, außer Konstantinopel, mehr als 30.000 Einwohner zählte. – Dies alles muß gesagt sein, um daran zu erinnern, daß damals der islamische Süden die geistige und kulturelle Führung an sich gerissen hatte. Vom spanischen Westen her begann der Arabismus ganz Europa zu überziehen, das einstweilen noch scheu bewundernd, teils voller Argwohn, aber jedenfalls passiv zusah, bis dann endlich das germanisch-christliche Abendland reif war, diesem geistigen Riesen auf gleicher Ebene zu begegnen.

4) Aufbruch der Wissenschaft (Ibn Roschd)

Doch bevor wir von Andalusien Abschied nehmen, müssen wir noch eines großen Philosophen und Arztes gedenken, dessen Ideen die damalige Welt bis in die Grundfesten aufwühlten. Die Lateiner nannten ihn AVERROES, sein arabischer Name lautete IBN ROSCHD. Dieser Philosoph aus Cordoba schwor auf seinen ARISTOTELES: Alles sei in ihm enthalten! Mit Ibn Roschd erwacht die alte griechische Philosophie zu neuem Leben und pochte an die Grundfesten des Islam und auch des Christentums. Ob man wollte oder nicht, man mußte sich damit auseinandersetzen. Die Philosophiegeschichte faßt seine Ideen folgendermaßen zusammen:

Dieser moderne Araber ging mit seiner Kühnheit weit über das griechische Idol hinaus. Die Schöpfung aus dem Nichts sei nur ein Mythos! Die Welt ist in Wahrheit ein ewiges Werden, fortwährende Schöpfung Gottes; Er selbst die Gesetzmäßigkeit, die Ordnung, der Geist des Uni-

versums. Dieser göttliche Geist leuchtet, Erkenntnis schaffend, in die menschliche Seele hinein. Averoes lehrte die doppelte Wahrheit, die des Wissens und die des Glaubens. Es hieß, daß er die Unsterblichkeit der Seele leugnete. Das mußte aber einer gesagt haben, der ihn nicht gelesen hat. Er macht nur diffizile Unterscheidungen. Der aktive Teil der Seele sei wie die Sonne, die alle Gegenstände durchleuchtet und dennoch überall und immer dieselbe bleibt. Mit ihm haben wir Teil an Gott, er ist unsterblich und ewig wie die ewig werdende Welt.

B) Brückenkopf Sizilien

5) Friedrich II., Kaiser zwischen zwei Welten

Die Wirkung dieser Ideen wäre auf den arabischsprachigen Raum beschränkt geblieben, hätte es nicht einen Friedrich II., den Stauferkaiser mit seiner Residenz in Sizilien gegeben. – Wenn wir Sizilien sagen, denkt heute der Norditaliener beschämt an die rückständige Südprovinz, in der die Mafia ihr Unwesen treibt. Im hohen Mittelalter aber war Sizilien der Brückenkopf zu Europa, der vorgeschobene Posten arabischer Zivilisation und Geistigkeit, das Traumland der deutschen Kaiser. Der Hof [von] Friedrich II. wurde zum Umschlagplatz des Geistes. Ein gutes Geschick fügte es, daß der Schotte Michael Skotus, der bei den Arabern in Spanien studiert hatte, an diesen Hof kam. Er übersetzte die arabischen Philosophen ins Lateinische. Kaiser Friedrich sandte Abschriften davon an die europäischen Universitäten, vor allem an die bedeutendste in Paris. Damit wurde Sizilien zum Einfalls- tor der arabischen Philosophie. Den Kaiser verband innige Freundschaft mit dem gelehrten Schotten, der selbst bezeugt:

„Mich, Michael Skotus, seinen getreuesten Astrologen, hat er zu sich gerufen und mir in tiefer Heimlichkeit, nachdem er lange nachgedacht hatte, folgende Fragen vorgelegt über die Grundlagen der Erde und ihre Wunderbarkeiten. Er wollte wissen, wieviel Himmel es gibt? Nüchtern und leidenschaftslos stellte er die Fragen: Sag uns weiter das Maß dieses Erdkörpers, die Dicke und Länge, und wie weit es ist von der Erde bis zum höchsten Himmel und von der Erde hinab in die Tiefe. Und wie es ist mit der Unsterblichkeit der Seele, der Ewigkeit Gottes und der Zeitlichkeit der Welt?“.

Aus dieser privaten Notiz können wir den suchenden Verstand des Kaisers herausspüren, der unermüdlich um die Erklärungen der Welträtsel gerungen hat.

6) *Wissenschaftliche Deputation nach Mossul*

Da damals die arabische Wissenschaft der europäischen weit voraus war, entsandte der Kaiser wissenschaftliche Deputationen mit Schreiben an die verschiedenen arabischen Höfe. Unter anderen ist ein arabischer Bericht über den Besuch einer Delegation des „hochgebildeten und grundgescheiten Imberure der Franken, des Kaisers der Franken“ in Mossul erhalten, wo der Mathematiker und Astronom IBN JUNIS dozierte. Wir lesen:

„Zu Badr ab-Din Lulu, dem Statthalter von Mossul, kam ein Gesandter des Frankenkönigs Imberu [imperator=Kaiser], der sehr bewandert in der Wissenschaft war, mit Problemen aus der Wissenschaft der Gestirne und anderen Gebieten, mit dem Wunsch, daß Scheich Ibn Junis sie lösen möge. – (Scheich bezeichnet nicht bloß den Häuptling eines Beduinenstammes, sondern ist auch Titel der Gelehrten, etwa Professor im modernen Sinn). – Da ließ der Herrscher von Mossul Ibn Junis verständigen und ihm sagen, er möge in seiner Kleidung und Haltung den Anstand wahren; dies deshalb, weil er von Ibn Junis wußte, daß er stets abgetragene Kleider zu tragen pflegte und sich um die Dinge der Welt überhaupt nicht kümmerte.“

Der Berichterstatter erzählt weiter:

„Ich war gerade bei ihm, als ihm gemeldet wurde, der Gesandte der Franken nähere sich der Schule. Da schickte er ihm einen Rechtsgelehrten zur Begrüßung entgegen. Und als der Gesandte eintrat und auf Ibn Junis zuing, da war der Boden mit den schönsten und kostbarsten griechischen Teppichen bedeckt und eine Menge Sklaven standen um ihn. Der Scheich schrieb dann die Antworten auf und erledigte die Fragen der Reihe nach. – Als der Gesandte weggegangen war, verschwand vor unseren Augen wieder alles, was wir gesehen, und ich sprach zum Scheich: „O Herr! Wie wunderbar war alles, was wir soeben an Glanz und Pomp gesehen haben!“ – Da lächelte er und sprach: „O Freund, es ging ja um die Wissenschaft!“

7) *Kompromiß in Palästina*

In diesem entscheidenden Jahrhundert des Hochmittelalters ging es tatsächlich um die Wissenschaft. Und zwar rüstete sich die arabisch geprägte Philosophie zum Großangriff auf die Festung des christlichen Abendlandes. Die Kreuzzüge waren durch die Heerscharen des Islams zurückgeschlagen worden und allmählich im Sande verlaufen. Friedrich II. gelang noch ein vorteilhafter Kompromiß. Nicht mit Waffengewalt, sondern auf diplomatischem Wege erreichte er, daß den Christen der

Zugang zu den heiligen Stätten, vor allem zur heiligen Stadt Jerusalem, freigegeben wurde. Als seinen Gesandten in Jerusalem bestellte er Thomas von Aquin, Graf von Acerra.

C) „Der stumme Ochse“ (Thomas von Aquin)

8) *Im arabisch-christlichen Milieu*

Damit ist ein Name gefallen, der aufhorchen läßt. Es handelt sich um den Großonkel des späteren Theologen und Heiligen Thomas von Aquin, den Chesterton zwar den „stummen Ochsen“ nennt, den aber die ganze Welt hörte. Baumeister dieser Zeit haben die gotischen Dome mit ihrer steinernen Schönheit erbaut, der Aquinate aber baute den geistigen Dom der wissenschaftlichen Theologie, der auch in unsere Zeit hineinragt. Thomas gilt als der größte Theologe des Mittelalters; er wurde dies nicht ohne die Araber. Denn die arabische Tradition gehörte sozusagen schon zum Familienerbe. Der Großonkel war Exponent des Christentums in Jerusalem; der Onkel Jakob wurde als Edelknabe am Hofe Friedrichs II. erzogen und heiratete später die Kaisertochter Margarethe. Nach arabischem Vorbild dichtete er Minnelieder. Für Thomas und seinen Bruder Reinald, der ebenfalls in die Fußstapfen der arabischen Sänger trat, wäre ein ähnlicher Bildungsweg vorgesehen gewesen. Thomas sollte modern, das hieß damals nach arabischem Vorbild, ausgebildet werden! Am Hofe Friedrichs war dazu reiche Gelegenheit. Doch Thomas entschied sich für die geistliche Laufbahn und wurde BETTELMÖNCH!

9) *Der wütende Riese*

Nun ist zum ersten Mal das Schlagwort gefallen, das wir zum Verständnis der tanzenden Derwische brauchen. Doch davon später! Die Verwandten waren mit Thomas' Plänen nicht einverstanden, sie wollten ihn mit brutaler Gewalt von diesem Wege abbringen. Schon hatte er sich auf die Reise gemacht, um an der Universität Paris weiter zu studieren, als er unterwegs von verummten Gestalten überfallen und in ein Burgverlies auf dem Schloß seiner Väter gebracht wurde. Dort eingesperrt, sollte er auf bessere Gedanken kommen. Man ging sogar so weit, ihm eine Kurtisane in sein Verließ zu schicken, die ihm die Lust der Welt beibringen sollte. Chesterton schildert die Szene mit unnachahmlicher Anschaulichkeit:

„Er sprang von seinem Sitz auf, riß ein glühendes Scheit aus dem Feuer, stand da und schwang diesen Brand hin und her wie ein flammendes Schwert. Begreiflicherweise kreischte das Weib laut auf und lief davon, und – gerade das wollte er. Was mag sie sich wohl von diesem verrückten Riesen gedacht haben, der da mit Feuerbränden umher-

fuchtelte und offenbar das Haus in Brand zu stecken drohte? Er tat aber nichts weiter, als daß er hinter ihr zur Türe schritt und diese krachend ins Schloß warf. Dann plötzlich mit einer Art wilder Feierlichkeit schmetterte er das glühende Scheit gegen die Tür, um dieser ein großes schwarzes Kreuz einzubrennen; drehte sich um und warf das Scheit ins Feuer. Und ließ sich dann wieder auf dem Stuhl des unentwegten Forschens nieder, dem Lehrstuhl der Philosophie, dem verborgenen Thron der Beschaulichkeit, um sich nie wieder von ihm zu erheben“ (Chesterton 66).

10) „Summe gegen die Heiden“

So hat Thomas von Aquin nicht die arabische Minne und Philosophie gewählt, sondern die Gottesminne und Theologie. Er ist der eigentliche Sieger der Kreuzzüge. In seinem großen Werk „Summa contra gentiles“ / „Summe gegen die Heiden“, setzte er sich wie kein anderer vor ihm mit dem theologischen System des Islam auseinander. Sein Gedankengebäude und damit auch das Gebäude der späteren scholastischen Theologie ist im Dialog mit dem Islam zur vollen Reife gediehen.– Leider ist der Dialog zwischen Islam und Christentum schon lange verstummt; dies auch deshalb, weil die islamische Theologie steril wurde und ihre Strahlkraft verlor.

11) *Im Schafwollkleid*

Wir haben Thomas einen BETTELMÖNCH genannt. Er gehörte zu den ersten Nachfolgern des heiligen Dominikus. Das Kleid der Dominikaner ist gelblich-weiß. Es sollte aus dem „Stoff der Armen“, aus Schafwolle, gewoben sein.

Nun ist es geradezu faszinierend, religionsphänomenologisch zu beobachten, daß zur selben Zeit auch im Islam die Bettelmönche mit den Schafwollkleidern auftauchen. Sicher war es ein stiller, aber umso eindringlicher Protest gegenüber der überzivilisierten und überverfeinerten arabischen und abendländischen Gesellschaft. Im Arabischen heißt „Wolle“ *suf*; davon wird das Wort *sufi* abgeleitet, das einen Mann mit Wollkleid bezeichnet, im Besonderen aber einen Mann, der das arme Kleid anzog und sich ganz und gar einem gottinnigen Leben weihte.

Im christlichen Abendland gab es neben den Dominikanern einen zweiten Bettelorden, die Franziskaner. Allbekannt ist der Sonnengesang des heiligen Franziskus, des Armen von Assisi. Singend, Gott preisend, geradezu tanzend vor Gottinnigkeit, ging er seinen Weg, der auch heute noch Christen und Heiden in seinen Bann zieht. Nun möchte mir scheinen – denn bei näherem Studium drängen sich einem Ähnlichkeiten auf, die nicht wegzuleugnen sind! –, daß gerade der Gründer des Derwisch-Ordens die islamische Ausprägung des heiligen Franz von Assisi ist. Beide

lebten zur selben Zeit, der eine in Italien, der andere in Kleinasien. Beide beschritten neue Wege, beide haben auf Jahrhunderte hinaus weitergewirkt. Beide haben die gleichen Ausgangspositionen: die geistige Welt des hohen Mittelalters, in der griechisch-arabischer und abendländisch-christlicher Geist nach neuen Lebensformen suchte.

D) „Die Glorie der Religion“ (Dschalal ed-Din)

Die vorausgehenden Ausführungen waren notwendig, um den Hintergrund zu schildern, vor dem das Neue aufbricht. Arabischer Minnegesang, arabische Philosophie, abendländisches Rittertum und christliche Theologie: alles in einem unerhörten Aufbruch zu neuen Ufern.

Und so beginnen wir nun mit der Frage: Was heißt Derwisch eigentlich? Wir geben dem Lexikographen das Wort:

„Das Wort Derwisch wird gewöhnlich aus dem Persischen abgeleitet und erklärt als „Türabsucher“ im Sinne von „Bettler“. Das Wort ist weit hin durch den ganzen Islam verbreitet in der Bedeutung des Mitgliedes einer religiösen Bruderschaft, ist aber im Persischen und Türkischen enger umgrenzt und bezeichnet hier einen Bettelmönch, den man auf Arabisch FAKIR nennt. In Marokko und in Algerien braucht man für Derwische im weitesten Sinn das Wort ICHWAN, „Brüder“, italienisch FRATE. Diese Bruderschaften bilden im Islam den organisierten Ausdruck des religiösen Lebens“.

Soweit das Lexikon. Es spricht von den Derwischen als von religiösen Bruderschaften; im christlichen Sprachgebrauch können wir daher mit Recht von islamischen religiösen Orden sprechen. Solche Bruderschaften hat es im Islam wie auch im Christentum viele gegeben. Uns interessiert hier die Bruderschaft der Tanzenden Derwische.

12) Um- und Irrwege nach Konia

Der Ordensgründer trägt den stolzen Namen, den ihm sein Vater gab: Dschalal ed-Din, d.i. auf Deutsch: „Glorie der Religion“. Und dies war er für seine Anhänger in Wahrheit! Seine Jünger nennen ihn einfach MAWLANA, d.i. „unser Meister“. Er selber führt in seinem Namen noch den Titel er-Rumi, der „Römer“. Diese Bezeichnung hat mit den Römern Roms nichts zu tun, er bezieht sich vielmehr auf Neu-Rom, Konstantinopel und auf das neurömische Reich in Kleinasien. Hier waren im Laufe des zwölften Jahrhunderts die seldschukischen Türken eingedrungen und

hatten ein eigenes Reich mit der Hauptstadt KONIA gegründet. Und diese Stadt ist der Gründungsort des Derwisch-Ordens.

Will man einen Orden verstehen, muß man sich vor allem um das Verständnis der Gründergestalt bemühen. Wer war Mawlana, der Meister; woher kam er? Die Biographie gibt folgende Auskunft: „Dschalal ad-Din er-Rumi, einer der größten mystischen Denker und Dichter des Islam, wurde in der Stadt Balch in Persien im Jahre 1207 christlicher Zeitrechnung, das ist das Jahr 604 nach der Hedschra, geboren. Seine Familie behauptete von Abu Bakr, dem Schwiegervater des Propheten Mohammed, abzustammen. Jedenfalls war sie mit dem Königshaus von Chwarism verschwägert. Mit drei Jahren wurde er von seinem Vater nach Nischapur gebracht und dem alten Mönch Attar zur Erziehung anvertraut. Dieser soll, vom Geiste erleuchtet, sofort seine künftige Größe erkannt und ihm „das Buch der Geheimnisse“ übergeben haben.

– Diese stille Idylle wurde durch den Zorn des Herrschers zerstört. Sein Vater mußte außer Landes flüchten und nahm natürlich den kleinen Dschalal mit auf die Flucht. Es folgte ein unstetes Wanderleben. Bagdad, Mekka, Damaskus und andere Orte bilden die Stationen dieser Wanderung. Im Jahre 1226, im Todesjahr des heiligen Franz von Assisi, fand die Familie ein neues und bleibendes Heim in der Stadt KONIA im Schutze des Seldschukenfürsten Ala ed-Din Kaikobad. Hier nun konnte Dschalals Vater ungestört seine Lehrtätigkeit ausüben; denn seine eigenwillige Lehre war ja der Grund, daß er die Heimat hatte verlassen müssen.“

Der Fürstensitz in Konia war damals Zentrum der Gelehrsamkeit. Hier muß aber bemerkt werden, daß nicht mehr das Arabische – wie an den spanischen Höfen der gleichen Zeit – sondern das Persische die Sprache der Wissenschaft war. Der junge



[Abb. 48: Konya: Über der Schrift meditierender Derwisch. Modell im örtlichen Museum, 54/29.](#)

Dschalal folgte den Spuren seines Vaters und wollte sich ebenfalls der Laufbahn des Gelehrten widmen: Philosophie, Naturwissenschaften, Astronomie und Mathematik und nicht zuletzt Theologie: das waren die Fächer, die damals studiert wurden. Unter anderem stand ja die Mathematik an einem Kulminations- und Wendepunkt. Damals kamen von Indien über Persien die arabischen Ziffern- also unsere Zahlen, die uns so selbstverständlich [sind] – ins Abendland. So wäre Dschalal wie sein Vater Professor geworden, wenn nicht ... ja wenn nicht eine Begegnung mit einem heiligen Mann seinem Leben eine andere Wendung gegeben hätte.

13) Wende von der Wissenschaft zur Mystik

Eines Tages kam ein Sufi, ein Wandermönch, nach Konia, Schams ed-Din Tibrizi mit Namen, d.i. „Sonne der Religion aus Täbris“. Er sah Dschalal ed-Din, der damals schon ein Mann von 35 Jahren war. Und hier geschah es: Nicht der junge Professor zog mit seinen gelehrten Gedanken den Wandermönch in seinen Bann, sondern umgekehrt: Die mystische Art der Gottinnigkeit brachte für Dschalal die große Wende seines Lebens. Er entsagte der Wissenschaft, um sich nur mehr ganz allein der Mystik, d.i. die Gottinnigkeit, zu widmen. Dschalals Bekehrung machte in Konia sicher ein ähnliches Aufsehen wie die des heiligen Franziskus in Assisi. Von seinem Entschluß war er aber durch nichts mehr abzubringen. – Und nun geschah etwas Eigenartiges. Sufis und fromme Wandermönche gab es schon früher. Dschalal aber ging nicht auf Wanderschaft und Bettelfahrt. Er blieb in Konia. Doch es konnte nicht anders sein, es scharten sich bald Jünger um ihn, die den Kern des neuen Ordens bildeten.

14) Das literarische Lebenswerk Dschalals:

Bevor wir etwas über die Eigentümlichkeiten dieses neuen Ordens sagen, müssen wir das literarische Lebenswerk Dschalals kurz würdigen. Denn Dschalal hat seine neuen Erkenntnisse in theologischen Werken und geistlichen Minneliedern niedergelegt. Wir geben das Wort einem Literarhistoriker:

„Dschalal ed-Din ist ein sehr großer Dichter; er besitzt die verschiedensten Eigenschaften: Vielseitigkeit und Urwüchsigkeit, erhabenen und malerischen Ausdruck, Gelehrsamkeit, Gemütsiefe und Gedankenreichtum. Sein Hauptwerk ist der MATHNAWI, eine umfangreiche persische Dichtung in sechs Büchern, in der Fabeln, Geschichten, Symbolisches und Betrachtungen zur Erläuterung und Erklärung der sufischen Lehre einander abwechseln. Dieses Werk hat ihn 14 Jahre lang beschäftigt, bis es voll ausgereift war. Hintereinander durchgelesen würde das Buch ermüden; aber wenn man diese ungeheure Dich-

tung aufs Geratewohl aufschlägt und ein paar Seiten daraus liest, wird es sicher einen tiefen Eindruck machen“.

Um einen wenn auch nur fernen Eindruck von der Schönheit dieses Werkes zu vermitteln, seien einige Gedanken herausgehoben. Als erstes muß nochmals betont werden, daß es sich um Mystik handelt; darunter versteht man das Bemühen des Menschen, Gott innerlich und „innig“ nahe zu erleben. Viel stärker als der denkende Verstand kann das liebende Herz den unergründlichen Gott erfassen. Hierin treffen einander auf weite Strecken christliche und islamische Mystik.

a) Das Problem des Bösen

Als erstes heben wir das Problem des Bösen in der Welt heraus. Hat Gott die Welt erschaffen? Wie ist es dann möglich, daß es auch das Böse gibt? Dschalal ed-Din gibt folgende Erklärung: Er sagt, daß auch das Böse zur Verherrlichung Gottes beitragen muß und zu seiner Vollkommenheit gehört. Ein Maler, der das Häßliche darstellen will, ist dann ein guter Maler, wenn er das Häßliche wirklich häßlich darstellt. Daher schrieb der Meister: „Das Häßliche spricht: O König, Schöpfer des Häßlichen, du bist ebenso mächtig im Schönen wie im Häßlichen, das man verachtet!“

Damit ist das Problem sicher nicht denkerisch gelöst, wohl aber von innen her bewältigt. Denn Gott ist der immer noch Größere, in dem die für den Menschenverstand unlösbaren Rätsel ihre Lösung finden. Daher das Grundbekenntnis des Islam: ALLAHU AKBAR, Gott ist der Größere! Und diesen größeren Gott erreicht man mit der Kraft des liebenden Herzens.

b) Das glühende Herz

In seinem Buch weist er öfters auf Moses und den brennenden Dornbusch hin. Er läßt Gott folgende Worte zu Moses sprechen:

„Was gelten mir Worte? Ich brauche ein glühendes Herz! Laß die Menschen in Liebe entflammen, und kümmere dich dann weder um den Gedanken noch um den Ausdruck!“

Der Liebe Eigenart ist das Sich-Verströmen, das Aufgehen des eigenen Ich in dem geliebten DU. Nun sagen die Kritiker, Dschalal ed-Din vertrete die indische Nirwana-Lehre. Das Ende des Menschenweges sei das vollständige Aufgehen im NICHTS. Es ist jedoch bekannt, daß das indische Nirwana nicht das Nichts in unserem Sinne meint. Man könnte sagen, daß gerade das Gegenteil, das Aufgehen im starken, ewigen, unendlichen göttlichen Sein damit bezeichnet werden soll. Das Eingehen ins „Nichts der Welt“ ist das Untertauchen im unendlichen Ozean der göttlichen Liebe. Dies vorausgesetzt, wird man folgenden Hymnus vielleicht verstehen können:

„Ich sterbe als Stein und werde zur Pflanze;
 Ich sterbe als Pflanze und steige zum Tier auf;
 Ich sterbe als Tier und werde als Mensch geboren.
 Und wenn ich als Mensch sterbe,
 werde ich als Engel wieder aufleben.
 Ja, ich werde selbst über die Engel emporsteigen,
 um etwas zu werden, was kein Mensch noch gesehen!
 Dann werde ich das Nichts sein, das Nichts!“

c) *Gott und das Nichts*

Der Mystiker spricht hier anscheinend von der Seelenwanderung; doch dieser Gedanke ist dem Islam fremd. Es geht eher um die Himmelsleiter, um den Aufstieg von der untersten Schöpfungsstufe, dem toten Stein bis zum höchsten Sein, das ganz anders ist als alle Wesen der irdischen Welt, das sozusagen „Nichts“ mehr von der vergänglichen Welt an sich hat, und ebendeswegen „Nichts“ genannt wird, obwohl dieses Wort das göttliche Sein meint. Da alle Dinge der Welt Stufe und Leiter zu Gott sind, fühlt sich der Mystiker allen Dingen verwandt. Der Arme von Assisi nannte Sonne, Mond, Blumen, Wasser seine Brüder und Schwestern, die er zum Gotteslob einlud. Der islamische Dichter singt:

„Ich bin das Sonnentäubchen und der Sonnenball!
 Ich bin die Morgenröte und der Abendhauch;
 Doch ER ist der Lebendige und Beständige,
 ALLAHU AKBAR, der immer noch größere Gott!“

E) Der Tanz der Derwische

15) *Der Reigen des Kosmos*

Soll nun diese Seelenhaltung einen äußeren Ausdruck finden, ist der religiöse Tanz das Nächstliegende. Mawlana, der Meister, hat den Tanz in seine Bruderschaft aufgenommen; und daher stammt der Beiname „die tanzenden Derwische“. Da heute der Derwisch-Orden aufgehoben ist, hatte ich keine Gelegenheit, diesen Andachtstanz mitzuerleben. Hören wir daher den Bericht Mortons aus früheren Zeiten:

„Als ich diese Zeremonie in Damaskus sah, hielt ich sie für eindrucksvoll und schön. Die gewöhnliche Bezeichnung ‚Tanzen der Derwische‘ ist keine zutreffende Beschreibung der Bewegung. Man könnte sie genauer ‚sich drehende Derwische‘ nennen. Die Zeremonie ist feierlich und würdig. Nach Gebeten stellt sich eine Gruppe von entweder neun, elf oder dreizehn Derwischen auf dem



Abb. 49: Konya: Tanzende Derwische. Modell im örtlichen Museum, 54/29.

bloßen Boden auf und eine aus acht Spielern bestehende Gruppe, die auf altmodischen Instrumenten, wie zum Beispiel auf einem Hackbrett, einem Tambur oder einer einseitigen Violine musizieren, läßt eine rhythmische und fesselnde Melodie ertönen. Die Tänzer sind in lange, faltige Gewänder mit hoher Taille gekleidet, die bis zum Boden reichen. Auf dem Haupte tragen sie braune, kegelförmige Filzkappen. Jeder streckt, sobald die Reihe an ihn gekommen ist, den rechten Arm senkrecht empor, die Handfläche nach oben gerichtet, während der linke Arm, mit der Handfläche nach unten steif abwärts gehalten wird. Der Kopf ist leicht zur rechten Schulter geneigt. Ich fragte einen Derwisch, ob diese Figur eine Bedeutung besitzen solle und er antwortete: Der Tanz ist die Umdrehung der Sphären, und die Hände symbolisieren die Aufnahme des Segens von oben und seine Spendung zur Erde hinab.“

Dieser positiven Wertung müssen wir, um einen echten Eindruck zu vermitteln, auch einen negativen Bericht aus dem Jahre 1918 von Walter Hawley gegenüberstellen:

„Nach dem Schlagen von Trommeln und einem barbarischen Gesang, der all die Kläglichkeit eines Grabliedes besaß, schritten 19 Derwische, einige von ihnen noch in blühender Jugend, andere mit bleichen, asketischen Gesichtern, mehrere Male mit begräbnismäßigem Gang im Raum hin und her. Dann begannen sie sich zuerst langsam, mit einem leeren Blick in den Augen, als wäre ihr Sinn in tiefe Ruhe versunken, zu drehen. Bald jedoch drehten sie sich schneller und schneller, bis sie wie sausende Kreisel wirbelten, wobei sie aneinander vorbei vortraten und zurückwichen, ohne je anzustoßen. Bald jedoch schienen sie aus dem Reiche des Gemeinsamen in eine Abgeschiedenheit zu treten, die zu vollkommener Ekstase führte. – Der lichte Tag draußen wurde durch schwere Wolken, die den Himmel bedeckten, verkürzt; drinnen wurde es immer düsterer, bis schließlich die Derwische Schatten aus einer anderen Welt gliehen, die über den Boden huschten. Es war, als wären ihre eigenen Gemüter und ihr Wille völlig von jenen Kräften beherrscht, die von ihnen symbolisch dargestellt wurden“.

Für Mawlana war also der Tanz nicht Selbstzweck, sondern Mittel zur Meditation. Durch Musik und rhythmische Bewegung sollte die Harmonie über Leib und Seele kommen. In dieser inneren Ausgeglichenheit, aller irdischen Dinge ledig, wäre auch die innere Bereitschaft zur Hingabe an Gott mitgegeben. Nun ist bekannt, daß es fast bei allen alten Völkern einen sakralen, heiligen Tanz gab. Mawlanas Tanz unterscheidet sich von den anderen dadurch, daß er Meditationstanz ist; durch Tanz eingehen in die himmlischen Sphären.

16) *Die heulenden Derwische*

Um aber ein vollständiges Geschichtsbild zu gewinnen, muß auch auf andere Derwisch-Typen verwiesen werden, die wohl in erster Linie dazu beigetragen haben, auch die tanzenden und meditierenden Derwische in Verruf zu bringen. Dies sind vor allem die heulenden Derwische. Hier ist das stille, klassische Maß überschritten, aus Meditation wird schreiendes Fakirgehebe. Dies wird aus folgendem Bericht ersichtlich:

„Ich habe die wirklichen, hypnotischen Darbietungen der Heulenden Derwische gesehen. Sie steigern sich dadurch in eine Raserei, daß sie den Namen Allahs wiederholen, Tamtam schlagen, Zimbeln rasseln lassen, springen, torkeln und schreien, bis sich in ihren Mundwinkeln Schaum sammelt. Wenn sie einen bestimmten Grad der Ekstase erreicht haben, werden sie gefühllos gegen körperlichen Schmerz, so daß sie glühende Nadeln in ihren Körper stecken können. Ich habe mir oft gedacht, daß diese Heulenden Derwische die direkten Nachfol-

ger jener Baalspriester sind, die laut schreien und sich nach ihrer Gewohnheit mit Messer und Lanzetten schnitten, bis sie blutüberströmt waren“.

Diese unbändigen Gesellen entfachten manchmal in ihrem Rauschzustand auch Christenverfolgungen. Doch diese Entartungserscheinungen geben uns kein Recht, das echte Anliegen Mawlanas in Bausch und Bogen zu verwerfen. Dschalal ed-Din verfocht in seiner Zeit ein echtes religiöses Anliegen. Gegenüber einer rationalistischen Theologie, ja auch gegenüber der einseitigen moralistischen Auslegung des Koran, griff er auf die tiefer liegenden Schichten der menschlichen Seele zurück. Er muß daher tatsächlich als Mystiker bezeichnet werden. Auch im nichtchristlichen Raum kann es geheimnisvolle Wege und Aufstiege zu Gott geben; dies vor allem im Islam, den man doch [auch] die „ungleiche Schwester“ des Christentums nennt. Daher ein positives Gesamturteil über die meditierenden, tanzenden Mönche von Tor Andrae:

„Dieses Asketentum wandelte sich zu einer mystischen Frömmigkeit, die in Geist und Wesen dem Evangelium näher kommt als jede andere nichtchristliche Religionsform, die wir kennen.“

17) Rosenkranz und Meditationshilfe

Da es um Meditation, um Besinnung und Verinnerlichung geht, sei noch auf ein anderes Meditationsinstrument verwiesen, das zur selben Zeit im Islam und im mittelalterlichen Christentum Eingang fand, auf den Rosenkranz. Das Heimatland der Gebetsschnur scheint Indien zu sein. Da die islamischen Herrscher bis an das Herz Indiens vordrangen, sind Berührungspunkte mit dem dortigen religiösen Brauch durchaus glaubwürdig. Der Rosenkranz ist auch heute noch bei allen Mohammedanern – ausgenommen Wahhabiten in Saudiarabien – bekannt und gern gebetet. Wie schaut ein solcher mohammedanischer Rosenkranz aus?:

„Der Rosenkranz besteht aus einer Schnur, auf der Perlengruppen aus Holz, Knochen oder Perlmutter aufgereiht sind. Die Gruppen werden durch dazwischengesetzte größere Perlen getrennt. Die Zahl der Perlen variiert. Es gibt den kleinen und den großen Rosenkranz. Der Kleine zählt 33, der große 33 + 33 + 34, das sind 100 Perlen. Die Gesamtzahl des großen Rosenkranzes stimmt mit der Zahl Allahs + den 99 schönen Gottesnamen überein. Wenn die Perlen durch die Finger gleiten, nennt der Fromme einen der großen Gottesnamen und verweilt eine Zeitlang dabei, um sich ins unfassliche Geheimnis Gottes zu versenken. Bei Begräbniszeremonien soll es einen Rosenkranz mit tausend

Perlen geben, da tausendmal das Bekenntnis LA ILLAHA ILLA ALLAH, ‚es gibt keinen Gott außer Allah‘ wiederholt wird“.

In den Moscheen kann man noch vielfach in Andacht versunkene Männer den Rosenkranz beten sehen. Wenn man versteht, was sie beten, muß man Achtung und Ehrfurcht vor diesen Betern haben. Durch die Finger gleiten die Perlen, der Mund murmelt die Gottesnamen: „Der Allmächtige, der Allbarmherzige, der Unendliche, der Richter der Lebendigen und Toten ...“ und die Seele schwingt sich auf zum Thron des unendlichen Gottes. Der Rosenkranz ist [ein] Instrument der Gottinnigkeit.

18) Geistliche und politische Macht

Um ein vollständiges Bild zu bekommen, müßte man noch ausführlich über das Koranstudium und das gewöhnliche islamische Brauchtum sprechen, was uns aber weitab in andere Regionen führen würde. Unser Bemühen ging nur dahin, das Typische dieser eigenartigen religiösen Bewegung hervorzuheben. Zusammenfassend kann man sagen, daß mit der Ordensgründung Mawlanas etwas völlig Neues in die Welt des Islam eintrat. Dies war auch der Grund, warum Mawlana anfänglich als Häretiker angefeindet wurde. Man spürte sehr wohl, daß hier etwas Neues aufgebrochen war. Manche warfen ihm vor, er sei vom Christentum und den christlichen Mönchen beeinflusst worden. Tatsächlich ist die Farbe der Derwische nicht das Grün des Propheten, sondern das Blau der Christen.

Allmählich setzte sich die neue Art der mystischen Theologie und das Mönchtum derart durch, daß dieses auch zu politischer Bedeutung kam. Der Gründung in Konia folgten solche in Konstantinopel, Damaskus, Kairo und an anderen Orten. Die Nachfolger Mawlanas führten den Titel Dschelebi – in unserem Sprachgebrauch etwa der Titel eines Abtes. „Seine Gnaden“ – hatten das Vorrecht, dem türkischen Sultan bei seiner Thronbesteigung das Schwert Osmans umgürten zu dürfen.

Diese enge Bindung an den Thron mag mit ein Grund gewesen sein, warum Atatürk im Jahre 1925 die Klöster dieses Ordens aufhob, seine Gebäude in Museen umwandelte und seine gesamten Ländereien als Staatsbesitz einzog. Daraus erklärt sich, daß heute das Gründungskloster in Konia ein Museum ist, und der Eintritt jedermann offensteht. Früher konnte kein Christ diese heiligen Räume betreten.

19) So machen wir zum Abschluss noch einen Besuch im Mawlanakloster in Konina

Das Museum bietet folgende Sehenswürdigkeiten: Im Tilawet-Zimmer, das ehemals der Koranauslegung diente, sind heute unter Glasvittrinen kalligraphische Werke ausgestellt, herrliche Koran-Handschriften mit Gold- und Silbereinlagen. Man betritt den Raum durch die silberne Tür, die der Sohn des Belagerers von Wien

dem Kloster gestiftet hatte. Hinter der silbernen Tür öffnet sich der rechteckige Gräberraum. Unter einer Stalaktitendecke stehen die Sarkophage Mawlanas und seines Vaters. Der Sarg des Vaters steht halb aufgerichtet; aus Ehrfurcht vor dem großen Sohn, sagt man. Daneben stehen die Sarkophage der späteren Dschelebi, der nachfolgenden Äbte. Der zweite große Saal diente einst als Meditations- und Betraum. Hier führten die Derwische ihre religiösen Tänze auf. Heute sieht man in Glasvitrinen die verschiedenen Gebrauchsgegenstände der Derwische: Kleider, Instrumente, Rosenkränze, kostbar verzierte Gefäße, Leuchter, Waffen, Schnitzereien aus Elfenbein. Im Mittelschrank sind die Utensilien des Meisters selbst zur Schau gestellt; und daneben auch Bärte berühmter heiliger Männer. Da heute besonders viel für Touristen getan wird, gibt es sogar einen Kasten, in dem der Meditationsraum in Miniatur dargestellt ist. Wenn es dem Besucher gefällt, kann er ein Geldstück einwerfen, und die Derwisch-Puppen beginnen ihren Tanz. – Höher geht die Geschmacklosigkeit wohl nicht mehr! Was einst heilig war, ist heute vollständig profaniert. Wenn man aber die Möglichkeit hat, sollte man am Abend nach der offiziellen Besuchszeit noch einmal hingehen. Ich habe mir öfter Zeit und Muße dazu genommen. Dann erwacht wieder etwas von der verschwundenen Weihe der Räume. Die neugierigen Besucher sind fort, und statt ihrer finden sich stille Beter ein, die sich schweigend und versunken niederknien. Es sind ehemalige Mönche, die in den Abendstunden zur Stätte früherer Meditation zurückkehren, nachdem sie den Tagesablauf des Weltlebens beendet haben?

Ich schrieb die großen arabischen Inschriften, die an den Wänden prangen, ab; ein moderner Türke kann sie nicht mehr lesen, da ja das arabische Alphabet durch das lateinische ersetzt wurde. Tief beeindruckte mich der in großen Lettern geschriebene Koranvers: „Er, Gott, ist der Lebendige und der Beständige!“. Dies an der Stätte des Todes über den Sarkophagen der Derwisch-Äbte im Kloster, das zum Museum geworden ist!



[Abb. 50: Konya: Die Inschrift über den Gräbern der Derwische, 54/35.](#)

Tritt man aus dem Halbdunkel heraus, befindet man sich im Klosterhof, der von einer Mauer im Viereck umschlossen ist. Entlang dieser Mauer stehen die alten Mönchszellen, jede von einem Kamin überragt; das verleiht der Anlage etwas Bizarres und zugleich Niedliches. Einige Zellen sind für die Museumsbesucher im Urzustand belassen worden. Die Einrichtung ist mehr als dürftig! Es gibt keine Möbel, nur der Boden ist mit einer Strohmatte bedeckt. Zum Schlafen wickelte sich der Mönch in die Decke und legte sich auf den Boden. Einziges Möbelstück ist ein kleines Pult, auf das er den Koran oder ein anderes Buch legte, um, auf dem Boden hockend, zu lesen und zu meditieren. Für die Waschungen gab es den Brunnen im Hof.

Dieses einfache Leben forderte große Askese, strenges Fasten und auch Bußübungen. Durch Weltentsagung sollte der innere Mensch frei werden für die Begegnung mit Gott. Es ist kein Wunder, daß diese Männer, die allem in der Welt entsagt hatten, Tröster, Helfer und Freunde des Volkes in all seinem Leid wurden. Die gut geführten Derwisch-Klöster waren demnach – und das darf nicht übersehen werden – tatsächlich religiöse Zentren, die Kraft ausstrahlten. Es bestand auch der Brauch, daß Weltleute, die mit dem Mönchtum sympathisierten, sich mit bestimmten Verpflichtungen als weltliche Mitglieder aufnehmen lassen konnten. Auch hierin hat das christliche Abendland in den Tertiären eine parallele Entwicklung genommen.

20) Schluss: Ost-westliche Gemeinsamkeiten

Wir haben einen sehr weiten Raum durchschritten. Dies war aber notwendig, um das Phänomen des Derwischordens von seinen Ursprüngen her verstehen zu können. Dieser Orden entstand in einer Zeit, da die weltliche arabische Kultur ihren Höhepunkt erreicht hatte. Minnengesang und Philosophie blühten an verschiedenen Fürstenstädten; der arabische Geist schickte sich eben an, auch das christliche Abendland in seinen Bann zu ziehen; durch die Kreuzzüge war das Tor zwischen Ost und West weit aufgetan worden. Islam und Christentum standen geistesgeschichtlich vor der gleichen Situation. Daher wundert es nicht, daß in beiden Räumen ähnliche Bewegungen aufbrachen, die hier wie dort dem Lauf der Zeit eine neue Wende gaben: im Abendland die beiden Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner, im Orient der Derwischorden. Franziskus stimmte in seiner Gottseligkeit den Sonnengesang an, um Gott in allen Dingen zu preisen; der Geistesriese Thomas von Aquin baute in Auseinandersetzung mit der arabischen Philosophie seinen Gottesdom der Theologie. Und Mawlana, der große Meister des innerlichen Lebens, schuf im nüchternen islamischen Raum seinen von mystischer Theologie getragenen Derwischorden. – Sicher gibt es tiefgreifende Unterschiede zwischen beiden Welten, die nicht verschwiegen werden dürfen. Diese Verschiedenheiten wurden

in vergangenen Zeiten zur Genüge betont und verschärft. Daher ist es hoch an der Zeit, die Gemeinsamkeiten herauszuheben. Auch wenn man nur religionsphänomenologisch zu Werke geht, drängen sich die Gemeinsamkeiten besonders stark und überraschend auf. Daher schließen wir unsere Ausführungen mit einem arabischen Gebet, das – kenne man die Quelle nicht – auch vom dem Mystiker Ekkehart stammen könnte:

„Ich bitte dich, daß du mich zu einem von jenen machst,
deren Geist frei in die Höhe wandeln darf;
und deren Herzensgedanken ganz darauf gerichtet sind,
über die Begierde zu obsiegen,
so daß sie zum Lustgarten der Seligkeit gelangen,
aus dem Becher der Gottesminne trinken,
sich ins Meer der Freude versenken
und in der Wohnung der Gnade Schatten finden können.

Gott, mach mich zu einem von denen,
die aus dem Becher der Treue trinken,
der ihnen Geduld in langdauernder Betrübniß schenkt,
so daß ihre Herzen in dein Reich kommen
und zwischen den Schleiern dahinfliegen dürfen,
welche die Geheimnisse deiner Herrlichkeit umgeben.
Laß mich bis dahin vordringen,
wo sich die Liebenden aufhalten,
dort wo der Lustgarten des Friedens ist.
der Ort Deiner Allmacht, die ewige Wohnung der Seele“.

Indiens Götter und Tempel: Begegnungen und Gespräche einer Indienfahrt Radiovortrag, ORF

Einleitung

Indien ist kein Land wie jedes andere auch; Indien ist ein Erdteil, fast so groß wie Europa. In der neuen indischen Verfassung sind 14 Sprachen als Staatssprachen anerkannt; die Indienkenner rechnen aber mit über 200 Sprachen. Dies allein zeigt schon, daß man Indien nicht auf einen einfachen Nenner bringen darf. Soll man über diesen Erdteil sprechen, kann man nur einen ganz kleinen Ausschnitt bringen. Dieser Vortrag über „Indiens Götter und Tempel“ erhebt daher nicht den Anspruch, Erschöpfendes über die indische Mythologie, die sehr vielgestaltig ist, oder über die staunenswerte Tempelbaukunst zu sagen; ich möchte nur in einigen Szenen schildern, wie mir das altheidnische, hinduistische Indien begegnet ist.

Anlässlich des internationalen Orientalistenkongresses, der 1964 in Neu-Delhi tagte, konnte ich als Vertreter der Universität Graz nach Indien fliegen. Meine Erwartungen waren aber bescheiden. Was konnte schon Indien für einen Vertreter des Faches „Alter Orient“ bieten? Keine Pharaonengräber wie in Ägypten, keine Ruinenstädte wie in Babylonien, keine wiederentdeckten alten Schriften und Spra-



Abb. 51: Neu-Delhi: Claus Schedl mit Kollegen beim internationalen Orientalistenkongress 1964, 56/17.

chen! Kaum hatte ich aber Indiens Boden betreten und meine ersten Exkursionen gemacht, mußte ich bekennen: „Ich kam, sah – und wurde besiegt“, d.h. begeistert, hingerissen vom Zauber dieses Wunderkontinentes. Plötzlich wurde mir bewußt: die Religion des Alten Orients, die wir nur durch Ausgrabungen kennen, ist in Indien noch volle, lebendige Gegenwart. Nachdem mir der Geschmack gekommen war, raffte ich meine bescheidenen Mittel zusammen und wanderte während zweier Monate den Spuren der Götter und Tempel Indiens nach. So konnte ich die südindischen Tempelstädte besuchen, dem blutigen Opferkult in Kalkutta beiwohnen, den schauerlichen Leichenverbrennungen am Ufer des Ganges in Benares assistieren, in der klaren Luft am Fuße des Himalayas in Katmandu etwas ausruhen, zwischenhinein den zehntägigen wissenschaftlichen Kongreß in Delhi mitmachen, und so einen kleinen Eindruck von der großen Mutter Indien gewinnen. So lassen wir nun einige Szenen und Gespräche folgen.

1) Dumpf dröhnen die Trommeln der Mumba-Devi

Ort des Geschehens: Bombay, Altstadt. Durch ein Gewirr von Gassen und Gäßchen dringe ich vor in Richtung des Tempels jener Göttin, die der Stadt Bombay den Namen gegeben, der Mumba-Devi. Meine erste Begegnung mit dem lebendigen Hinduismus! Die Straße ist aufgerissen, Schutt und Steine versperren den Weg. Das hindert aber eine Gruppe Gaukler nicht, ihre Kunststücke zu zeigen. Hunderte von



[Abb. 52: Mumbai: Abendliche Ankunft im Hafen 1964, 18/32.](#)

Menschen schauen eine Weile gespannt zu. Auch ich lasse mich eine Zeitlang fesseln. Doch da dringen schon fernher dumpfe Trommelschläge an mein Ohr. – Ich ging dem Klang nach, und eh ich mich versah, stand ich mitten im Tempel und mitten im Gedränge. Die zwei großen Tore des Tempelhauses standen offen. Man konnte zwei Altäre erkennen: auf dem einen die Statue eines Gottes, auf dem anderen jene der großen Mumba-Devi. Es war gerade großer Gottesdienst. Die Leute drängten hinauf, um ihre Gaben den Priestern zu übergeben: Blumen, Blumen und wieder Blumen. Die Frommen steckten sich Blumen ins Haar, hängten sich Blumenkränze um den Hals und brachten auch Blumen als Opfer. Die Wand entlang saßen in sich versunkene Beter auf dem Boden, den Oberkörper nackt, nur die Brahmanenschnur um den Hals. Im Schatten einer Mauer stand wiederkäugend eine heilige Kuh. – Dieser erste Besuch in einem Tempel sagte mir klar; noch leben Indiens große Götter! Die dumpfen Trommelschläge klangen noch lange nach.

2) Bei den Türmen des Schweigens

Ort des Geschehens: nochmals Bombay; diesmal aber nicht die Altstadt, sondern die luftigen Malabar-Hügel, von denen aus man einen weiten Blick auf den Ozean hat. Man atmet auf, wenn man aus dem Gewirr der Altstadt hier heraufsteigt. Doch eine Beklemmung legt sich aufs Herz: Hier, an einem heute abgegrenzten Hang, stehen die sieben Totentürme des Schweigens, auf denen die Parsen ihre Toten den Aasgeiern zum Fraße aussetzen. – Das Gelände ist sehr gepflegt, herrliche Persische Gärten, dahinter aber brütet – nach unseren Vorstellungen – das Grauen. Ich grübelte lange über diese eigenartige Vorstellung: Den Toten kann man der Erde nicht anvertrauen, weil er die Erde verunreinigt; man kann ihn nicht verbrennen, weil er das Feuer entweiht; daher wird der Leichnam den Vögeln des Himmels zum Fraße hingegeben. Auf den Bäumen ringsum saßen auch traubenweise die fetten Vögel des Todes.

Ich schlenderte eine lange Mauer entlang, um etwas mehr von den Türmen zu erspähen. Da stand ein Tor offen, ich ging hinein und wanderte weiter. Rechts und links befanden sich die Aufbahrungshallen, luftige Pavillons mit Säulen ohne Verbindungsmauern. Totenstille überall. Als ein kläffender Hund mir den Weg versperrte, kehrte ich um. Aus einer Halle hörte ich Beten und trat näher. Ein Toter, in weißes Linnen gehüllt, lag auf dem Boden; vor ihm brannte eine kleine Flamme, davor saß ein Parse, ein weißes Tuch vor dem Mund wie ein Arzt, und skandierte Gebete aus einem alten Buch. Sonst niemand weit und breit. Tief beeindruckt von der Würde des Todes, die diese Szene widerspiegelte, zog ich mich zurück.

3) Der große Stier

Ort des Geschehens: Mysore in Südindien. Hier hätte man die Möglichkeit, einen alten Maharadja-Palast mit all seinen Herrlichkeiten zu bewundern; doch dabei können wir uns nicht aufhalten. Indien ist so groß und vielfältig, daß man sich auf etwas Bestimmtes konzentrieren muß. Wir lassen also die große Stadt in der Ebene hinter uns und steigen den sanften Berghang hinan. Auf mittlerer Höhe, dort wo der Weg eine Kehre macht, bleibt man wie gebannt stehen. Aus dem schwarzen Felsen gehauen ragt ein riesiger Stier, der friedlich auf die Stadt hinabblickt. Um seine Hörner ist ein großer Kranz aus gelben Blumen gewunden, über das Maul trägt er die drei weißen Streifen, Zeichen des Gottes Shiva. Es handelt sich also um ein Gottesbild; zu Füßen des Stieres steht ein Weihwasserbecken, aus dem der diensttunende Priester die Gläubigen besprengt. Davor auch eine Schale mit Opferreis.



[Abb. 53: Mysore: Die Statue des Shiva in Stiergestalt, 18/07.](#)

„Der große Stier lebt also auch noch“, war mein erster Gedanke. Dann fielen mir die Erzählungen der Bibel ein. Am Sinai forderten die Israeliten von Aaron, er solle ihnen ein Stierbild machen, das siegreich vor ihnen herziehen solle. Auch der altorientalischen Reliefbilder gedachte ich, auf denen der Sturm- und Wettergott auf einem Stier stehend dargestellt wird, in der einen Hand den Donnerkeil, in der anderen ein Bündel Blitze. Im Alten Orient wie im heutigen Indien stoßen wir daher auf ähnliche religiöse Vorstellungen. Doch eben diese Vorstellungen sind uralt. Bei

den Ausgrabungen in Mohendscho-Daro in der Indusebene lassen sich schon ähnliche Vorstellungen etwa aus dem 4. Jahrtausend v. Chr. nachweisen.

Begegnet uns also im Stier ein Urbild Indiens? Nicht das Tier als solches ist wichtig, sondern was hinter diesem Symbol geschaut und geglaubt wird. – Hier beginnen aber gleich die Schwierigkeiten. Es ist fast unmöglich, die indischen Götter in ein geschlossenes System zu bringen, zu sehr verfließen die Gestalten ineinander, manchmal sogar gegensätzliche Züge vereinigend. Jedenfalls ist der Stier das Sinnbild des Gottes Shiva. Sein Name bedeutet: „freundlich, gesegnet, gütig, Heil, Erlösung, Wohlfahrt“. Er wird der ‚Große Gott‘ genannt, der auf den Höhen des Himalaya thront. Neben diesem freundlichen Aspekt steht noch ein anderer: „Shiva ist auch identisch mit dem Gott der bösen Geister und daher dem Gott der Vernichtung und des Todes einfachhin. Er wird vorwiegend als Asket dargestellt, halb nackt, nur mit einem Schurz aus Elefantenhaut bekleidet; um den Hals trägt er eine Kette aus Menschenschädeln, sein Leib ist mit Asche beschmiert, sein Haar nach Büsserart geflochten. Um seinen Hals ringelt sich eine Schlange, über seinem Haupt erstrahlt die Mondsichel, durch seine Haare fließt der Ganges, auf der Stirn hat er ein drittes Auge. Seine vier Arme halten Dreizack, Trommel, Strick und Keule. Er sitzt in Gedanken versunken auf einem Tigerfell. Sein Lieblingsaufenthalt sind Verbrennungsplätze von Leichen. Er verbreitet Furcht und Entsetzen um sich und führt schließlich durch seinen Tanz den Weltuntergang herbei“ (Filchner). Demnach verkörpert Shiva Leben und Tod; er ist die große männliche Lebenskraft; neben ihm steht als Throngenossin Schakti, die weibliche, mütterliche Urkraft des Lebens.

Blicken wir nochmals zu diesem weißen Stierkoloß von Mysore empor. Ein Priester in weißem Gewand bringt Opfer dar. Was mag er denken und glauben? Nach welchem Mythos richtet sich sein Sinnen? Es wird erzählt: Einst in der Urzeit, als die Götter auf ihren Thronen im Himalaja saßen, erhoben sich die Dämonen, um den Götterthron zu stürzen. Da schrien die Götter um Hilfe zum großen Berg. Da erhob sich Maha-Sarasvati, Shivas Gemahlin, und versprengte das Heer der Dämonen in alle Winde. Kaum aber hatte sie sich umgewendet, wurde sie von den zwei Dämonen Tschanda und Munda angegriffen; sie entrüstete sich vor so viel Unverschämtheit und wurde vor Zorn schwarz. Aus ihrer Stirne gebar sie die Göttin Kali, welche die Dämonen auf dem Berg bei Mysore erschlug.

Demnach ist der Berg von Mysore mit seinem Stierbild ein Zeichen des Glaubens an den Sieg über die Dämonen. Die bösen Mächte werden das Leben nicht vernichten können. Die Drachensiegerin ist daher auch die Schutzgöttin der Herrscherfamilie von Mysore. Jeden Freitag verrichtet der Maharadscha hier Gebet und Opfer.

4) Die Höhlen-Heiligen

In der Nähe des Stierbildes sah ich im Berghang den Eingang einer Höhle. Nichts ahnend trat ich näher, blickte mich und schaute hinein. Eine Öllampe leuchtete vor einem Heiligenbild. Als sich das Auge an das Dunkel gewöhnt hatte, entdeckte ich auch den Mann, der regungslos davor kniete und betete. Um das Bild hingen Gebetsschnüre, indische Rosenkränze. Die Höhle war niedrig, ich stieß mit dem Kopf an die Decke. So hockte ich mich denn neben den Beter; mein indischer Freund, der in Rom studiert hatte, übersetzte. Wir sprachen über die vier Ashrama, die vier Lebensstadien eines gläubigen Brahmanen.

Die erste Stufe ist die des Brahmacarin:

In einem bestimmten Alter wird der Hindu-Knabe in die Gemeinschaft der zum zweiten Mal Geborenen durch die Zeremonie der Einweihung aufgenommen. Es beginnt für ihn das Leben eines Studenten, oder besser gesagt, das eines Jüngers. Unter der Anleitung seines Gurus, seines Lehrers, Meisters, in dessen Haus er lebt, studiert er die heiligen Bücher und leistet seinem Lehrer Dienste. Das Erziehungsprogramm ist in folgender Regel festgelegt:

„Der Brahmacarin soll hinsichtlich Wein, Fleisch und Parfum, Prunk, Zuckerwerk und Frauen enthaltsam sein; er soll keine scharfe Nahrung zu sich nehmen und keinem Lebewesen etwas zuleide tun, keine Salben, keine Schuhe und keinen Schirm verwenden. Er soll Sinneslust, Zorn und Begierde meiden. Tanzen, Singen und Spielen von Musikinstrumenten ist nicht erlaubt. Er soll eine Frau weder anschauen noch berühren. Laßt ihn allein in Enthaltensamkeit schlafen (Manusmṛti 11,177--180).

Die zweite Stufe ist die des Grhastha:

Am Ende seiner Lehrzeit bietet der Brahmacarin seinem Guru ein Geschenk dar und kehrt heim. Er heiratet und beginnt das Leben eines Familienvaters. Unter den vier Lebensstadien ist jenes des Hausvaters das Beste: „Wie alle Ströme und Bäche zum Ozean fließen um dort Ruhe zu finden, kommen alle Asramas zum Hausvater und finden dort Unterstützung (Manusmṛti III, 90)“.

Die dritte Stufe ist die des Vanaprastha:

Wenn die Eltern alt geworden und von Enkelkindern umgeben sind, ist es ihre normale Pflicht, sich von der Welt zurückzuziehen. Mann und Frau gemeinsam oder der Mann allein verlassen das Haus und gehen in den Wald, wo sie ihre Tage in Gebet, Armut und mit der Darbringung von Opfern verbringen.

Die vierte Stufe, die des Sannyasin, ist die Stufe der Vollendung:

Schließlich kommt die Zeit, in der der Mensch auf alles verzichtet. Er lebt als Wandermönch, ohne Schutz, ohne Feuer, im Stadium vollkommener Gleichgültigkeit und Entsagung: „Jenseits des Wunsches nach Tod und Leben erwartet er die festgesetzte Stunde des Todes... Auf der Suche nach wahrer Glückseligkeit, laßt ihn ohne Freund, außer sich selbst, über die Erde wandern“ (Manusmṛti VI,45-49). Der in der Höhle hausende Einsiedler war aus der Stadt herausgepilgert, um hier in voller Zurückgezogenheit und ständiger Meditation die große Erkenntnis zu finden, die den inneren Frieden schenkt.

5) Wenn der Felsen zu erzählen beginnt

Ort des Geschehens: Mahapalipuram, Südindien. Wenn man keinen eigenen Wagen hat, fährt man am besten mit dem Autobus von Madras 150 km nach Süden; teilweise führt die Straße durch tropische Palmenwälder und wasserüberflutete Reisfelder. In Mahapalipuram haben energische Herrscher der Pallavadynastie etwa um 650 n. Chr. aus dem harten Granitfelsen fünf berühmte Tempel hauen und auf einem etwa 8 m hohen und 25 m langen Granitfelsen große Abschnitte des indischen Nationalepos Mahabharata darstellen lassen. Die Erzählung reicht ohne Rahmen von einem Ende des Felsens zum anderen; in der Mitte gähnt ein Felsspalt, über den einst Wasser herabstürzte. Die schäumenden Fluten wurden auf den heiligen Ganges gedeutet; er bildet den Mittelpunkt des Kunstwerkes. Zu ihm eilen auf beiden Seiten Götter, Menschen und Tiere herbei, um das belebende Naß zu genießen. Die Gestalten wirken, als wären sie im Schoße des Felsens verborgen gewesen und durch Zauberkraft hervorgeholt. Ihre Anzahl und Bewegtheit erinnert an den Zauberschleier der Maya. Auf der linken Seite sieht man Ardschuna, den Helden des Mahabharata, als abgemagerten Asketen. Er versucht, durch Kasteiung vom Gott Shiva seine Waffen wiederzugewinnen. Diese Szene gibt der ganzen Darstellung den Namen: Ardschunas Buße.

Das Epos: Einst herrschten in Indien zwei große Geschlechter, die Kaurawa und die Pandawa. Sie waren einander feind. Krishna, ein Vetter der Pandawa, suchte im Streit zu vermitteln; er erntete jedoch nur Schimpf und Undank. So rüsteten beide Herrscher zum Krieg, in letzter Stunde jedoch wandten sich beide an Krishna um Rat und Hilfe. Der mächtige Gott stellte ihnen zur Wahl: seine Streitmacht oder seine eigene Person. Die Kaurawas wählten die Streitmacht, die Pandawas wählten den Gott. Ihr mächtiger Feldherr und Streiter Ardschuna, Indras Sohn, wollte den Kampf nicht. Doch da erhob Krishna das Wort, er gab Ardschuna die herrliche Lehre, Bhagavadgita oder kurz Gita genannt.

Krishnas Plan war es, das Böse auf Erden auszurotten. Er will Krieg, Verderben und Sittenverfall noch fördern, um das Böse durch das Böse zu vernichten. So begann denn die große Schlacht. Das Gemetzel dauerte elf Tage. Sechs Millionen Menschen wurden getötet. Die Pandawas siegten, aber alle Söhne und Freunde waren auf dem Schlachtfeld geblieben. Die Mutter der Kaurawas sprach daher den Fluch über Krishna. Der Fluch war wirksam, auch Krishnas Geschlecht ging an seiner eigenen Bosheit zugrunde. Als auch er sein Ende kommen fühlte, zog er sich in den großen Wald zurück und setzte sich müde auf einen Baum. Ein Jäger, der ihn für ein Wild hielt, schoß einen Pfeil ab und traf ihn an der einzigen verwundbaren Stelle, der linken Ferse. – Wer sollte nun sein Erbe antreten? Krishna hatte neben seiner ersten Gemahlin noch sieben andere Frauen. Außerdem besaß er noch nach der Besiegung des Dämons Marakasura 16.000 Konkubinen. Diese sollte nun Ardschuna in die Hauptstadt bringen. Da aber der Gott nun tot war, schwanden auch des Helden Kräfte. Man spottete seiner und verlachte ihn. Darauf zog er sich in die Einsamkeit zurück, um durch Kasteiung die verlorene Kraft wieder zu erlangen. Dies alles wird beim Anblick der Abbildung auf dem Felsen lebendig. Hier geht es aber nicht bloß um Erinnerungen an Mythos und Geschichte, wie etwa in der Ilias der Griechen oder im Gilgamesch-Epos der Babylonier; die Gestalten des Mahabaratha-Epos leben heute noch im Glauben des indischen Volkes. Krishna, der flötenspielende, auf sieben Schlangenköpfen tanzende Gott gehört zu den beliebtesten Göttern Indiens.

6) Die zehntausend Lingam und die fünf Säulen der Welt

An einem folgenden Tag fuhr ich von Madras aus nach Kantschipuram, der „Goldstadt“. Schon der Name kündigt von der einstigen Herrlichkeit. Kantschipuram gehört zu den sieben Wundern Altindiens. Hier gibt es die großen Tempelbezirke, die an das alte Ägypten erinnern; Tempeltürme ragen zum Himmel wie einst im alten Babylon. Meine Überzeugung bestätigte sich wieder: In Indien lebt der Alte Orient noch heute. – Aus der Fülle der Eindrücke sei nur je ein Gespräch mit einem Shiva- und einem Vishnu-Priester festgehalten. Nach den üblichen Redewendungen über Woher, Wohin und Weswegen der Reise, kamen wir auf wesentliche Religionsprobleme zu sprechen. Zunächst überraschte mich der Shivapriester mit der Frage: „Welche sind eigentlich die fünf Säulen der Welt?“ Da ich nicht verstand, was er damit meinte, formulierte er seine Frage nochmals: „Welche Kräfte bestimmen unser Dasein?“ – „Ohne den Lichthimmel über uns ist das Auge blind; ohne die Luft können wir nicht atmen; ohne das Wasser können wir nicht leben; ohne die Erde hat unser Dasein keinen festen Grund. – Das wären vier Säulen“. Aber die fünfte? Er sagte: „Die Hüfte“. Wieso die Hüfte? Weil in der Hüfte die Lebenskräfte schlum-



[Abb. 54: Kanchipuram: Details einer Tempelfassade, 18/18.](#)

kann man mit diesen urelementaren Tönen und Rhythmen gar nicht vergleichen. Inzwischen hatten die Priester Aufstellung genommen, und zwar die Stufen hinauf bis zum Allerheiligsten. Von Hand zu Hand wurden brennende Lichter gereicht und im Allerheiligsten niedergestellt, so daß der ganze Innenraum in Licht und Feuer erstrahlte. – Im Allerheiligsten befand sich kein Götterbild, es war auch kein Gemälde oder Relief da; in der Mitte ragte ein dunkler Stein, einem Meilenstein ähnlich – das Zeichen Shivas, der Lingam, das männliche Zeugungsglied. – In Europa wurde ich einmal entsetzt gefragt, ob es wahr sein, daß die indischen Frauen den Phallus anbeten? – Es ist wahr! In der Umgebung von Kantschipuram allein soll es zehntausend Lingam geben. Man findet sie vom Südkap bis zum Himalaya meist mit

mern, Zeugung und Geburt. Und diese Lebenskraft ist der Gott Shiva, die elementare Lebens- und Zeugungskraft!

Inzwischen war es Abend geworden und die große Trommel schlug dumpf an. Von allen Seiten strömten die Tempelpriester herbei, Asketengestalten mit nacktem Oberkörper, nur mit Lendenschurz bekleidet. Der Abendgottesdienst sollte beginnen. – Ob wir bleiben dürften, fragten wir; mein Begleiter war indischer Christ. – Ja, aber wir dürfen nur am Rand der heiligen Halle stehen bleiben. So konnten wir doch aus unmittelbarer Nähe die heiligen Handlungen verfolgen.

Die Zeremonie wurde mit Musik eröffnet. Ein Mann stieß in eine lange Messingtrompete, eine Flöte gab die Begleitung, dann schlug die kleine Trommel rhythmisch dazu, bis sich endlich die große Trommel ins Konzert mischte. Europäische Musik



[Abb. 55: Kanchipuram: Tempel der 1000 Säulen, 18/21.](#)

dem weiblichen Symbol Yoni zum Zeugungsakt vereinigt; an vielen sah ich auch die Schlange sich ringeln, ebenfalls ein uraltes Lebenssymbol. Aber mit europäischen erotischen Vorstellungen kann man das große Lebensgeheimnis Indiens nicht verstehen. Man müßte dazu wieder urtümlich, elementar denken lernen; dann erst kann man erahnen, was diese Menschen in der Verehrung des Lebenssymbols ausdrücken wollen. Sie verehren darin den *deus genitor*, den großen welten- und menschenzeugenden Gott. Die Weitergabe des Lebens ist von göttlichem Geheimnis umleuchtet.

Aus dem Gespräch mit einem Vishnupriester in einem anderen Tempel sei nur ein Gedanke festgehalten. Er meinte: „Ihr Europäer – er sagte nicht ‚ihr Christen‘ – erlebt das Göttliche als etwas Absolutes. Der Eine Herr und Gott hat Himmel und Erde erschaffen. Wir Hindu erleben das Göttliche in ständiger Wandlung und kommen dadurch dem göttlichen Seinsgrund viel näher“ – Wir gingen die Tempelhalle entlang. An den einzelnen Säulen waren in barock anmutenden Plastiken die zehn Herabkünfte Vishnus dargestellt. Der Mythos berichtet, daß Vishnu in zehn Erscheinungsformen herabkam: als Fisch, Schildkröte, Löwe, Eber, Zwerg, Krieger, als Prinz Rama, als Balaramm, Buddha und Kalkin. Moderne Inder zeigen keine Schwierigkeiten, auch Christus als eine Inkarnation der Gottes Vishnu zu betrachten. Jedenfalls ist das göttliche Wesen in tausend und abertausende Gestalten aufgegliedert. Der Hinduhimmel zählt 330 Millionen Götter.

Es war schon Abend, als wir nach Madras zurückfahren. Es ist kein Wunder – dachte ich –, wenn einem beim Blick in diese Götterwelt ein Schwindelgefühl erfaßt – das Göttliche in ewiger Wandlung...

7) Die blutigen Opfer der Kali

Ort des Geschehens: Altstadt von Kalkutta. Diese 3-5 Millionenstadt hat ihren Namen von der Göttin Kali. Wer ist diese Göttin, der noch heute blutige Opfer dargebracht werden? Da mich das altheidnische Indien interessierte, stand ich eines Tages mitten im Menschengewimmel des Kalitempels. Es war ein farbenprächtiges Bild. Die Frauen in ihren bunten Saris hatten alle einen kleinen geflochtenen Korb in der Hand. Man schob und wurde geschoben. Alles drängte auf den schmalen Durchgang hin, wo man das Bild der Göttin schauen konnte. Dort wurden die Opfergaben – meist frische Früchte – übergeben. Als ich meinen Fotoapparat zücken wollte, kam es fast zu einem Tumult. Meine Rettung war der Seniorpriester, ein hagerer alter Mann, der mich aus dem Gedränge herausholte. Als er mein Interesse an Religion erfragt hatte, begann er den Mythos der Göttin Kali zu erklären: Kali ist aus der Stirn der großen Kraft geboren worden, als die Dämonen gegen die Götter anstürmten. Ihre Gestalt ist schwarz, ihr Brüllen erschüttert die ganze Welt. Ihr ausgemergelter Leib ist mit einem Tigerfell bedeckt. In den knöchigen Händen hält sie Schwert, Wurfspeer und Schlinge. Ihr einziger Schmuck ist eine Halskette aus abgehauenen Menschenschädeln. Sie besiegt die Dämonen und ist daher Helferin in allen Nöten.

Mit solchen und ähnlichen Worten wollte mir der alte Mann das Geschehen erklären, das auf einen Europäer fremd und unverständlich wirken mußte. Unter dem Schutz des Priesters konnte ich das Opfergeschehen genau verfolgen. Da brachte ein Mann eine schwarze Ziege, sie troff von Wasser, da sie vor der Opferung gewaschen werden musste. Ein Priester nahm sie in Empfang. Der opfernde Mann sprach über dem Tier sein Gelübdegebet: Er wolle das Tier für ein bestimmtes Anliegen der Göttin darbringen. Der Priester hörte schweigend zu; dann bestrich er die Hörner der Ziege mit roter Farbe und steckte eine Blume zwischen ihre Hörner. Zwei Gehilfen packten das Tier, steckten dessen Kopf in einen hufeisenförmigen Stein und zogen es auseinander. Mit einem einzigen Hieb mußte der Priester den Hals durchtrennen. Der Diener trug den blutigen Schädel hinauf zum Bild der Göttin. Das übrige Fleisch wurde in einer Ecke des Tempelhofes von vier Frauen – Priesterinnen der Göttin – ausgelöst. Während meines Gespräches mit dem alten Priester wurden auf diese Art etwa zwanzig Ziegen geopfert.

Anscheinend hatte ich das Vertrauen des alten Priesters gewonnen, denn er war bereit, mir das Bild der Göttin im Allerheiligsten zu zeigen. Ein Blick auf die Göttin Kali lohnt eine kleine Ausgabe. So arbeiteten wir uns durch das Menschengewirr, die diensttuenden Priester schoben auf einige Sekunden das drängende Volk links und rechts beiseite, und ich konnte einen Blick auf das Bild der Grausamen werfen. Die Göttin ist dargestellt, wie der Mythos sie schildert: schwarzes Gesicht mit lang herausgestreckter, roter Zunge, das Kleid blutrot. Dazu vier Hände, die zwei linken halten Schlachtmesser und einen abgehauenen Kopf; mit den beiden Rechten teilt sie segnend Gnaden aus; um den Hals eine Kette aus Totenschädeln und einen Blumenkranz.

In dieser Göttin sind die größten Gegensätze vereint, die man sich vorstellen kann. Beim Orientalistenkongreß fand ein eigenes Referat über das Wesen der Göttin Kali statt. Sie zeigt verwandte Züge mit der altorientalischen Göttin Anat oder Ascherah, die ebenfalls in Blut wadet. Sie umfaßt Leben und Tod, Stirb und Werde, sie ist die Zeit, die alles hervorbringt und wieder verschlingt. Im Tausend des Daseins suchen die Menschen bei ihr Schutz und Zuflucht, da sie nicht Tod, sondern Leben erfliehen. Die schwarze Kali ist für die Hindu eine Mutter der Barmherzigkeit, eine Trösterin in Lebensnot, so schwer verständlich uns Europäern diese Vorstellung auch sein mag.

Neben diesem anschaulichen, urwüchsigen Götterkult gibt es noch das andere Indien, das durch Meditation und Innerlichkeit zur Erleuchtung kommen will und auch das abendländische Denken in seinen Bannkreis gezogen hat. Der sinnenfälligste Kult dieser Art ist der Sonnenkult. Vor allem den Brahmanen ist die Sonne heilig. Wie die Buddhisten ihre Formel „on mani padme hum“ beten, haben auch die Brahmanen ihr Hindugebet. Jeder Brahmanenjunge muß dieses Gebet lernen und mindestens zweihundertmal am Tag aufsagen, nach dem Bade bei Sonnenaufgang und bei Sonnenuntergang. Wer die Formel unablässig wiederholt, erwirbt übernatürliche Kräfte. In diesem Gebet ist die tiefste religiöse Sehnsucht Indiens ausgesprochen, in der auch wir uns mit Indien einig wissen:

Om, bhur bhuvah svah!
 Tat Savitur varenyan bhargo devasya dhimahi,
 dhiyo yo nah pracodayat!

O Erdoberwelt, o Ätherraum, o Himmelslicht!
 Des Gottes Savita Lichtglanz werde uns zuteil,
 um Lichtgedanken zu wecken in uns!

TE DEUM

Wär' unser MUND von LIEDERN so voll,
wie das MEER voll ist vom WASSER, -
Wär' unsere ZUNGE von JUBEL erfüllt,
wie der WALD erfüllt ist vom BRAUSEN, -
Wären unsere LIPPEN zum LOBE geöffnet,
so weit wie die WEITE des HIMMELS, -
Es reichte nicht aus, DIR zu d a n k e n,
HERR, UNSER GOTT. Amen.

Die Reisen des Claus Schedl

Dem Typoskript „Erwanderte Bibel“ ist eine Tabelle eingefügt, die alle Reisen erwähnt, die Claus Schedl als Reiseleiter zwischen 1962 und 1982 begleitet hat. Diese entsprechen allerdings nicht den im Reisetagebuch beschriebenen Reisen, vielmehr soll diese Liste seine weitere Reise- bzw. Nahosterfahrungen dokumentieren. Die Daten einiger Einzelreisen lassen sich aus den entsprechenden Berichten erschließen. Dennoch kann keine Gewähr für die Vollständigkeit der folgenden Aufzählung übernommen werden.

Abreise	Rückreise	Ziel	Anlass
28.4.1951	15.8.1951	Ägypten, Israel, Jordanien,	Studienreise
10.10.1958	22.4.1959	Israel, Syrien, Irak, Israel, Griechenland	Studienreise
24.3.1962	15.4.1962	Heiliges Land	Exkursion, 25 Teiln.
22.12.1962	5.1.1963	Heiliges Land	Exkursion, 12 Teiln.
1964		Türkei	Studienreise
26.9.1964	11.10.1964	Heiliges Land	Exkursion, 10 Teiln.
8.12.1964	10.1.1965	Indien	Kongress, Studienreise
27.3.1965	11.4.1965	Heiliges Land	Exkursion, 26 Teiln.
23.3.1966	10.4.1966	Ägypten	Exkursion, 9 Teiln.
6.9.1966	28.9.1966	Auf den Spuren Pauli	Exkursion, 32 Teiln.
22.3.1967	9.4.1967	Ägypten	Exkursion, 9 Teiln.
6.4.1968	21.4.1968	Mesopotamien – Persien	Exkursion, 14 Teiln.
21.4.1968	28.4.1968	Irak	Studienreise
12.8.1968	8.9.1968	Moskau – Usbekistan – Afghanistan – Persien	Exkursion, 11 Teiln.
30.3.1969	13.4.1969	Mesopotamien – Persien	Exkursion, 12 Teiln.
13.9.1969	28.9.1969	Türkei	Exkursion, 17 Teiln.
12.9.1970	30.9.1970	Afghanistan – Persien	Exkursion, 17 Teiln.
27.12.1970	6.1.1971	Ägypten	Exkursion, 7 Teiln.
27.3.1971	11.4.1971	Persien	Exkursion, 17 Teiln.
5.4.1972	16.4.1972	Ägypten	Exkursion, 17 Teiln.

Abreise	Rückreise	Ziel	Anlass
9.9.1972	24.9.1972	Westliches Kleinasien	Exkursion, 10 Teiln.
9.9.1973	22.9.1973	Mesopotamien – Persien	Exkursion, 9 Teiln.
7.4.1974	21.4.1974	Ägypten	Exkursion, 12 Teiln.
20.12.1974	7.1.1975	Ägypten	Exkursion, 22 Teiln.
30.3.1975	12.4.1975	Ägypten	Exkursion, 17 Teiln.
12.7.1975	25.7.1975	Russland	Exkursion, 22 Teiln.
August 1975	September 1975	Mexiko	Studienreise
28.12.1975	11.1.1976	Ägypten	Exkursion, 20 Teiln.
4.4.1976	18.4.1976	Ägypten	Exkursion, 20 Teiln.
29.12.1976	6.1.1977	Ägypten	Exkursion, 12 Teiln.
1.4.1977	12.4.1977	Mesopotamien – Jordanien	Exkursion, 23 Teiln.
1.10.1977	15.10.1977	Persien	Exkursion, 24 Teiln.
25.12.1977	4.1.1978	Ägypten	
25.3.1978	7.4.1978	Persien	
20.12.1978	6.1.1979	Ägypten	Exkursion, 16 Teiln.
13.9.1979	4.10.1979	Türkei	Exkursion, 14 Teiln.
23.12.1979	6.1.1980	Ägypten	
7.4.1985	21.4.1985	Ägypten	
26.12.1985	6.1.1986	Ägypten	

Nach Angaben von P. Alfred Schedl, dem Bruder Claus Schedls, wurden die Exkursionen von der Gesellschaft für akademische Reisen Zürich organisiert, mit deren Direktor Dr. O. Maader Claus Schedl freundschaftlich verbunden war. Neben persönlicher Sympathie waren zweifellos Schedls Fähigkeit, die Reisegruppen organisiert und konzentriert zu führen, sowie seine Sprachgewandtheit (neben Deutsch auch noch Englisch, Französisch und Italienisch, Ivrit und Arabisch, Persisch und Türkisch) für diese 35 Jahre währende Beziehung ausschlaggebend.

Dabei war es für Claus Schedl immer ein Anliegen, die Reiseteilnehmerinnen und -teilnehmer über das kulturelle Erlebnis hinaus auch auf Gott, die Unsterblichkeit und die Macht der Religion hinzuweisen, wie dies Alfred Schedl in seiner Stellungnahme im Typoskript der „Erwanderten Bibel“ formulierte.

Abbildungsverzeichnis

Die in dieser Publikation wiedergegebenen Abbildungen sind – ausgenommen in ausdrücklich anders gekennzeichneten Fällen – dem Bildbestand des Nachlasses Claus Schedl entnommen. Die Zahlen am Ende der Bildlegende bezeichnen die Position des Originaldias im Nachlassbestand nach Magazinnummer/Dianummer.

Karl Prenner

Claus Schedl: Biographische Skizzen

Abb. 1: Claus Schedl in der Nähe von Petra (Jordanien), um 1970, 57/0616

Ulrike Bechmann

Claus Schedl und das Heilige Land

Abb. 1: Claus Schedl, um 1975, 56/2820

Abb. 2: Claus Schedl (r.) an einer Ausgrabungsstätte am Ufer des Mittelmeeres, 48/0721

Abb. 3: Die Wüste von Zif, 41/2223

Abb. 4: Galiläa, Fischer am See Genezaret, 56/1225

Abb. 5: Christliche Prozession vor der Geburtskirche, Jerusalem, 49/0127

Abb. 6: Bodenmosaïke an der Küste des Mittelmeeres, 46/4128

Abb. 7: Landschaft am See Genezaret, 47/2432

Abb. 8: Kloster der Versuchung (Lk 4,1–13), 41/2135

Hannes D. Galter

Palmyra einst und heute

Abb. 1: Palmyra, 1959, 25/0741

Abb. 2: Palmyra, Ruinen im Morgennebel
(© Hannes D. Galter 1995)42

Abb. 3: Kolonnadenstraße, 1959, 26/0343

Abb. 4: Tempel des Bel, 1959, 25/2943

Abb. 5: Ruinengelände in Palmyra, 1959, 25/3644

Abb. 6: Tempel des Bel, innen, 1959, 26/3145

Abb. 7: Tempel des Baʿalschamin, 1959, 25/3046

Abb. 8: Das Hadrianstor, 1959, 26/0646

Abb. 9: Der Grabturm des Elahbel, 1959, 26/3247

Abb. 10: Löwenfigur für Al-Lat
(© Hannes D. Galter 1999)48

Abb. 11: Reliefblock am Tempel des Bel, 1959, 26/1054

Abb. 12: Der rechte Löwe in Raqqa (© Luitgard Galter 2007)54

Abb. 13: Das römische Theater in Palmyra, 1959, 26/0861

Manfred Hutter

Claus Schedl (1914–1986) und die babylonisch-assyrischen Religionen

Abb. 1: Rad der Lehre (© Hutter in Hutter, Claus Schedl, 75)	69
Abb. 2: Aššur auf Stier vor astralen Symbolen (© Hutter 1984, Vorderasiatisches Museum in Ost-Berlin)	70
Abb. 3: Baustumpf der Ziqqurat von Babylon mit Grundwasser, 1968 (© Claus Schedl, Bestand Hutter)	71
Abb. 4: Schutzgenius bei Tordurchgang in Nimrud, undatiert (© Claus Schedl, Bestand Hutter)	73
Abb. 5: Rekonstruiertes Stadttor Babylon, 1968 (© Claus Schedl, Bestand Hutter)	74
Abb. 6: Überblick über Ausgrabung Uruk, undatiert (© Claus Schedl, Bestand Hutter)	76
Abb. 7: Schilfhütten am Euftrat bei Basra, 1973 (© Claus Schedl, Bestand Hutter)	77
Abb. 8: Rekonstruierte Stadtmauer in Ninive, 1973 (© Claus Schedl, Bestand Hutter)	79
Abb. 9: Alltagsszene mit Esel in Ninive, undatiert (© Claus Schedl, Bestand Hutter)	79

Karl Prenner

Claus Schedl: Sein wissenschaftliches Werk

Abb. 1: Kairo, Sultan-Hassan-Moschee und Ar-Rifa'i-Moschee, 1951, 03/23	87
Abb. 2: Istanbul, Sultan-Ahmed-Moschee („Blaue Moschee“), 1966, 28/38	90
Abb. 3: Bagdad, Muqarnas, 1969, 17/07	93
Abb. 4: Schiras, Lebensbaum - Motiv als Relief an einer Brunnenhalle, 1969, 20/47	95

Christian Wessely

Unzeitgemäßes Medium, unzeitgemäße Theologie

Abb. 1: Beispiel für ein ausgezeichnet erhaltenes Dia, 24/04 (unbearbeitet)	102
Abb. 2: Beispiel für ein schlecht erhaltenes Dia, 16/08	102
Abb. 3: Schäden im Beschichtungsmaterial, 25/30	103
Abb. 4: Vor der Bearbeitung, 41/21	103
Abb. 5: Nach der Bearbeitung, 41/21	103

Franz Winter

Claus Schedl und Ägypten

Abb. 1: Horusfalke, Tempel von Edfu, 07/04	121
Abb. 2: Kom Ombo, Relief mit Isis und Horus, 10/37	122
Abb. 3: Ausgrabungen bei Tell al-Amarna, 1966, 01/27	126
Abb. 4: Relief, angeblich Tochter Echnatons, 1966, 02/39	127

Claus Schedl

Erwanderte Bibel

Abb. 1: Kairo, die Zitadelle des Saladdin, 53/23	138
Abb. 2: Obelisk von Heliopolis; errichtet von Senusret I, 01/02.....	140
Abb. 3: Dahabija auf dem Nil, 11/43	142
Abb. 4: Residenz am Ufer des Nil, 13/22	144
Abb. 5: Das „Auge der Wüste“: Anflug auf Damaskus, 1951, 24/46.	146
Abb. 6: Die Ummayyaden-Moschee, 1951, 24/44.	147
Abb. 7: Die Sultan-Sülayman-Moschee, 1951, 24/45	148
Abb. 8: Landschaft bei Amman, 1951, 25/09	150
Abb. 9: Claus Schedl im Bus – allerdings als Reiseleiter um 1970, 56/26	160
Abb. 10: Das Damaskustor in Jerusalem, 1951, 49/31	163
Abb. 11: Ruinen in Jericho, 1951, 51/15	173
Abb. 12: Tell, Jericho, 1951, 52/25	174
Abb. 13: Betlehem, Geburtskirche, Prozession, 1951, 49/01.	181
Abb. 14: Betlehem: Junge Frau mit Wasserkrug, 1962, 42/48.	183
Abb. 15: Gerasa: Der Tempel der Artemis 1951, 25/14	187
Abb. 16: Gerasa: Der Hadriansbogen, 1951, 25/11	188
Abb. 17: Jerusalem, der Eingang der Grabeskirche, 1977, 44/48	191
Abb. 18: Jerusalem, Straßenverkauf, 1977, 45/40	192
Abb. 19: Jerusalem, Straßenszene, 1977, 45/34	194
Abb. 20: Jerusalem, Damaskustor, 1977, 44/33	195
Abb. 21: Jerusalem, Kirche aller Nationen und Maria-Magdalena-Kirche, 45/09	196
Abb. 22: Jerusalem, Gethsemane mit der Todesangsbasilika, 45/32	197
Abb. 23: Blick auf Nazareth, 45/22	201
Abb. 24: Tabor, Verklärungsbasilika, 47/16	204
Abb. 25: Kana, Hochzeitskirche, 47/10	206
Abb. 26: Tabgah, Kirche der Seligpreisungen, 47/40	208
Abb. 27: Fischer am See Genezareth, 56/12	210
Abb. 28: Der See Genezareth, 47/24	214
Abb. 29: Mugharet el-Zuttiyeh, 46/47	218
Abb. 30: Karmel, die Höhlen el-Wad, Jamal und Tabun, 46/48	219
Abb. 31: Nachal Oren, untere Höhle („Hiobshöhle“), 47/01	220
Abb. 32: Tarsus, Pauluskirche, 27/07	226
Abb. 33: Tarsus, Kleopatrator, 27/09	227
Abb. 34: Palmyra, Tempel des Baal, 25/29	228
Abb. 35: Palmyra, Relief, 25/29	233
Abb. 36: Bagdad, al-Kazimiyya-Moschee, 16/43	234
Abb. 37: Uruk (1958), 14/50	236

Abb. 38: Dahabija auf dem Nil, 11/43	250
Abb. 39: Ausgrabungen in Tanis: Fuß einer Kolossalstatue, 03/10	252
Abb. 40: Ruinenstätte in Tanis, 13/17	252
Abb. 41: Der Verfasser mit einem einheimischen Begleiter, Luxor, 57/08	256
Abb. 42: Kolossalstatue des Ramses II. Museum in Memphis, 05/43	258
Abb. 43: Armband mit Skarabäus, Gold/Lapislazuli, 08/26	259
Abb. 43: Katharinenkloster auf dem Sinai, 13/48	264
Abb. 44: Kapelle auf dem Mosesberg, 14/39	265
Abb. 46: Relief: Amenophis IV. Echnaton, 25/47	280
Abb. 47: Amarna: Bemalter Fußboden im Palast des Echnaton, 25/44	286
Abb. 48: Konya: Über der Schrift meditierender Derwisch. Modell im örtlichen Museum, 54/29	305
Abb. 49: Konya: Tanzende Derwische. Modell im örtlichen Museum, 54/29	309
Abb. 50: Konya: Die Inschrift über den Gräbern der Derwische, 54/35	313
Abb. 51: Neu-Delhi: Claus Schedl mit Kollegen beim internationalen Orientalistenkongress 1964, 56/17	316
Abb. 52: Mumbai: Abendliche Ankunft im Hafen 1964, 18/32	317
Abb. 53: Mysore: Die Statue des Shiva in Stiergestalt, 18/07	319
Abb. 54: Kanchipuram: Details einer Tempelfassade, 18/18.	324
Abb. 55: Kanchipuram: Tempel der 1000 Säulen, 18/21.	325

Die Autorinnen und Autoren

Univ.-Prof. Dr. **Ulrike Bechmann**, geb. in Bamberg, Professorin für Religionswissenschaft an der Universität Graz; Studium der Theologie sowie der Islamwissenschaft und Arabistik an der Universität Bamberg; Doktorat in Kath. Theologie (Altes Testament, 1988) und Mag. der Islamwissenschaft und Arabistik (1996); Dezember 1989-November 1999 Geschäftsführerin und Theologische Referentin des Deutschen Komitees des Weltgebetstags der Frauen, ab 1.11.1999 Wissenschaftliche Assistentin/Oberassistentin am Lehrstuhl Kath. Theologie der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bayreuth; Habilitation 2004 an der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bayreuth, seit 1.3.2007 Professorin für Religionswissenschaft an der Universität Graz. Forschungsschwerpunkte: Kultur, Geschichte und Religion im Nahen Osten in Geschichte und Gegenwart; Feministische Bibellektüre interkulturell, Bibel und Koran; Ökumene der Frauen; Interreligiöser Dialog.

Univ.-Doz. Dr. **Hannes D. Galter**, Altorientalist an der Karl-Franzens-Universität Graz, Studium der Altorientalistik, vgl. Sprachwissenschaft und Germanistik in Graz und Wien. Dissertation über den mesopotamischen Gott Enki/Ea. Nach Assistententätigkeiten in Toronto und Graz Wechsel in die Erwachsenenbildung. Von 1996 bis 2019 Direktor der Österreichischen Urania für Steiermark. Parallel dazu Habilitation für Altorientalistik mit Arbeiten zur Textanalyse assyrischer Königsinschriften. Hauptforschungsgebiete sind die mesopotamische Literatur, die assyrische Geschichte und die Anfänge der österreichischen Orientalistik. Mit Syrien eng durch jahrelange Reisetätigkeit und Forschungsarbeiten in Aleppo, Raqqa und Arslan Tasch verbunden.

Univ.-Prof. DDr. **Manfred Hutter**, Studium der Katholischen Theologie (Dissertation 1984 bei Prof. DDr. Claus Schedl) und der Vergleichenden Sprachwissenschaft, Orientalistik und Alte Geschichte (Dr. phil. 1991). Von 1982 bis 2000 am Institut für Religionswissenschaft der Universität Graz tätig (Verleihung der Lehrbefugnis als Universitätsdozent für Religionswissenschaft 1990 und Ernennung zum Ao. Univ.-Prof. für Religionswissenschaft 1997). Seit Oktober 2000 Professor für Vergleichende Religionswissenschaft am Institut für Orient- und Asienwissenschaften (IOA) der Universität Bonn. Forschungsschwerpunkte: Religionsgeschichte des Alten Orients und des nicht-islamischen Iran; religiöser Pluralismus und Minderheitenreligionen in Südostasien.

Ao. Univ.-Prof. Dr. **Karl Prenner**, Studium der Fachtheologie (Mag. und Dr.) in Graz; Arabisch- und Judaistik-Studien an der Universität Wien; ab 1980 Univ.-Ass. am Institut für Religionswissenschaft; 1982-1993 Leiter der Abteilung „Islamwissenschaft mit Schwerpunkt Koranforschung“; 1985 Verleihung der Lehrbefugnis als Universitätsdozent für „Islamwissenschaft mit Schwerpunkt Koranforschung“ am Institut für Religionswissenschaft; 1995/96-1999/2000 Lehrbeauftragter an der Katholisch-Theologischen Hochschule/Theologische Fakultät Linz; ab 1997 Ao. Univ.-Prof.; seit 2016

i.R. Forschungsschwerpunkte: Vergleichende Aspekte zu den drei monotheistischen Religionen, Kulturgeschichte des Islam in Europa, Zum Modernediskurs in den muslimischen Gesellschaften.

Ao. Univ.-Prof. Ing. Dr. **Christian Wessely**, Agraringenieur, Studium der Fachtheologie, Spezialisierung auf den Bereich „Theologie und audiovisuelle Medien“. Dissertation 1995 zu „Mythologischen Strukturen in der Unterhaltungsindustrie“, Habilitation zu „Ekklesiologie des Diakonates“ 2004. Lehrbefugnis als Universitätsdozent für Fundamentaltheologie. Chefredakteur des Journal for Religion, Film and Media und Mitglied des internat. Forschungsnetzwerkes „Film und Theologie“.

Univ.-Prof. DDr. **Franz Winter**, Professor für Religionswissenschaft an der Universität Graz; Studium der Theologie, Religionswissenschaft, der Klassischen Philologie und der Indogermanistik; Studien- und Forschungsaufenthalte in Graz, Wien, Salzburg, Rom, Kyoto, Tokyo, Boston (Fulbright) und Nizwa (Oman); Doktorat in Klassischer Philologie (1999) und Religionswissenschaft (2005 sub auspiciis praesidentis rei publicae); Habilitation in Religionswissenschaft an der Universität Wien (2010), seit April 2019 Professor für Religionswissenschaft an der Universität Graz. Forschungsschwerpunkte: Geschichte des Kontaktes zwischen Europa und Asien von der Antike bis zur Gegenwart; Religionsgeschichte West-, Süd- und Ostasiens; religiöse Gegenwartskultur.

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Br. **Nikodemus Paul Glözl OFM**, IT-Spezialist und Franziskaner, studentischer Mitarbeiter 2020/21 am Institut für Systematische Theologie, Fachbereich Fundamentaltheologie. Studium der Fachtheologie.

Katharina-Maria Grilz, studentische Mitarbeiterin 2021/22 am Institut für Systematische Theologie, Fachbereich Fundamentaltheologie. Studium der Fachtheologie.

Mag. Fabian Müller, Fachtheologe und wissenschaftlicher Mitarbeiter 2020 am Institut für Systematische Theologie, Fachbereich Fundamentaltheologie.

